Kursbuch 76

Die Mütter

Das Leben der MUTTs / Mutterliebe
Schwangerschaftsphantasien
Mutterglückspillen
Der Tanz um den Bauch
Die Mamis und die Mappis
Macht der Mütter? / Töchter
Entschuldige, daß ich dich geboren habe
Der verlorene Sohn / Mutters Rocker
Mamaleben / Omage / Wehrmütter

Exkurse: CSU · Wiedervereinigung · Butterberg · § 129a

Kursbuch / Rotbuch Verlag
Juni 1984 9 Mark A 20281 F

Kursbuch

Herausgegeben von Karl Markus Michel und Tilman Spengler
Unter Mitarbeit von Hans Magnus Enzensberger
Redaktion: Ingrid Karsunke

Goethe Institut e.V. Bibliothek
84 - A 236
ausgeschieden am: ...

76 Die Mütter Juni 1984

Hortense von Heppe, Das Leben der MUTTs 1
Eduardo Labarca, Mein Ein und Alles 14
Marie Mühlenau, Mutterliebe 19
Marina Moeller-Gambaroff, Schwangerschaftsphantasien 26
Peter Sichrovsky, Mutterglückspillen 34
Joseph von Westphalen, Der Tanz um den Bauch 43
Jörg Bopp, Die Mamis und die Mappis. Zur Abschaffung der Vaterrolle 53
Eva Dane, Macht der Mütter? 76
Catherine Hayes, Töchter 87
Irene Böhme, Entschuldige, daß ich dich geboren habe 113
Sylvia Kade, Der verlorene Sohn 120
Antje Bauer, Mutters Rocker 127
Marie Luise Kaltenegger, Mamaleben 138
Yvonne Schütze, Omage 145
Stefan Welzk, Wehrmütter 160

Exkurse: Nachruf auf die CSU 167 / Ein Reich? Entwurf der Wiedervereinigung 170 / Der Butterberg kreißt 175 / Über die Banalität des Bösen 178

Das Kursbuch erscheint einmal im Vierteljahr. Jedes Heft kostet im Jahresabonnement DM 7, im Einzelverkauf DM 9. Verlag: Kursbuch Verlag GmbH / Rotbuch Verlag GmbH, Potsdamer Straße 98, 1000 Berlin 30, Telefon 2 61 11 96. Anschrift der Redaktion: Kursbuch Verlag, Niebuhrstraße 77, 1000 Berlin 12, Telefon 8 81 50 59. Die Redaktion lädt zur Einsendung von Manuskripten ein, bittet jedoch darum, Rückporto beizufügen; sie erklärt, daß sie solche Sendungen in der Regel nicht kommentieren und keine Haftung für sie übernehmen kann.
Verantwortlich für den Inhalt: Karl Markus Michel und Tilman Spengler. © 1984 Kursbuch Verlag, Berlin. Alle Rechte, auch die der Übersetzung, für sämtliche Beiträge vorbehalten.
Druck und Bindung: Druckerei Wagner GmbH, Nördlingen
Beilagen: Beltz Verlag, C. Hanser Verlag (Teilauflage), Suhrkamp Verlag, »Kirschkern«-Buchversand (Teilauflage), Kursbuch Verlag

Hortense von Heppe
Das Leben der MUTTs

I Warum Frauen keine Menschen sind. Frauen sind MUTTs

»Man darf nur die Richtung und Art ihrer Aufmerksamkeit in Concert, Oper und Schauspiel beobachten, z. B. die kindliche Unbefangenheit sehen, mit der sie, unter den schönsten Stellen der größten Meisterwerke, ihr Geplapper fortsetzen . . .« Arthur hat recht; Frauen sind keine Menschen, sondern eine Mittelstufe zwischen dem Kind und dem Manne, »als welcher der eigentliche Mensch ist«. Alles Menschliche geht ihnen ab. Sie sind neidisch, zänkisch, rachsüchtig. »Zwischen Männern ist von Natur bloß Gleichgültigkeit; aber zwischen Weibern ist schon von Natur Feindschaft.«

Natürlich verhalten sich Frauen im Theater heute nicht mehr so, wie Arthur es beschreibt; sie haben gelernt, ein kritisches oder bewegtes Gesicht zu machen, ganz wie die rasch erkundete Situation es erfordert. Sie spüren sofort die Tageslosung – eine im langjährigen Training ihres Daseins erworbene Geschicklichkeit. Auch andere Beobachtungen des großen Misogynen sind durch Kosmetik, Sport und Salat aus der Mode gekommen. Die Natur – sagen wir lieber: die Gesellschaft – kann mit einem punktuellen »Knalleffekt« junger Mädchenblüte nichts mehr anfangen. Das Blühmoment des Weibes liegt heute nicht mehr bei 18. Es ist durch eiserne Disziplin ausgewalzt und dehnt sich bis in die Dreißiger hinein. In die Länge gezogen sind auch die Gliedmaßen. Die Frau ist heute nicht mehr »niedrig gewachsen, breithüftig und kurzbeinig«. Das Korsett sitzt innen, nicht mehr außen. Die äußerliche Mann/Mensch-Unähnlichkeit ist geringer geworden. Die Filmstars der fünfziger Jahre waren die Dinosaurier des Weiblichen: sie hatten das erotische Detail zur Abnormität ausgebildet. Die enormen Brüste aus »La dolce vita« sind nicht mehr stilbildend, auch nicht der vorgestülpte Bardot-Mund. (NB: er bringt den Frauen unweigerlich die zur Oberlippe führenden Senkrechtfalten – ein hoher Preis für jahrzehntelanges Schmollen.) Fanny Ardent rennt eckig durch Truffauts letzten Schwarz-Weiß-Film und weitet die Mundöffnung von einem Ohr bis zum anderen. Die Kind-Frau ist zur Mann-Frau geworden. Trotzdem ist sie kein Mensch. Der Regisseur von »Le Mépris« wußte das. Auf das schönste Stück Fleisch der Bardot legte er ein Buch. Er schuf damit eine Allegorie der Frau in dieser Gesellschaft.

Warum sind Frauen keine Menschen? Arthur wußte nur, *daß* sie es nicht sind. Er sah, daß der Begriff der Menschheit, den die Aufklärung zur Einebnung aller Standesunterschiede ausgerufen hatte, es dem Weibe erst recht schwer macht. Wo immer aus Kunstwerken der kurzen Epoche zwischen 1790 und 1810 diese einzigartige Illusion uns entgegenschlägt, Frauen könnten zu Menschen werden und gemeinsam mit dem Mann an die Gottheit anlangen, kämpfen wir mit der Rührung. Seither reflektiert die Kunst nur noch das Mißlingen dieses Projekts. Pamina ist nicht tugendhaft = menschlich geworden. Auch Papageno bekommt keine Papagena. Nur der Hölle Rache kocht nach wie vor im weiblichen Herzen; an die Stelle der wechselseitigen Erhöhung von Mann und Frau trat eine normative Gleichschaltung der Geschlechter, die den Niedergang ihres Zusammenlebens in Ehe und Familie einleitete.

Wahrscheinlich verstanden die bürgerlichen Aufklärer ihre Frauen nicht; auch Arthur, der schon einiges Richtige sieht, irrte sich letztlich. Um Frauen wieder glücklich und Männer leidlich zufrieden zu machen, schlug er *maskuline* Polygamie vor. Selbst weibisch, giftet er gegen die »fausse position« der Frau im Okzident. Die Nr. 2 des menschlichen Geschlechts, die sich in Europa zur kultivierten Dame aufgeworfen hat, soll wieder in ihre natürliche Stellung gebracht werden: »Da folglich jeder Mann viele Weiber braucht, ist nichts gerechter, als daß ihm frei stehe, ja obliege, für viele Weiber zu sorgen. Dadurch wird auch das Weib auf ihren richtigen und natürlichen Standpunkt als subordiniertes Wesen zurückgeführt, und die *Dame,* dies Monstrum europäischer Civilisation und christlich-germanischer Dummheit, mit ihren lächerlichen Ansprüchen auf Respekt und Verehrung, kommt aus der Welt, und es gibt nur noch *Weiber,* aber auch keine *unglücklichen Weiber* mehr, von welchen jetzt Europa voll ist.«

Dummer Arthur! Soll man etwa die Männer glücklicher machen durch *noch* mehr Weiber der jetzt existierenden Sorte? Und die Frauen sollen weniger unglücklich werden, wenn sich ihre Anzahl vermehrt statt vermindert, da doch ohnehin schon jede die Feindin der anderen ist? Der Mann will Weiber. Aber was bekommt er nach deinem Modell? Ich will es dir sagen: er bekommt Mutts. Vielleicht will er ja nicht nur Weiber, sondern ab und zu auch, wenn nicht gleich Männer, so doch wenigstens Menschen. Desto peinlicher fällt ihm auf, daß er nicht einmal Weiber bekommt.

Um es im einzelnen zu erklären:

1. Zu Mutts werden Frauen nur unter der Zumutung, Mensch sein zu müssen.

2. Alle Frauen sind Mutts, unabhängig davon, ob sie Friedhelme geboren haben oder nicht.

3. Frauen sind Mutts, gleichgültig, ob sie 25, 35 oder 45 Jahre alt sind. Falsch ist es, nur alte Mutts für Mutts zu halten.

Der Mutationspunkt, an dem die kleinen Mädchen (die wie alle Friedhelme noch viel vom Menschen haben) zu MUTTS werden, setzt ein, wenn sie begreifen müssen, daß sie von den Menschen nicht anerkannt werden. Sie spüren die Verachtung; sie sind vom Austausch menschlicher Zuneigung ausgeschlossen. Das macht sie irgendwie aggressiv; sie trumpfen auf, und wenn sie schlau sind, erfinden sie eine Fülle von Vorzügen ihrer Natur. Sie zentrieren ihre Werte um die primären und sekundären Geschlechtsmerkmale und spekulieren darauf, daß die Menschen davon nicht lassen können. Obwohl dies wirklich so ist, befinden sie sich marktstrategisch in einer ungünstigen Position. Dem *totalen* Angebot entspricht keine *totale* Nachfrage. Menschen setzen Eros-Quantitäten frei, auch ohne Frauen dafür zu benötigen. Ein beträchtlicher Teil ihrer Liebesfähigkeit wird abgezweigt für den männlich-homoerotischen Umgang. Ein vergleichbar sinnliches Klima unter Frauen gibt es nicht. In dem Schock, nur über einen eingeschränkten Gebrauchswert zu verfügen, kristallisiert sich die Frau zur MUTT.

II DIE PHÄNOMENOLOGIE DER MUTTS

1. Der soziale Tod

Einige menschliche Philosophen haben das Leben als ein Vorlaufen zum Tode definiert. Das Leben der MUTT, soviel ist sicher, läuft um die Wette mit dem sozialen Tod.

Er kündigt sich an mit dem Niedergang der sexuellen Nachfrage. Aus frischem Nachwuchs drängen sich auf den Markt ständig wachsende MUTT-massen. Die Konkurrenz verschärft sich derartig, daß MUTTS in ihren eigenen Töchtern ihre ärgsten Widersacherinnen sehen. In den Fragen des Eros und des Sexus pflegt der Mensch ästhetisch zu entscheiden. Nun geht es den MUTTS so, daß sie nicht, wie Antiquitäten, mit dem Alter immer kostbarer werden. Oft versuchen MUTTS deshalb, ihre in den Jahren erworbene Erfahrung ins Spiel zu bringen, ein Argument, die Macht der Kosmetik in die Schranken zu weisen. Es kommt aber kaum vor, daß eine Sechzigjährige klüger ist als eine Mittdreißigerin – außer, sie war es immer schon. Zwischen 30 und 40 hat MUTT meist den Intelligenzhöchststand erreicht. In der Zeit danach wird die geistige Aufnahmefähigkeit durch den immer näher rückenden sozialen Tod bereits verdunkelt. Was als Klugheit ausgegeben wird, beschränkt sich meist auf allgemeine Sentenzen, teils unverdrossener, teils resignativer Art. Noch häufiger ist die generelle Einsicht in das Leben so gering, daß alle Nachteile als Unbill des persönlichen Schicksals aufgefaßt werden: gerade mit *diesem* Mann konnte die Ehe nicht gut gehen, gerade *dieses* Kind hat mich so enttäuscht, gerade in *dieser* Stadt oder in *dieser*

Geselligkeit konnte ich mich nicht entfalten. Solche MUTTs klagen ohne Unterlaß.

Der soziale Tod dauert also vom Ende der vierziger Jahre bis zum Exitus. Da Haß die MUTTs aufrecht hält, haben sie eine um sechs Jahre längere Lebenserwartung als Menschen. (Dieser Fluch ihrer Natur ist statistisch erwiesen.) Sie sind in ihrem massenhaften Alter unübersehbar, überfluten das Stadtbild, ohne daß sich daraus irgendeine ästhetische oder politische Kraft gewinnen ließe. Der soziale Notstand verarmter Rentnerinnen ist Bonn bekannt; aber auch den Gutversorgten geht es nicht viel besser. Im Verlauf dieses etwa dreißigjährigen sozialen Todes entledigen sich nämlich die Menschen der Fürsorgepflichten gegenüber alten MUTTs. Ihre Schuldgefühle, die sie bislang noch zu dieser oder jener kleinen MUTTarbeit veranlassen konnten, werden mittlerweile von ihren EheMUTTs in Anspruch genommen. Da sie mit diesen noch regelmäßig schlafen, übertragen sie ihnen ihre Sorge. Diese wiederum kämpfen um ihre Ehe; und da sie den eigenen sozialen Tod noch nicht denken können, geben sie AltMUTT den Rest. AltMUTT hingegen trifft dieses Schicksal nicht ohne eigenes Verschulden: Alle EheMUTTs waren einmal Töchter. Und deren MUTTs waren bösartig genug, ihre Töchter nicht auf die Nachteile oder überhaupt das Wesen des MUTTmäßigen hinzuweisen. Sie machten aus den Töchtern das, was sie selber waren, und nannten das Erziehung.

Es gibt keine Rettung vor dem sozialen Tod. Es gibt nur individuelle Auswege, die das Ertragen dieses langen Zeitraumes erleichtern können. Zum Beispiel: gute finanzielle Verhältnisse. Reichen AltMUTTs kann die Nähe des Geldes noch etwas Erotisches verleihen. Auch verträgliche Charaktere sind besser dran, aber selten. Wo sollen sie am Ende auch herkommen? Etliche MUTTs üben menschenartige Berufe aus; zwar meist schlechter als Menschen und auch schlechter bezahlt. Aber es erleichtert das Altern. Es ist zu beobachten, daß MUTTs den sozialen Tod nur durch eisern eingehaltene Verdrängung und verstärkte Körperzuwendung verkraften. Es treibt sie in die Sprechzimmer der Ärzte. Der Hartmann-Bund leistet hier gemeinsam mit der Pharma-Industrie fast Übermenschliches.

Das Schlimmste am sozialen Tod scheint die Isolation vom Menschen zu sein. MUTTs leben zunehmend mehr in der Welt der MUTTs. Menschen schleppen sie nur notdürftig mit. Die zwei ausschließlichen Motive der Bindung von Mensch an MUTT sind im sozialen Tod verschwunden: sexuelle Begehrlichkeit und Schuldgefühle.

2. *Die* MUTT, *die Familie, der Staat*

Menschen, MUTTS und Friedhelme leben in zu engen Wohngemeinschaften unter erschwerten Bedingungen zusammen, in sogenanten Familien. Die heute existierende Ehe, die den MUTTcharakter erst voll zur Reife bringt, ist das Resultat eines zweihundertjährigen Mißverständnisses. In der bürgerlichen Literatur der Aufklärung galt die auf Liebe begründete Ehe als eine Festung gegen eine feindliche Außenwelt. Hier bezog der Mann Nackenschläge, von denen er sich zu Hause erholen mußte: er ließ sich von der Familie trösten und gab zugleich die Prügel weiter.

In der Familie ist MUTT das Kernstück. Ihr gehören die Friedhelme; sie trifft Vorsorge gegen Dreck, Geheimnisse, Krankheiten, Schulden und Unfälle. Überraschungen werden vermieden, es sei denn, solche sind an bestimmten hohen Festtagen eigens vorgesehen. Glück besteht in der Beaufsichtigung aller sozialen und psychischen Faktoren, namentlich der sexuellen. Sie gelten als familienfeindlich und können offiziell nicht geduldet werden. Promiskuität geschieht daher unter allseitiger Verheimlichung, ist aber wegen der Eintönigkeit der Ehe unvermeidlich. Manchmal scheitern Ehen an Geständnissen oder Überläufen; aber auch in diesem Fall wird zumeist nur wieder eine neue Ehe geschlossen. Letztlich gehen alle Ehen an ihrer Dauer zugrunde.

Wenn man die vielen Nachteile des Ehestandes und des isolierten Haushaltes bedenkt, so fragt man sich (mit Fourier), warum die Männer nicht einen Ausweg aus dieser Knechtschaft gesucht und gefunden haben. Die verblüffende Tatsache, daß eine derart unbefriedigende Einrichtung sich so lange erhält, verdankt sich zwei Gründen:

Erstens: der Staat, selbst ein MUTTinstrument, belohnt das Vermögen, in solchen Gemeinschaften auszuharren, ganz erheblich.

Zweitens: das Aufkommen des Fernsehens hat der abendlichen Familie die schon verloren geglaubte stumme Harmonie zurückgegeben.

1. Wäre das Experiment »bürgerliche Gesellschaft« um 1800 geglückt, nichts spräche dagegen, daß dann der Mann in Beruf und Geselligkeit sein Pläsier hätte finden können. Da sich jedoch diese Sphäre heute als ein mit Beamten- und Angestelltenscharen durchzogener Kapitalismus darstellt, bietet sie für das Wohlergehen keinen Anlaß. Aber auch das Familienjoch kann keinen Trost gewähren. Zwischen diesen beiden Polen Staat und Familie wird der vermeintliche Mensch hin- und hergeschleudert; er degeneriert in diesem Prozeß zum langweiligen und angstvollen Mann, so wie man ihn kennt.

Beamte und Angestellte verhalten sich zum Staat MUTTmäßig. Mit einer ihnen sonst schon abhandengekommenen Lebhaftigkeit saugen sie 13 oder 14 Monatsgehälter ein; dafür müssen sie unter Ausschaltung ihres Gehirns

und ihrer Triebstruktur ihr Leben am Arbeitsplatz abdämmern. Ihr Dasein verläuft in den emotionalen Bahnen eines Kleinkindes, dessen Physiognomie sie allmählich annehmen. Ausschaltung des Denkvermögens und der Triebstruktur ist aber genau das, worauf MUTT auch in der Familie achtet. Andererseits dringt sie aus dem matriarchalen Familienkern in den sie umgebenden patriarchalen Ring, bestrebt, Metastasen zu bilden. So ist z. B. das Stadtbild vor dem Schmuckbedürfnis verMUTTeter Architekten nicht mehr sicher: noch letzte urbane Reste werden in Fußgängerzonen – Wohnzimmer im Freien – umgewandelt. So wird die Innenausstattung der Macht von MUTT besorgt; sie konditioniert die Stützen des Staates. Der Staat weiß das und ist dafür dankbar: nicht etwa der einzelnen MUTT, sehr wohl aber ihrer Institution, der Familie. In HelMUTT Kohl hat sich diese Symbiose von Staat und Familie ein Denkmal gesetzt.

2. Abends, bei vollzähliger Versammlung der Familie, erwartet MUTT, daß man ihr Rede und Antwort steht. Sie nennt das: »Nun wollen wir uns gemütlich unterhalten.« Dies endet entweder mit dem Verstummen des Ehemannes, der ahnt, es würde Streit geben, oder mit den – aus ihrer Sicht auch berechtigten – Klagen der MUTT, die ebenfalls im Streit enden. Es ist die Stunde der inneren Emigration des Mannes in der Familie, sowie der Neuanschaffungen: Mobiliar, Garderobe etc. Aus der Sicht des Mannes hat sich der Fernsehapparat als die günstigste Anschaffung erwiesen. Teilweise verhindert er die abendliche Inquisition; nicht selten wird er daher von MUTT bekämpft, er verrohe die Friedhelme.

In der Reproduktion dieses Verhältnisses von Staat und Familie spielt das Schuldgefühl eine zentrale Rolle. Es ist der entscheidende Schlag, den MUTT ihren Friedhelmen mit auf den Lebensweg gibt. Die Psychoanalyse erklärt diese permanente innere Spannung, dieses alle Lebensäußerungen verdüsternde Unbehagen in der Kultur, aus der erzwungenen Ablösung von den ersten libidinös besetzten Objekten. Es kommt zur Aufrichtung eines Ich-Ideals, zur Über-Ichbildung, zum Gefühl, diesen strengen Instanzen nicht genügen zu können, zu Symptombildungen, Kompromissen, Neurosen. Dies alles ist ebenso bekannt wie akzeptiert. Etwas anderes ist es, wie MUTT mit diesem z. T. von ihr selbst erzeugten Material arbeitet, wie sie es für ihre Zwecke kanalisiert.

Man könnte das 4. Gebot heute auf den Satz reduzieren: »Du sollst Deine MUTT ehren, auf daß es Dir wohlgehe und Du lange lebest auf Erden.« Der Vater ist in den meisten Familien weggetaucht und wird gewohnheitsmäßig in absentia verehrt. Auch erheischt er nicht Ehrung aus diesem Kreise. Anders die MUTT. Hinter dem Wort »Mutter« steht ein Leben der Aufopferung. Alle Arbeit, die MUTT in der Familie verrichtet, gilt als Opferung eines in der Persönlichkeit von MUTT nicht zur Entfaltung gekommenen Frauen-, wenn nicht gar Menschen-Kernes. Obwohl die Familie ahnt, daß ihr etwas

geopfert wird, was gar nicht vorhanden ist, zwingt MUTT sie dazu, dieses Sacrificium anzunehmen. Das einfachste Mittel dazu ist, es nicht zu einer Gegengabe kommen zu lassen, die das Opfer egalisieren könnte. Es *darf* MUTT in der Familie gar nicht gut gehen. »Es ist kein Durchkommen«, sagte die traditionelle Hausfrau. Kein Familienmitglied wagt es, den Sinn dieser – nach neuerer Terminologie – »Schattenarbeit« in Frage zu stellen. Zum einen wäre es herzlos, diese Opfergabe zurückzuweisen, zum andern wäre dann MUTTS Machtposition in Gefahr. Die Ausübung dieser Macht heißt: Mütterliche Liebe.

In einem sogenannten Kinderlied wird die Tragödie der Friedhelmzeit aufgedeckt. »Hänschen klein / ging allein / in die weite Welt hinein. / Stock und Hut / steht ihm gut / er ist wohlgemut. / Aber Mutter weinet sehr / hat ja nun kein Hänschen mehr / da besinnt / sich das Kind / eilt nach Haus geschwind.« Hätte es nicht, bei einiger Pflege und Wartung, ohne weiteres in der Friedhelmhorde untertauchen können? Das Hänschen-klein-Syndrom wiederholt sich in der Pubertät. Hier ist die Gefahr, Mensch zu werden, in unserer Gesellschaft am größten. Hier greift die Mutter nochmals ein, stoppt die Entwicklung und reduziert sie auf das gesellschaftlich erforderliche Maß. Ihre Mitgift sind die allmählich sich entfaltenden MUTT-Keime, die nach einer kurzen Phase gestatteter Promiskuität den Schritt des Mannes wiederum in die Ehe lenken. Ihm bleibt auch nichts anderes übrig, denn seine Beischläferinnen werfen die Maske des Weibes ab und präsentieren vorwurfsvoll die Rechnung. Der so nun wie sein Vater eingeMUTTete Mann liebt zwar seine Familie nicht besonders, auch nimmt er sie aus dem Panzer seiner inneren Emigration kaum mehr wahr, doch seine Angst, sie zu verlieren, ist noch größer. Denn was erwartet ihn, gesetzt, er verließe die, derer er überdrüssig geworden ist? Doch nur weitere heiratsbesessene MUTTS, an deren Schrecken er sich erst neu würde gewöhnen müssen. Die Abneigung wird durch Familienliebe gedeckt; er ist in den sicheren Hafen eingelaufen, und dieser hat sich hinter ihm geschlossen.

3. FlottMUTTS

Als FlottMUTT hat man die typische Fünfundzwanzig- bis Fünfunddreißigjährige zu betrachten, die die Illusion von sich ausgibt, niemals MUTT zu werden. Bei ihr ist der beständige Ausdruck des Vorwurfs noch von der Siegermiene überlagert, die voll auf die ästhetisch-sexuellen Reizmittel setzt. Der Mann, der sich darauf freut, hier noch ein paar gute Jahre abvögeln zu können, wird langsam aber sicher in FlottMUTTS Netze verstrickt. Allen FlottMUTTS gemeinsam scheint die autonome Geste zu sein, die den Beweis individueller Lebensbewältigung erbringen und die Angst vor dem Schuldvorwurf eindämmen soll. Verständlicherweise sind Männer davon angezo-

gen, zumal solche, die den Geschlechterkampf für ein Problem von vorgestern halten. FlottMUTT hat selbst begriffen, daß es sich kosmetisch nicht auszahlt, zu früh zickig zu werden; überdies hat sie es leicht, sich an der sogenannten sexistischen Werbung wie in einem Spiegel zu kontrollieren. Diese beruht auf einem präzisen Studium der FlottMUTTs, ihrer Physiognomie, ihrer Gebärden, ihrer Bewegungen. Überall begegnet man ihr: auf Plakaten, in Universitäten und Schulen, in Boutiquen, kurz vor der Tagesschau, in der bildenden Kunst. Doppelte Zahnreihen, offene, zum Genuß bereite Münder, bissige Wärme, Hände, die Haarmassen lüften. Die Vorstellung, die Frau würde in diesen Imagines manipuliert, darf als abwegig gelten.

FlottMUTT verfügt über eine allgemeine Orientierung; ihr Informationsstand erlaubt ihr ein hinreichendes Gespräch mit Menschen. So hat sie das Gefühl, überall vorzeigbar zu sein. Der Mensch hütet sich, an ihrem Engagement für Studium und Beruf zu zweifeln. Er begrüßt überhaupt ihre fortschrittliche Einstellung, die ihn hoffen läßt, für seine Vergnügungen mit ihr mit nicht allzu vielen Bußübungen bezahlen zu müssen.

Von EheMUTT unterscheidet sich FlottMUTT durch folgende Variante: strahlt EheMUTT Wärme aus, so FlottMUTT eher das Gegenteil. FlottMUTTs avancierteste Position ist das Valuta-Girl. Es setzt auf großstädtisch-unpersönliche Kühle und verläßt sich ohne moralische Bedenken oder sogenannte innere Werte auf die Spielarten des Kosmetischen. Sie hat den abschätzenden Blick fürs Ponderable. Ihr Triumph ist es, für oberflächlich gehalten zu werden; ohne doppelten Boden, ohne lauernden Tiefsinn. Doch auch sie verfolgt klassische MUTT-Werte; alle Anstrengungen gehen auf passive Zielsetzungen: für etwas gehalten zu werden, für etwas anderes nicht gehalten zu werden. Der Weg des Erfolgs ist: Verdrängung anderer MUTTs, Nestbildung, sozialer Aufstieg.

Weil es jedoch in der Großstadt viele FlottMUTTs gibt, ist dieser Weg mit Krisen gepflastert. Problempunkt Nr. 1 ist der Zusammenstoß mit anderen FlottMUTTs im Rahmen der freien Konkurrenz. Da FlottMUTT verglichen mit Menschen einen immensen sozialen Raum benötigt, kommt es zwangsläufig zur Verletzung der Reviere anderer FlottMUTTs. Dieses Phänomen wird noch dadurch verschärft, daß FlottMUTT nicht passiv ihr Revier verteidigt, sondern beständig versucht, vom sicheren Besitz ausgehend, an Terrain zu gewinnen. Nie geht es ohne Kampf und Terror, die aber durch Schmeicheleien besänftigt werden können.

FlottMUTT kann eine Tischgesellschaft zum Erliegen bringen durch MUTTthemen, die betretenes Schweigen auslösen. Fühlt sie sich von den Freunden des Freundes nicht genügend beachtet, kann sie durch deutliche Teilnahmslosigkeit die psychologische Macht weiblicher Kraftfelder einsetzen: zuerst verstummt *ihr* Freund, dann aus Mitgefühl der Rest der Gesellschaft. Prin-

zipiell kann sie durch vermeintlich weltläufige Standards jede Gesprächskultur verhindern.
FlottMUTTs größte Sorge ist es, für spießig gehalten zu werden; die Abgrenzung gegen das Spießige bestimmt ihr Leben seit der politischen Tendenzwende. Umgekehrt: hat sie reüssiert und ist an der Seite eines nicht gänzlich unbedeutenden Mannes gelandet, übernimmt sie dessen soziale Kriterien und führt einen erbarmungslosen Klassenkampf von oben. In den Jahren ihres Erfolges kann FlottMUTT für sich persönlich den sozialen Tod nicht denken. Die Strahlen der Erkenntnis schießen in ihr Hirn, wenn sie, durch kaum wahrnehmbare Zeichen beunruhigt, ihn doch am Horizont auftauchen sieht. Sie versucht dann, die Ernte einzubringen. Dabei herausspringen muß: 1. eine Ehe; 2. eine komfortable Stadtwohnung oder ein Loft; 3. ein Landhaus (überall da, wo es noch nicht spießig ist); 4. neuerdings ein Friedhelm. Da das Spätgebären vom medizinischen Standpunkt aus relativ unproblematisch geworden ist, bekommt FlottMUTT kurz vor der Menopause als Abwehrzauber noch ein Kind. Es wird ihre Bezugsperson für die nächsten 20 Jahre sein. Was dann kommt, wird man sehen.

III Der Ausweg

Alte Utopien folgen einem einfachen Schema: Ein Seefahrer wird auf eine Insel verschlagen, die auf keiner Karte eingezeichnet ist. Er geht an Land und wird zum Zeugen einer ganz anderen Welt. Milde erklären ihm die Bewohner der Insel, wie diese neue Gesellschaft entstanden ist, wie die alten Verhältnisse immer unerträglicher wurden, bis schließlich das Licht des Verstandes aufleuchtete und die neuen Institutionen geschaffen wurden. Die überwundenen Zustände kennt der Seefahrer sehr genau: es sind die seiner eigenen Epoche. Versehen mit vielen neuen Einsichten tritt er die Heimreise an. Zu Hause glaubt ihm niemand.
Der fiktive Reisende aus der Welt der MUTTs hat in der Tat etwas Erstaunliches gesehen: zufriedene Frauen. Schwärmerisch schreibt er in seinen hinterlassenen Papieren:
»Am meisten überraschte mich ihre bewunderungswürdige Gelassenheit. Nie sah ich Ähnliches an MUTTs. Keinmal vernahm ich dort einen eifernden oder gar schrillen Stimmklang; vielmehr schienen Stimmen und Bewegungen in angenehmer Selbstgenügsamkeit um ihre Körper zu schwingen. Ihre Blicke empfand ich als klug, freundlich und entspannt. Auch waren sie außerordentlich verführerisch. Ich sah seltsam viele Männer; mit ihnen oder allein heitere Horden spielender Friedhelme, wie rosige Amoretten. Wir kennen Szenen wie diese auf den Bildern panerotischer Visionen, wie sie Böcklins Phantasie in Najaden und Tritonen lebendig werden ließ. Aber es

war Wirklichkeit, dieser bezaubernde Frühling! Wie das Goldene Zeitalter, in dem Furcht und Strafe nicht vorhanden sind. Welche Entwicklung lag zwischen uns und ihnen?«

Andere Notizen berichten von einer Art Museum, wo in Vitrinen Nachbildungen von MUTTS aufgebaut waren, nebst Dokumenten über ihr soziales Verhalten. Inmitten einiger Reflexionen über die Theorien von Malthus fand sich folgende Eintragung: »Die Frauen waren zufrieden, weil sie schön waren, sie waren schön, weil sie geliebt wurden, und sie wurden geliebt, weil sie wenige waren.« Zusammen mit einigen Broschüren, die offenbar auch aus jenem Dokumentationszentrum stammten, scheint diese Eintragung den Schlüssel zu bieten, um die Spanne zu ermessen, die uns von jenen seligen Gefilden trennt. Da waren zunächst ein paar Verordnungen, einige Kommentare und Ausführungsbestimmungen sowie eine Flugschrift im Stile eines Manifests.

Die Verordnungen waren – wie Gesetzestexte nun einmal sind – von schlichter Trockenheit. Um nur einige Paragraphen mitzuteilen:

»§ 1) Um ein beide Seiten zufriedenstellendes Zusammenleben von Mann und Frau zu gewährleisten, wird das Verhältnis von männlichen zu weiblichen Einwohnern in das Verhältnis von 3:1 einreguliert. Grundsätzlich soll sich eine Frau niemals weniger als der Aufmerksamkeit von zwei Männern erfreuen können.

Für eine auf 30 Jahre angesetzte Übergangszeit wird besondere Vorsorge getroffen.

§ 4) Die Eliminierung überzähliger weiblicher Embryos geschieht nach Früherkennung durch Introspektion. Diese abortive Lösung tritt außer Kraft, sobald das im gentechnologischen Institut ›Lamarck‹ ausgearbeitete Verfahren der W-M-Verschiebung das angestrebte Zahlenverhältnis automatisch reproduziert.

§ 11) Frauen sind nicht gehalten, irgendeinen Beruf zu erlernen. Wollen sie dies aus eigenem Entschluß, steht es ihnen frei. Ihren Lebensunterhalt bestreiten nicht ihre jeweiligen Liebhaber, sondern die Gesellschaft als Ganzes.«

Kommentar zu § 11: »Berufe üben nicht selten auf die weibliche Psyche eine bedrückende Wirkung aus. Der phylogenetischen Faulheit der Frau muß Rechnung getragen werden. Der ehemals so genannte ›Physiologische Schwachsinn des Weibes‹ hat sich als ein berechtigtes Desinteresse an gesellschaftlicher Produktivität herausgestellt. Unter diesen Verhältnissen konnte die Atmosphäre am Arbeitsplatz nur zu einer Brutstätte wechselseitiger Idiosynkrasien werden. Wenngleich die MUTTlose Gesellschaft die weibliche Arbeitskraft prinzipiell nicht mehr in Anspruch nimmt, steht sie den Äußerungen weiblicher Eigenart und Phantasie alles andere als feindlich gegenüber.«

Zusatz: »Die meisten Frauen bevorzugen es, auf dem Sektor der Leidenschaften und der Ästhetik eine Säule unserer Kultur darzustellen. Hier sind sie zu Inspirationen fähig, die ihnen in der Phase der VerMUTTung völlig abhanden gekommen waren.«
Aus einem historischen Anhang zum Gesetzgebungswerk ging hervor, daß die Gesellschaft es nur unter Aufbietung ihres gesamten, damals verfügbaren Wissens geschafft hatte, der totalen MUTT-Katastrophe zu entkommen. Wissenschaftliche Gutachten ergaben eine Bestätigung des allgemeinen Unbehagens.
Eine Forschungsgruppe von Akustikern, Biologen, Psychologen und Anthropologen untersuchte die wachsenden Gewaltanwendungen von Menschen gegen MUTTs. Männer im gesellschaftlichen Streß konnten der zusätzlich erforderlichen Dompteursarbeit an ihren täglich brodelnden MUTTs – sie durch Versprechungen und durch Komplimente unglaubwürdigster Art immer wieder zu besänftigen – nicht mehr nachkommen. Es mehrten sich die Fälle, daß bis in die Oberschichten hinein ganze Familien von explodierenden Ehemännern mit dem Beil erschlagen wurden. Die Zeitungen verfehlten nie zu berichten, es habe sich dabei um ruhige Männer und um ganz normale Familien gehandelt. Die Untersuchungen ergaben nun, daß die weibliche Daueraggression, die man bislang für eine konstante Größe gehalten hatte, in Wirklichkeit einem komplizierten Schwingungsrhythmus folgte. Die damals erstmals meßbar gemachten MUTTstrahlungen basieren auf einer vom Es ausgehenden Grundfrequenz. Wie ein Störsender überlagert sie alle Signale der Realitätsprüfung. Auf engem Raum, bei Kontakt mit FremdMUTTs, verstärkt sich diese Störquelle durch Adrenalinausschüttung. Erregungszustände und Temperaturanstieg während des Eisprungs konnten die Erhebung der weiblichen Stimme zu Schrill-Leistungen bewirken, die eine Autohupe (80-90 Phon) übertraf und sich der Schmerzgrenze (120-130 Phon) näherte. Solchem Ansturm war der im Grunde recht solide maskuline Schutzpanzer im ehemaligen Geschlechtsverhältnis von 1:1 häufig nicht gewachsen.
Diesen ersten Einsichten wollten Soziologen und Kulturhistoriker nicht nachstehen. Sie stellten fest, daß MUTTs, ohne ein direktes politisches Interesse zu haben, sich entdemokratisierend auswirken. Durch zu schwache M-Anteile in der Großhirnrinde, die bekanntlich für Nomadentum und Freiheitsbedürfnis zuständig sind, wurden sie – ohne sich dessen überhaupt bewußt zu werden – zu ernsthaften Hemmnissen für kühne gesellschaftliche Experimente und revolutionäre Veränderungen. Die wenigen MUTTs, die sich die Würdelosigkeit ihrer Situation eingestanden und versuchten, das rettende Ufer des Menschlichen zu erreichen, fielen gesamtgesellschaftlich nicht ins Gewicht.
Die krisenhafte Entwicklung wurde augenfällig, nachdem sich herausge-

stellt hatte: die großen Weltkriege waren neben den schon bekannten Ursachen vor allem dadurch zu erklären, daß die verMUTTeten Männer ihrerseits die MUTTanteile in sich bekämpften. Ihre latent vorhandene Neigung zu Männerbünden nahm eine aggressive Färbung an. In dieser Phase begannen die Menschen sich an heroischen Phantasmagorien zu berauschen: fort aus einer Welt der häuslichen Beschränktheit, der gespannten Langeweile und der endlosen Stilfragen. Sie liefen von Verdun bis nach Stalingrad und noch weiter, nur um die MUTT in sich selbst (sie nannten das den »inneren Schweinehund«) in periodisch wiederkehrenden kathartischen Exzessen zu zerschlagen.

Aus den verschiedenen Erkenntnissen setzte sich mosaikartig die eine große Einsicht zusammen: die Gesellschaft war dem Weiblichen nicht gerecht geworden. Die gesamte Kultur hatte sich daher zu wechselseitig ineinander verbissenen männlich/weiblichen Rachefeldzügen entwickelt. Die Lösung bestand in der neuen Auffassung von *Raum* und *Zahl* des Weiblichen; um die positive Seite des weiblichen Charakters zu entfalten, war es notwendig, seinen Spielraum auszudehnen und gleichzeitig die Liebeszufuhr quantitativ und qualitativ zu steigern. Dies erreichte man durch Reduktion der Zahl. Erst nach langjährigen Erfahrungen mit dem neuen System stellte sich heraus, daß die Menschen schon immer nur ein Drittel der real existierenden MUTTS wahrgenommen hatten. Die überschüssigen zwei Drittel jedoch machten ihren scheinbar glücklicheren Schwestern wie auch den sie umwerbenden Männern das Leben zur Qual und rissen sie in die gemeinsame Depravierung.

Das Pathos der Erlösung von dieser Hölle auf Erden schwingt noch in jenem Manifest nach, das auf dieser glücklichen Insel in großer Auflage verbreitet war und dessen Kernsätze man auf Schautafeln an öffentlichen Gebäuden angebracht hatte. Der seefahrende Reisende verbürgt sich dafür, daß diese Art einer Proklamation der Menschenrechte ausdrücklich als ein »AntiMUTTManifest« abgefaßt war. Wie ein berühmtes Vorbild aus dem 19. Jahrhundert begann es mit den Sätzen »Ein Gespenst geht um in Europa« – ein Gespenst jedoch, das durch das Manifest nicht gerechtfertigt, sondern zur ewigen Ruhe geleitet werden sollte. Soweit es aus den Eintragungen im Inseltagebuch rekonstruierbar war, kreiste das Manifest um folgende Thesen:

»In ihrem Bedürfnis nach einem ausgedehnteren Markt für ihre spezifischen Produkte haben die MUTTS die Welt in ein Gefängnis verwandelt. Freiheit, Geschwisterlichkeit und Liebe wurden von terroristischen Leidenschaften überwuchert.«

»Das gesellschaftliche Leben drohte am Machtfaktor MUTT zu zerbrechen. Aus dem Sklavendasein der Frau, aus dem nicht zu seinem Recht gekommenen Weiblichen war eine furchtbare Geißel der Menschheit erwachsen.

Die MUTTs suchten den Aufstieg des Menschlichen, seine Befreiung aus stumpfer Unbewußtheit und Knechtschaft rückgängig zu machen.«
»Aus der ewigen Beleidigung, hervorgerufen durch ihr eigenes Liebes- und Geliebtwerden-Defizit, verstanden sie es meisterhaft, die tiefste Wunde des Menschen nie heilen zu lassen. Denn in dessen Kleinhirn spulen sich ein Leben lang zwei Sehnsuchtsfilme ab: ein Sex-Streifen und ein MUTTER-Cinema. Aus beiden Filmen gemeinsam ergaben sich die Zaubermittel der VerMUTTung.«
»Die MUTT erfand eine Welt von Dingen, die den Mutterschoß symbolisierten. Weit entfernt davon, sich in seinen Produkten wiederzufinden, drängten sich dem Menschen Dinge und Institutionen auf, die ihn ins Fegefeuer der MUTT-Rache führten: isolierte Einehe, Familie, Angestelltengreuel, Beamtenschaft, autoritäre StaatsMUTTs.«
»Der Mensch wiederum rächte sich, indem er den MUTTs eine abgrundtiefe Antipathie entgegenbrachte, die allerdings vor allem durch den Sexfilm um ihre gesellschaftliche Wirkung gebracht wurde. Reste von wirklicher Zuwendung kamen dem eigenen Geschlecht zugute.«
Das Manifest schloß mit dem Aufruf:
»Eine Gesellschaft ist in dem Maße emanzipiert, in dem die Frauen emanzipiert sind. Die Frauen sollen nicht länger die bösen Geister des menschlichen Zusammenlebens sein! Sie sollen der Vernunft, der Freiheit und der Schönheit zu ihrem Recht verhelfen. Auch MUTTs wollen Frauen werden: nicht der Haß ihrer Verzweiflung soll länger ihre Gesichter verzerren. Keine Einehe aus Feigheit! Keine Folter des sozialen Todes! Ist nicht jede in ihrer numerischen Seltenheit und Kostbarkeit – in dem erlösenden Verhältnis 3:1 – bestrebt, die vielfältigen Abenteuer ihrer Lebenszeit auszukosten? So werden sie unsere liebenswürdigen Freundinnen. Und sie bleiben es bis ins Alter – gemeinsam mit der mit ihnen alternden Brüderhorde. Ihnen bleibt das Vergnügen, auf ein Leben als einen Schauplatz zurückzublicken, auf dem sie sich keine Versäumnisse haben zuschulden kommen lassen.«

Eduardo Labarca
Mein Ein und Alles

Sieht sie nicht wie ein Engel aus, schauen Sie nur, wie sie schläft, wir müssen leise sprechen, damit wir sie nicht aufwecken, um diese Zeit schläft meine Kleine immer, wissen Sie, ich hänge eine Decke vor das Fenster, damit sie von der Sonne nicht gestört wird, ach ja, sie ist sehr verwöhnt, seit dem Tag als sie zur Welt kam, einzige Tochter einer alleinstehenden Frau, Sie wissen, was das heißt, ich habe mein ganzes Leben nur für sie gearbeitet, nur für sie, Gott sei Dank ist sie mir eine gute Tochter, aber es hat auch eine Zeit gegeben, da war sie richtig aufsässig, wir müssen leiser sprechen, ich möchte nicht, daß sie aufwacht, über Kopfschmerzen hat sie geklagt, deshalb habe ich ihr ja auch Kartoffelstückchen auf die Schläfen gelegt, das hilft, als sie noch ganz klein war, hat sie oft Fieber gehabt, bis zu 40 Grad, welche Angst ich damals ausgestanden habe, wenn sie gestorben wäre, hätte ich mich wohl auch ins Grab gelegt, sie ist doch alles, was ich habe, Gott sei Dank habe ich mir immer zu helfen gewußt, mit Kräutern und allerlei Hausmitteln, jetzt ist sie so gesund und stark, daß ihr nicht einmal eine Kugel etwas anhaben kann, ich muß auf Holz klopfen, also wie ich Ihnen schon erzählt habe, da hat es eine Zeit gegeben, wo ich meine Kleine nicht wiedererkannt habe, sie hat nicht mehr auf mich gehört, obwohl ich es doch immer nur gut mit ihr gemeint habe, schnippische Antworten hat sie mir gegeben, richtig frech war sie, ich frage Sie, womit ich das verdient habe, mir ist in meinem ganzen Leben nichts geschenkt worden, Sie sehen ja selbst, hier sitze ich in meiner Bretterbude und nie war ein Mann da, alles mußte ich selbst machen, das Dach flicken, die Ratten erschlagen, das Wasser holen, trotzdem ist meiner Kleinen nie etwas abgegangen, es gab immer saubere Sachen zum Anziehen, geflickt vielleicht, aber hundertprozentig sauber und gebügelt, gebügelt, jawohl, dazu hat sie ja eine Mutter, ich lasse mir nichts nachsagen, nichts, in der Schule hat sie nichts getaugt, sie hatte keinen Kopf zum Lernen, schließlich ist sie gar nicht mehr hingegangen und ist bis in den hellen Tag hinein im Bett gelegen, bei der Arbeit geholfen hat sie mir auch nicht, immer mußte ich hinter ihr herräumen, am Abend ist sie dann ausgegangen, da hat sie sich mit ihren Freundinnen auf der Plaza getroffen, jedes Wochenende war sie tanzen und ist immer später nach Hause gekommen, was für Sorgen, was für Sorgen, auf eben dem Stuhl, auf dem Sie jetzt sitzen, habe ich bis zum

Morgengrauen auf meine Kleine gewartet, mit einem Gürtel habe ich ihr ins Gesicht geschlagen, geschrien hat sie, daß im ganzen Viertel die Leute wach geworden sind, sie ist schon auf dem Boden gelegen, aber ich habe nicht aufgehört, sie zu schlagen und zu treten, ich war ganz außer mir, du Schamlose, habe ich geschrien, wirfst dich weg, meine Hände und Füße haben mir schon wehgetan, aber ich habe immerfort auf sie eingeschlagen, das Herz hat mir geblutet, aber es war meine Pflicht, meine Pflicht als Mutter, aus der Nase hat sie geblutet und übergeben hat sie sich, Angst hat sie gehabt, vielleicht war ihr auch nur schlecht von dem Alkohol, den ihr ihre Freundinnen gegeben haben, in die Kirche bin ich gerannt, allen Heiligen habe ich Kerzen angezündet, jeden Tag habe ich einen Rosenkranz gebetet, alles nur, damit mir die Kleine nicht verdorben wird, die Burschen sind um sie herumgestrichen, sie war das hübscheste Mädchen im Viertel, ich glaube, es gibt überhaupt kein hübscheres Mädchen als sie, richtig herausstaffiert habe ich sie, mit meiner alten Singer habe ich ihr Kleider genäht und Röcke und Blusen, immer nach der letzten Mode, Sie wissen, ich bin Heimarbeiterin für die großen Konfektionsfabriken, immer nur Arbeit, immer nur Arbeit, alles für sie, für meinen Schatz, mein Augenlicht, mein Herzblatt, und als sie zum ersten Mal die Regel bekam, habe ich ihr alles erklärt, du mußt sehr aufpassen, habe ich ihr gesagt, keinem Mann darfst du glauben, dein ganzes Leben kannst du dir in einem einzigen leichtsinnigen Augenblick verpfuschen, ich habe ihr vor Augen gehalten, wie sehr ich mich für sie aufopfere, klug soll sie sein, mehr verlange ich nicht, einen Burschen aus der Nachbarschaft muß sie sich aus dem Kopf schlagen, was für ein Leben hätte sie dann, eine Hütte wie diese da, voll mit plärrenden Kindern, nähen, waschen, kochen, kochen, waschen, nähen, die Jahre gehen dahin, die Schönheit auch, das ist doch kein Leben, aber das ist alles, was du kriegst, wenn du dich weiter mit diesem Burschen abgibst, der dich immer vom Tanzen nach Hause bringt, der ist nichts für dich, du mußt dich an andere Leute halten, habe ich ihr gesagt, erinnerst du dich noch an den Jungen im Auto, der die Wäsche seiner Frau Mama bei uns abgeholt hat, der wäre das Richtige, angesehen hat sie mich, als wäre ich ein Ungeheuer, dummes Ding, aber gesagt hat sie nichts, kein Wort, und dann ist es uns ziemlich schlecht gegangen, ich habe keine Heimarbeit mehr bekommen, zu den Nachbarn mußte ich gehen und mir hier ein paar Eier und dort zwei Löffel Mehl erbetteln, morgen gebe ich es zurück, habe ich gesagt, aber am nächsten Tag war es wieder dasselbe, kreuz und quer bin ich durch die Stadt gelaufen, alles habe ich versucht, eines Tages habe ich mit ihr ein ernstes Wort reden müssen, du mußt dir eine Arbeit suchen, habe ich gesagt, es ist mir schwer angekommen, sie sollte es doch besser haben als ich und sich nicht die Hände verderben mit dem Dreck anderer Leute, einen feinen Mann sollte sie heiraten, eine Dame sollte aus ihr werden, und obwohl so gar kein Geld im Haus war, habe ich immer die

Zeitung gekauft, um die Annoncen durchzusehen, die Zeiten haben sich geändert, mein Herzstück, habe ich ihr gesagt, aus und vorbei ist es mit dem Kinobesuch mit den Freundinnen, mit dem Gekicher an der Tür, mit dem Schlafen bis Mittag, eines Tages stand dann eine Anzeige in der Zeitung, gutaussehendes Fräulein gesucht, Ausbildung nur eine Woche, gutbezahlte Tätigkeit, sie hat sich vorgestellt, einen Tag war sie dort, in der Nacht habe ich sie dann weinen hören, endlich hat sie mir erzählt, was für eine Art Arbeit das war, stellen Sie sich vor, ein Massagesalon für Männer, eine neue Mode aus dem Ausland, nein, habe ich gesagt, dort gehst du nicht mehr hin, wenn es Frauen wären, wäre es etwas anderes, aber Männer, wer weiß, was die ihr alles antun, sie ist doch ganz unerfahren, keine Geheimnisse hat sie vor mir, sie ist noch unschuldig, Sie wissen, was ich meine, sie war immer ein fröhliches Kind und ist gern tanzen gegangen, alles erzählt sie mir, auch von dem Jungen, der sie immer nach Hause begleitet hat, einmal wollte er sie küssen, aber sie hat ihm nur einen Kuß auf die Wange erlaubt, so ist sie, meine Prinzessin, keiner hat sie berührt, eines Tages wird einer kommen, ein Mann in einer guten Position, und wird mich um ihre Hand bitten, rein wie ein Zwiebelchen werde ich sie ihm geben können, ach ja, als ich schon alle Hoffnung verloren hatte, als uns schon das Wasser bis zum Hals stand, hat sie dann die Arbeit gefunden, ein Wunder, jetzt essen wir an jedem Sonntag Fleisch, und in der Suppe schwimmen die Fettaugen, daß es eine Freude ist, sehen Sie doch, sie hat mir dieses Kleid geschenkt und neue Schuhe und eine elektrische Nähmaschine, damit du dich nicht so abplagst, hat sie gesagt, ein Radio haben wir auch, das alte habe ich versetzen müssen, und weil ich nie das Geld hatte, um das Pfand auszulösen, war es eben futsch, auch einen Fernseher hat sie mir versprochen, schwarz und weiß einstweilen, aber wer weiß, vielleicht wird auch einmal einer in Farbe hier stehen, Sie sind herzlich eingeladen, kommen Sie nur, Sie brauchen nur an die Tür zu klopfen, so ein Glück, und alles verdanken wir der Zeitungsannonce, ich muß mir immer die Augengläser aufsetzen, sonst kann ich das Kleingedruckte nicht lesen, ich wollte schon die Zeitung weglegen, als plötzlich, ich glaube, es war die Heilige Gemita, die mir geholfen hat, eben an jenem Tag hatte ich eine Kerze für Sie angezündet, also plötzlich lese ich, es war an einem Freitag, ich weiß es noch ganz genau, Freitag ist mein Glückstag, sie wurde ja auch an einem Freitag geboren, so ein kleines Stück Papier und so viel Glück hat es uns gebracht, hier sehen Sie, ich habe die Annonce ausgeschnitten, hier ist sie zusammen mit den Fotografien, das sind meine Eltern, das bin ich, als ich noch jung war, und das ist meine Kleine bei der Erstkommunion, ein schönes Kind, so ein schönes Kind, sie weiß auch, was sie an mir hat, jede Nacht warte ich auf sie, und am Vormittag gehe ich auf Zehenspitzen, um sie nicht im Schlaf zu stören, und wenn sie aufwacht, steht schon das Essen auf dem Tisch, ich bringe es ihr auch ans Bett, wenn sie will, Eiermilchschnee mache

ich ihr, das hat sie schon als Kind so gern gegessen, ich helfe ihr beim Ausziehen, ich ziehe ihr die Laken zurecht und packe sie warm ein, dann streichle ich ihr den Kopf, bis sie einschläft, wie ein Engel sieht sie aus, wie ein Engel, stellen Sie sich vor, zuerst wollte sie gar nicht hingehen, ich habe sie richtiggehend dazu zwingen müssen, ich weiß doch, was gut für sie ist, recht habe ich gehabt, immer modisch angezogen ist sie, und wenn sie zur Arbeit geht, kennen nicht einmal mehr ihre Freundinnen sie wieder, elegant, geschminkt und ausgeruht geht sie zur Arbeit, in der Handtasche hat sie ein Tuch, damit sie sich den Staub von den Schuhen wischen kann, wenn sie bei der Avenida angelangt ist, dann nimmt sie einen Bus ins Zentrum, dort steigt sie in einen anderen Bus, eineinhalb Stunden ist sie unterwegs, aber wenn man eine so gute Arbeit hat, dann darf man so ein bißchen Unbequemlichkeit nicht scheuen, ich habe ihr gute Manieren beigebracht, und das kommt ihr jetzt zustatten, denn dort sind nur vornehme Leute, die eine Mitgliedskarte haben, sie heißt sie mit einem freundlichen Lächeln willkommen, und der Direktor des Etablissements sagt, daß sie dafür zu sorgen hat, daß sich die Herren wie zu Hause fühlen, daß sie sich ausruhen und unterhalten, es sind sehr feine Herren, gebildet und höflich, manchmal schicken sie meine Kleine in einem Auto mit Chauffeur nach Hause, wer weiß, vielleicht bekommt sie einmal einen Heiratsantrag, stellen Sie sich vor, dann könnten wir in eine Villa ziehen und ich brauchte nie wieder in meinem Leben zu arbeiten, das kommt vor, wissen Sie, ein Mann auf Geschäftsreise kommt in den Club, wird ihr vorgestellt, und plötzlich verliebt er sich in sie, und eines Tages kommt ein Brief oder gar ein Telegramm, es macht nichts, daß es jetzt anstrengend für sie ist, Freitag und Samstag macht sie Überstunden, sie bleibt die ganze Nacht, aber in der Fabrik gibt es ja auch Nachtschichten, und Sie wissen ja, was man in der Fabrik verdient, einen Dreck, nicht einmal ein Viertel von dem, was meine Kleine jetzt heimbringt, manchmal kommt sie auch unter der Woche nachts nicht nach Hause, sie schläft bei einer Freundin, hat sie mir erzählt, ich kenne diese Freundin nicht, aber meine Kleine sagt, daß es ein sehr anständiges ernstes Mädchen ist, mir ist das nur recht, ich habe immer Angst, daß sie auf dem Heimweg vom Bus überfallen wird, ich sage ihr immer wieder, daß jede Arbeit ermüdend ist, selbst in einem Flugzeug werden die Mädchen müde, außerdem bekommen sie vom Stehen und Laufen geschwollene Beine, gefährlich ist es auch, man hört doch immer wieder von einem Flugzeugabsturz, ich hätte furchtbare Angst auszustehen, denn wenn ihr etwas geschieht, will ich nicht mehr leben, ich habe ja nur sie, nur für sie lebe ich, deshalb ist es mir lieber, sie bleibt wo sie ist, ich weiß gar nicht, wo sie die Idee mit dem Flugzeug herhat, das ist nichts für sie, im Flugzeug wird sie niemand an den Tisch bitten wie jetzt, sie bekäme auch keine Provision für jeden Whiskey, im Flugzeug ist der Whiskey gratis, nicht wahr, und die vielen Trinkgelder, die sie bekommt, zuerst

hat sie sich geniert, das Geld anzunehmen, aber ich habe ihr erklärt, daß die anderen Mädchen das ja auch tun, und es ist ehrlich verdientes Geld, endlich gibt es für ein junges Mädchen die Möglichkeit, sich auf ehrbare Weise fortzubringen und vielleicht sein Glück zu machen, noch nie ist sie zu Schaden gekommen, ich würde das wissen, weil sie mir immer alles erzählt, ich bin ja ihre Mutter und sie ist meine einzige Tochter, jeden Tag danke ich Gott für unser Glück, jetzt kann ich ruhig sterben, sie hat eine gute Arbeit, sie kennt viele Leute, ich bin ganz gewiß, daß sie es noch weit bringen wird im Leben, schauen Sie doch, wie sie schläft, meine Königin, mein Augenstern, mit der Puppe im Arm, vor kurzem hat sie wieder damit angefangen, vor dem Schlafengehen bittet sie mich um ihre alte Puppe, ganz fest hält sie sie an sich gedrückt, das hat sie auch getan, als sie noch ganz klein war, ich möchte sie ja gerne noch schlafen lassen, aber ich muß sie jetzt wohl aufwecken, damit sie nicht zu spät zur Arbeit kommt.

Aus dem Spanischen von Marie Luise Kaltenegger

Die Kinder in Hungersnoth

Es war einmal eine Frau mit ihren zwei Töchtern in solche Armuth gerathen, daß sie auch nicht ein Bischen Brot mehr in den Mund zu stecken hatten. Wie nun der Hunger bei ihnen so groß ward, daß die Mutter ganz außer sich und in Verzweiflung gerieth, sprach sie zu der ältesten: »ich muß dich tödten, damit ich etwas zu essen habe.« Die Tochter sagte: »ach, liebe Mutter, schont meiner, ich will ausgehen und sehen, daß ich etwas zu essen kriege ohne Bettelei.« Da ging sie aus, kam wieder, und hatte ein Stückchen Brot eingebracht, das aßen sie miteinander, es war aber zu wenig, um den Hunger zu stillen. Darum hub die Mutter zur andern Tochter an: »so mußt du daran.« Sie antwortete aber: »ach, liebe Mutter, schont meiner, ich will gehen und unbemerkt etwas zu essen anderswo ausbringen.« Da ging sie hin, kam wieder und hatte zwei Stückchen Brot eingebracht; das aßen sie miteinander, es war aber zu wenig, um den Hunger zu stillen. Darum sprach die Mutter nach etlichen Stunden abermals zu ihnen: »ihr müsset doch sterben, denn wir müssen sonst verschmachten.« Darauf antworteten sie: »liebe Mutter, wir wollen uns niederlegen und schlafen, und nicht eher wieder aufstehen, als bis der jüngste Tag kommt.« Da legten sie sich hin und schliefen einen tiefen Schlaf, aus dem sie niemand erwecken konnte, die Mutter aber ist weggekommen und weiß kein Mensch, wo sie geblieben ist.
(Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm)

Marie Mühlenau
Mutterliebe

Seit meinem zwölften Lebensjahr etwa, seit ich anfing zu denken, war mir Mutterliebe wie ein Faß ohne Boden. Meinen stummen Spielgefährten, den Puppen, riß ich gerne Arme und Beine aus, schnitt ihnen die echten Haarzöpfe vom Kopf und legte sie zur Strafe in den heißen Backofen. Nach Stunden nahm ich sie wieder heraus, herzte und küßte sie, wickelte sie in Tücher und steckte sie in mein Bett. Die ausgerissenen Gliedmaßen verbarg ich zwischen Schulbüchern, um sie später in einem geeigneten Moment als Trophäen meinen Freundinnen vorzuführen. Meine beiden Mütter, Großmutter und Mutter, waren entsetzt ob solcher Mißhandlungen und prophezeiten mir das schlimmste für meine Zukunft: die schlechteste aller Mütter zu werden. Eine Rabenmutter. Dieser Tadel, dem selbstverständlich eine Tracht Prügel für meine Untat vorausging, erfüllte mich allerdings mit Stolz. Ich wollte nichts besseres denn Rabenmutter meiner Kinder sein. Daß ich Kinder haben würde, war mir offenkundig schon an der Wiege gesungen worden.

Damit ich meiner späteren Rolle gerecht würde, ließen mich meine guten Mütter taufen, die heilige Kommunion empfangen und im Wonnemonat Mai in schöner Regelmäßigkeit an den Rosenkranzandachten zu Ehren der heiligen Jungfrau Maria teilnehmen. Ich liebte diese allabendlichen Ausflüge in das halbdunkle Gotteshaus, empfand die Stunde unter dem Marienbild als eine Wohltat, konnte ich doch in dem allgemeinen Gemurmel unbeobachtet meinen eigenen Wünschen und Vorstellungen von Wärme und Geborgenheit nachhängen. Häufig vertiefte ich mich in die Erscheinung der Gottesmutter. Mal sah ich sie als überirdisches Wesen, unbeteiligt himmelwärts ins Leere starren, den Jesusknaben im Arm halten wie einen Präsentkorb, jederzeit bereit, ihn herzugeben, dem erstbesten, der vorbeikam. Natürlich wußte ich, daß Maria dieses Kind der Welt geschenkt hatte und daß alle Welt ihr deswegen huldigte. Aber zuweilen beschäftigte mich der Gedanke, daß sie ihn am Wegesrand ausgesetzt haben könnte, um ihn seinem Schicksal zu überlassen. Denn seine babyhafte, besitzergreifende Dämlichkeit und protzige Schwere hatten nichts gemein mit der Leichtigkeit und Durchsichtigkeit seiner Gebärerin. Dann wieder entdeckte ich in ihr die Darstellerin von Gefühlen, die bis heute ihre Gültigkeit nicht verloren haben und die ich

bei meinen leiblichen Müttern so sehr vermißte: die Liebe zum eigen Fleisch und Blut, die alles Verzeihende, die sanftmütige Dulderin, die Opferbereite. Haben diese wunderbaren Eigenschaften Mariens dieses runde, wollüstig auftrumpfende Geschöpf auf dem Bild nicht zum Erlöser der Menschheit heranreifen lassen? Verstohlen tastete ich in dem neben mir in sich versunkenen Mutterantlitz nach ebensolchen anbetungswürdigen Attributen und befand, daß Maria auf dem Bilde über mir nicht von dieser Welt war, die Frau an meiner Seite hingegen den Anschein erweckte, als könne sie der Heiligen durchaus das Wasser reichen.
Ihre ganze Zuneigung aber galt diesem Dreikäsehoch auf dem Arm der Gottesmutter, dieser arrogant dreinschauenden Puppe, mit der man nach Herzenslust spielen konnte, und ich hörte sie häufig ausrufen: ach, wie ist er doch himmlisch, so klein, so goldig, so anschmiegsam. Daß der Jesusknabe wie eine fette, alles verschlingende Kröte dasaß, schien sie nicht zu bemerken. Sie war entzückt von der Mutterkindharmonie und erinnerte sich mit Wonne an die Zeit, da ich selbst ein kleines, rosiges, freundliches, noch unbestimmbares und willenloses Wesen war, glucksend an der Mutterbrust, dankbar für jeden Tropfen Milch, dankbar für jede Aufmerksamkeit, die mir zuteil wurde. Entsetzt beobachtete ich, daß ihre Liebe und Zärtlichkeit ausschließlich jenen Kinderwagenwürmern entgegenschlug und daß sie stets in Gegenwart wildfremder Mütter, die ihre Säuglinge bewundert sahen, in helle Begeisterung ausbrach und die häßlichsten Affen zu den niedlichsten Krabbeltierchen erklärte.
Mich ließ sie stundenlang vor dem Altar Mariens niederknien, damit ich in Demut empfinge, was mir von Natur aus nicht gegeben war: die Liebe zum kleinen Erdenbürger, die Liebe zur Pflicht. Es verstand sich von selbst, daß ich allen meinen Puppen im Laufe meiner Tochterjahre den Garaus machte und nicht im Traum daran dachte, einem Vorbild nachzueifern, dessen Sympathie für das Gewürm im Steckkissen einzig darin begründet zu sein schien, daß man es formen und kneten könne wie der Bäcker das Brot.
Die frühe Einübung in meine angebliche Bestimmung trug sehr bald Früchte. Ich tappte in die Fußstapfen meiner Mutter und wurde, nach den Maßregeln ihrer Erziehung in Strenge, mit knapp 20 Jahren schwanger. Doch nicht mehr im Angesicht Mariens. An ihre Stelle trat in den sechziger Jahren die fortschrittliche Erkenntnis von Psychologen und einer politisch linken Ideologie, daß Kinder nicht als Eigentum ihrer Eltern betrachtet werden können, daß es sich bei der Aufzucht der Brut um ein geliehenes Glück auf Zeit handele, das man als Mutter wie ein auszubrütendes Ei im Nest zu hüten habe. Die Spielräume der Erziehung wurden sehr weit gesteckt. Schluß mit dem Ammenmärchen, daß schlechte Puppenmütter Rabenmütter würden. Das Kind sollte sich ungehemmt und undressiert entfalten können, seinen Willen, seine Autorität gegen die Macht der Eltern

(der Mutter) durchsetzen. Im übrigen aber galt nach wie vor die Liebe zum Kind als unverbrüchliche Voraussetzung für ein freieres Erziehungskonzept. Also hatte ich meinen dicken Bauch zu lieben, ob ich es wollte oder nicht, denn in ihm ruhte das empfindlichste Geschöpf der Welt, dessen zarte Seele schon in der Gruft des Mutterleibes von bösen äußeren Einflüssen geschädigt werden könnte. Ich wandelte schweren Fußes auf Rosenblättern, tyrannisierte meine Umgebung, mich zu schonen um des Kindes willen, und sah mit meinem Bauch ein Wunder heranwachsen. Ich wollte das Kind vom Beginn seines Daseins an als eigenständiges Wesen ernst nehmen, es nicht als Spielzeug verhätscheln, das man beliebig liebkosen oder durch Mißachtung seiner Bedürfnisse peinigen durfte. Ich empfand es beispielsweise als eine Zumutung für den Säugling, ihn in seinem Bett schreien zu lassen, damit seine Lungen kräftig würden und sein ungehöriges Brüllen nach dem Willen der Mutter gezügelt werde. Einleuchtend war mir die Forderung der Kinderpsychologen, das Kind, wann immer es sein Stimmchen erhob, aufzunehmen, damit es die Wärme und Zuneigung ständig spüren und in sich aufsaugen könne, wie die stets verfügbare Milch aus der Brust.
Wer aber von den Zauberern schöner Theorien beschrieb das Ungemach neunmonatiger Einquartierung eines unbekannten Kometen in meinem Bauch? In allen Büchern las ich nur immer wieder von der totalen Einlassung der Mütter (auch der Väter) auf das Wunder der Schöpfung. Im Grunde waren die Trägerinnen dieser eingemachten Frucht nichts anderes als möglichst schöne Gefäße für einen schwimmenden Extrakt, aus dem sich natürlicherweise und nach der herrschenden Meinung ein gesunder, willensstarker Mensch zu entpuppen habe. Mit welchem Recht, so fragte ich mich, nistete sich so ein unbedeutender Samenfaden in jene Eizelle und bewirkte die Entstehung eines Engerlings, den man Fötus nennt, unbeeinflußt von meinem Willen? In der mir zugänglichen Literatur zum Werden und Wohle des Ungeborenen fand sich nie auch nur eine Fußnote gegen diesen Einbruch der Natur ins einfältige Fleisch. Über meinem schon umfänglichen Bauch begann der Stachel wider die angewachsene Fähigkeit, ein Mutterschiff zu werden, emporzusprießen. Mit einem Mal war der Däumling in mir die Kröte auf dem Marienbild, die leeräugige Puppe, mit der ich Vatermutterkind spielen sollte, und ich wünschte inbrünstig sein Verschwinden oder, wenn es sein mußte, eine Totgeburt. Einen Dreck wollte ich mich um seine kleine Seele scheren, verhungern würde ich ihn lassen, aussetzen am Wegesrand. Selbstverständlich gab es Rezepte gegen die zeitweilige Regung werdender Mütter, ihr zu erwartendes Kind abzulehnen. Auch galt es als ganz »natürlich«, sich periodisch innerhalb der neun Monate mit aller Kraft gegen den Fremdkörper im eigenen Gehäuse zu wehren. Therapeuten, Ärzte und Seelsorger empfahlen klärende Gespräche über diesen Umstand mit Vertrauenspersonen, oder sie boten Gruppentherapien an, mit dem un-

säglichen Ziel, das Ereignis und die Folgen der Mutterschaft kollektiv zu verarbeiten und damit zu »bewältigen«. Wie konnte ich neun Monate fremdes Wachstum und Zehren im eigenen Körper bearbeiten? Indem ich in den Sitzungen unter den forschenden Blicken des Therapeuten meine Durchschnittskindheit zutageförderte, den Mangel an Mutterliebe beklagte, das tief in mir schlummernde Unbewußte des Geburtstraumas nachträumte, um meinen Bauch akzeptieren zu lernen? Was mich empörte, war durch keine Therapie, keine Heilung von einer Zwangsvorstellung, aus der Welt zu räumen. Der Umstand, auf »natürliche« Weise zum Austragen eines Kindes »überwältigt« worden zu sein, brachte mich zu meiner Vernunft: nämlich mir die Puppe aus dem Leib zu schneiden. Begierig suchte ich entsprechende Aufklärung über einen möglichen Eingriff. Lief von Pontius zu Pilatus, reif im sechsten Monat, und lief gegen eine Wand. Nicht einmal in den Giftschränken der Gynäkologen wurde ich fündig. Alle Ausführungen zu einem möglichen Abort verlangten das fachliche Wissen des Mediziners, keine Hexenhand fand sich, die mir das Ding wieder aus dem Bauch zauberte. Auch die Schilderungen guter Freundinnen über ihre Heldentat, mit sterilisierten Stricknadeln dem Früchtchen zuleibe gerückt zu sein, halfen mir nicht weiter. Ein eiserner Ring hatte sich um den Muttermund geschlossen, und keine noch so durchdringende Nadel vermochte ihn zu öffen. Auch waren die Schmerzen derart viehisch, daß ich bald wieder aufgab.

Resigniert fügte ich mich in das unausweichliche Dilemma, das Kind zur Welt zu bringen. Einen roten Wichtel, haarlos und prall gefüllt mit einer Energie, die mir alle Kraft genommen hatte. Ich war verzweifelt über sein Erscheinen. Die angeblich jederzeit abrufbaren Liebesgefühle für das Neugeborene wollten sich nicht einstellen. Auch der mir angedichtete Muttertrieb blieb aus. Wäre es nach meinem Kopf und meinem Bauch gegangen, hätte ich auf der Stelle das Weite gesucht und das entsetzlich krähende Bündel sich selbst überlassen.

Ringsum sah ich strahlende Augen. Mitmütter in der Klinik, die allem Anschein nach vor Glück aus der Haut platzten. Anverwandte und Väter, die sich in Liebesbezeugungen und hilflosen Gesten gegenseitig bestärkten, ihren Nachwuchs anstaunten und die frisch gebackenen Gebärerinnen mit Geschenken und Auszeichnungen überhäuften. Glücklicherweise war meine Mutter weit weg, die Auftritte voll Verzückung über die Ankunft ihres Enkels blieben mir erspart. Dennoch schrieb sie mir stürmisch, schickte Blumen, und ich hörte förmlich ihre Stimme zwischen den Zeilen hervorbrechen: Siehst du, war doch alles halb so schlimm. Ist das Kind erst einmal da, sind alle Schmerzen um sein Kommen vergessen, und die mütterlichen Instinkte werden wach!

Mütterliche Instinkte. Ich sah mich vor eine unlösbare Aufgabe gestellt und spürte, auf wie vielen Ebenen der Vernunft, der Gefühle, der an mich ge-

stellten Erwartungen ich zu balancieren begann. Zunächst bescheinigte ich allen Betroffenen, voran dem stolzen Vater, daß ich guter Dinge sei und den Zwerg an meiner Brust willkommen hieße. Dann entwickelte ich lauter Pläne, die ein Gelingen der Aufzucht garantieren sollten. Nüchtern betrachtete ich den Rumpelstielz auf dem Wickeltisch, seine grelle Nacktheit, seine Gier nach Wärme, Zuwendung, Nahrung. Er sollte nie zu spüren bekommen, wie sehr es mir widerstrebte, ihn anzunehmen. Ich phantasierte mir Varianten der Mutterliebe zusammen, versuchte seinen Ansprüchen rund um die Uhr gerecht zu werden, trug ihn mit mir herum wie einen Sack Kartoffeln, ließ ihn teilnehmen an meinem Leben, das sein Leben war. Ich betrachtete ihn nicht als mein Eigentum, exerzierte keine waghalsigen Erziehungsprogramme, ließ ihn wildwüchsig, ja freihändig aufwachsen, den Fremdling. In seiner Kleinheit und Drolligkeit kam er mir aber nicht näher, eroberte nicht mein gerührtes Herz. Denn er rührte mich nicht. Er nahm Besitz von mir. Er beherrschte mich. Verfügte über meine Zeit Tag und Nacht, Jahr um Jahr. Er zwang mich stündlich, sein Zwergendasein über die Maßen zu würdigen. Je mehr freie Hand ich ihm ließ, um so heftiger forderte er mich mit Haut und Haaren. Er war hemmungsloser in seiner Anhänglichkeit als ein Ehemann, grausamer in seinen Liebesbezeugungen als ein Liebhaber, und ich faßte den Entschluß, ihm gelegentlich Briefe zu schreiben, die er eines Tages, wenn er selbst erwachsen sein würde, lesen sollte. Einer von ihnen lautete folgendermaßen:

Lieber Sohn,
diese Nacht hätte ich Dich am liebsten aus dem Fenster geworfen. Den ganzen Tag damit beschäftigt, auf dem Boden herumzukriechen, zwischen albernen Bauklötzchen, dann wieder Dein stummer Zaungast, dabei Dir mit Argusaugen zu folgen auf Expeditionen in den Garten, den Du wie Tarzan im Urwald auf allen Vieren erobertest, angetan davon, Ameisenhaufen zu zerstören, Blumenzwiebeln auszugraben, den Kletterbaum immer und immer wieder zu besteigen, um mit Geheul herunterzustürzen, die Hosen voll, schreiend, kreischend. Zwischendurch sprudelten Deine Windeln in der Kochwäsche, schmorte Dein Essen auf der Herdplatte, rannte ich hin und her, Dir den Sonnenschein noch heller zu bestellen. Endlich, nach zehn Stunden rund um den Erdball, warst Du gnädig bereit, ein wenig Ruhe zu geben. Du hast mit Händen und Füßen Dein Gemüse verzehrt, Deine Milch in der Flasche verlangt, warst auf meinen Schoß gestiegen, hast Deinen schweren Schädel wie einen Stein gegen meine Brust geschleudert, wolltest noch ein Spielchen, dann wieder nicht, bist wie der Blitz zur Erde gesaust, hast Dich herumgeworfen, Dir die Stirn aufgeschlagen, wolltest Trost, ein Pflaster, dann noch mal eine Flasche Milch, eine letzte Abendwindel, die Du prompt vorm Schlafengehen durchtränktest, was eine weitere Zeremonie

auf dem Wickeltisch zur Folge hatte. Deine stämmigen Beine mir in den Bauch rammend und schließlich trocken, warst Du bereit, Dich zu Bett bringen zu lassen. Erlöst für diesen Tag, dachte ich. Lehnte mich auf dem Schlachtfeld zurück, griff mir ein Buch, wollte noch ein wenig lesen, las in der *Clique* von Mary McCarthy, verliebte mich in die Heldin Libby, deren hysterische Auftritte im Kreise ihrer Freundinnen mich mit Neid erfüllten. Ich wünschte mir auch den einen oder anderen exaltierten Ausbruch, hätte liebend gern meiner Wenigkeit unter Bekannten und Freunden Ausdruck verliehen, dieser siamesisch anmutenden Zwillingsgebundenheit. Ich wäre so gern in dieser Nacht mit Libby über mich selbst hinausgewachsen, aber nein, ich saß erschöpft ins Buch gesunken und wurde nicht größer als Du in Deinem Kinderbett. Darüber schlief ich wohl ein. Sprang jedoch wie von der Tarantel gestochen in die Höhe, als Deine Stimme zeternd laut aufjaulte, Du gegen die Dunkelheit loszuschreien anhubst, mich an Dein Bett zitiertest mit Deinem jämmerlichen: Mama, Mama, und ich störrische Eselin wankte hin und her, redete Dir gut zu, besänftigte Dich, verscheuchte die bösen Geister Deiner Tarzanträume. Nicht viel später, ich war selbst ins Bett gefallen, wurdest Du erneut munter und wolltest unbedingt spielen. Da ich Deiner Aufforderung nicht nachkam und Dich im Halbschlaf bat, noch ein wenig still zu halten, erregte das Deinen Zorn. Du fühltest Dich im Stich gelassen, wolltest unbedingt Deinen Willen haben, und da ich Dir nicht folgte, auch viel zu müde war, um mit Dir nach Mitternacht Purzelbäume zu schießen, fingst Du an, Dein Bett zu demolieren. Mit aller Gewalt wolltest Du die einzelnen Rundstäbe auseinandernehmen. Ein Trommelfeuer gegen Kopf- und Fußende begann, dazu Dein herzerfrischendes Knabenorgan, und die Nachtruhe war hin. Flammend vor Zorn fackelte ich zu Dir, packte Dich an den Schultern und schüttelte Dich, daß Du vor Schreck aufs neue die Windeln fülltest. Der Scheißdreck lief Dir an den Beinen herunter, bildete braune Inseln um Deine Füße, und die Tränen der Wut überzogen Dein erstarrtes Quälgeistgesicht. So hattest Du mich noch nie erlebt. Ich ließ Dich stehen, riß das Fenster auf, um Dich an die frische Luft zu setzen, atmete einmal tief durch, was soviel bedeutete wie: Muttertier, nimm dich zusammen. Dann hob ich Dich kleinen Scheißkerl aus dem Bett, riß Dir das besudelte Windelpaket herunter, warf das verdreckte Bettzeug in die Badewanne, säuberte Dir den Hintern, die Beine, bezog Matratze und Decken neu, steckte Dich in frische Windeln und überließ Dich dem heraufziehenden Morgengrauen. Stunden später begann für Dich ein weiterer unbeschwerter Tag, verheißungsvoll wie der vergangene, und ich versorgte Dich nach bestem Wissen pflichtgetreu.

Die Briefe an den Sohn brachten keine wesentliche Erleichterung in mein Mutterdasein. Es waren vorübergehende Schauer, im Affekt geschrieben,

zumeist nach aufreibenden alltäglichen Ereignissen am Abend, ein selbstquälerischer Appell, doch mehr in mir wachzurufen als anerzogene Tugenden wie Pflicht, Geduld, Fürsorge. Sie halfen mir nicht über den Mangel an Gefühlen hinweg. In gewisser Weise verlängerten sie sogar die Zeitspanne, in der ich das schlechte Gewissen kultivierte, den Gnom nicht endlich ins Herz schließen zu können. Sie zeigten mir deutlich, was ich tagsüber, besorgt, alles richtig zu machen, verabsäumte. Beispielsweise die Beobachtung, daß es heitere Momente mit ihm gab, Stunden, in denen er mich amüsierte, weil er fähig war, rasch zu lernen, Erwachsene (auch mich) spielerisch nachäffte, sich komische Wörter ausdachte, um mich auf seine Weise zu unterhalten. Kein einziges Mal erwähnte ich solch positive Wende in unser beider Kleinsein. Die Briefe an ihn wurden zur Klagemauer, und ich war das Vehikel für einen aufstrebenden Menschenfresser.

Er stempelte mich zur Mutter. In der Öffentlichkeit wurde ich als junge Mama mit dem Klotz am Bein freundlich und nachsichtig behandelt. Die Marktfrauen beschenkten ihn mit Würstchen und Bananen. Die jungen Männer in den Autobussen und Straßenbahnen boten ihm, den ich mit mir herumschleppte, ihren Sitzplatz an, und anstatt mit mir die Fünf-Minuten-Augenblicke zwischen den Stationen zu flirten, bewunderten sie sein hübsches Lockenköpfchen und lächelten ihm zu. Und erst die Konkurrenzmütter und Großmütter auf den Spielplätzen: Ihm galt jeder Blick, jede Aufmunterung. Ihn nannte man Kronprinz, Stammhalter, wohl ganz der Papa. Das unverändert vorherrschende Sittenbild von der liebenden Mutter wurde mir wie ein Spiegel alle Nasen lang vorgehalten. Niemand in meinem Umkreis wäre auf die Idee gekommen, daß ich den Gernegroß an meiner Hand mitnichten liebte, daß ich zuweilen den Wunsch hegte, das Dach über seinem Kopf anzuzünden, oder mir andere Katastrophen ausmalte, ihn ein für allemal verschwinden zu lassen. Aber einen »natürlichen« Haß auf das eigen Fleisch und Blut durfte es nicht geben. Mütter, die ihre Kinder quälten, aussetzten, umbrachten, waren entweder geistesgestört, in sozial ausweglo-ser Situation, von niederer Gesinnung oder religiös-moralisch fehlgeleitet. Das Kind stand unter Naturschutz. Die Gesellschaft, in der mein geliehenes Glück aufwuchs, rang seit Jahrhunderten um seine Rechte und verknüpfte dieselben eng mit den Rechten und Pflichten der Mutter. Die Nabelschnur, bei der Geburt durchtrennt, wuchs nach und nach wieder zusammen, legte sich wie eine Schlinge zurück um meinen Hals.

Wollte ich zu Beginn der Schwangerschaft den Status des Kindes in der Hierarchie der Erwachsenen mit verändern helfen, seine Eigenständigkeit von Beginn seines Daseins an gewahrt wissen, sah ich mich nach vier Jahren Mutterschaft als Sklavin eines protzigen runden Kerlchens, befangen und gefangen in all den törichten Eigenschaften, die ich einst bei höheren Wesen oder überirdischen Erscheinungen vermutet hatte.

Marina Moeller-Gambaroff
Schwangerschaftsphantasien

Von »Fruchtbarkeitslust« sprechen Angela Jagenow und Oskar Mittag (1984) in ihrer Arbeit »Weiblicher Kinderwunsch und Sexualität«. Davon, daß der ganzheitliche Charakter der weiblichen Sexualität vor dem Hintergrund des Bewußtseins von der eigenen Fruchtbarkeit eine spezifische Ausweitung finde. Für die Frau sei mit dem Koitus der mögliche Beginn eines Prozesses verbunden, der über Schwangerschaft und Geburt bis zum Stillen reiche. Fruchtbarkeit gewinne so auch eine Bedeutung im sexuellen Erleben. Letztlich werde sich also keine Frau der Auseinandersetzung mit der Frage entziehen können, ob sie die in ihr angelegte Möglichkeit zur Fruchtbarkeit ausleben möchte oder nicht. Auch wenn die Sexualität heute aus dem Zwang zur Fruchtbarkeit befreit sei, bleibe ihre Verbindung mit Fruchtbarkeit im Erleben von Frauen bestehen.

Geradezu als Beleg für diese Ausführungen möchte ich die ungewöhnliche Erfahrung einer Frau berichten: Rita war zu der Geburtstagsfeier einer Freundin geladen, bei welcher Gelegenheit den Gästen ein Haschisch-Tee gereicht wurde. Nach einiger Zeit stellte sich heraus, daß die Dosis sehr viel höher als beabsichtigt war. Was der Anregung und Verzauberung des Festes dienen sollte, wirkte wie eine Bombe. Allmählich zogen sich die Teilnehmer der Runde zurück, um jeder auf seine Art mit der Heftigkeit der inneren Erlebnisse umzugehen. Nur Rita und ein Mann, den sie vor diesem Abend noch nie gesehen hatte, blieben zurück, nebeneinander auf dem Sofa sitzend. Um sich gegenseitig die Angst zu nehmen, hielten sie sich an den Händen. Dies bewirkte eine große Nähe und ließ die Angst vergehen. Nur durch die Berührung der Hände – und dies blieb über Stunden der einzige körperliche Kontakt zwischen beiden – erlebte Rita, wie ein starker Energiestrom zu pulsieren begann und wie aus der beruhigenden und zärtlichen Nähe ein elementares erotisches Ereignis wurde. Wellen höchster sinnlicher Erregung und Lust gingen durch sie hindurch, gleichzeitig spürte sie, wie ihre Gebärmutter zum Leben erwachte, sich weitete und wuchs, sich in unendlich lustvollen Kontraktionen zusammenzog und etwas aus sich herauszupressen begann, das sich für Rita, die schon geboren hatte, wie ein Kind anfühlte. Die körperliche Anstrengung, die sie dabei erlebte, war die einer Niederkunft, doch ohne jeden Schmerz und voller Beseeligung. Sexu-

elle Lust, Schwangerschaft und Geburt waren eins, untrennbar miteinander verbunden in einer zeitlosen Ewigkeit. Die Energie ebbte ab, als sie das Kind aus sich herausgepreßt hatte. Die beiden saßen nun zitternd und frierend als greises Paar in einem offenen Sportflugzeug, das über den Nordpol flog. Sie versuchten sich aneinander zu wärmen, was den Strom zwischen ihnen erneut anfluten ließ, um Rita und den Mann wieder in die Sphäre des geradezu mystisch erlebten Geschlechtsaktes zu führen. Insgesamt geschah dies dreimal. Wie Rita später meinte, weil sie drei Kinder geboren habe. Sie fühlte sich danach körperlich sehr erschöpft und schlief viele Stunden. Vielleicht würde ein im Tantra Erfahrener sagen, sie habe einen Abglanz von Maithuna erlebt.

Daß so manche Pille das Ei springen läßt oder dies gerade verhindert, auch mal die Periode verschiebt, weil gerade eine Woche Lanzarote auf dem Programm steht, daß mit dem Gelbkörper und anderen Hormonen wie mit Tennisbällen jongliert wird, wenn es mit der Konzeption hapert, gehört zu den alltäglichen Nebensächlichkeiten einer technologisch hochentwickelten Medizin. Ebenso selbstverständlich ist es, daß wir durch Fotos aus dem Mutterleib wissen, wie der Fötus in seinen verschiedenen Entwicklungsphasen aus- und dreinschaut und daß er am Daumen lutscht. Seine Herztöne lassen sich auf Tonband aufnehmen, und das Polaroid vom Ultraschall läßt zumindest Rohrschachtest-ähnliche Mutmaßungen über die Gestalt des kommenden Kindes zu. Das Geschlecht ist auch bekannt, denn das verrät ganz nebenbei die Amniozynthese, die Aufschluß über eventuelle schwerere Schäden des Kindes gibt.
Selbst das Baby aus der Retorte ist keine richtige Sensation mehr. Da ist es für die Schulmedizin schon eher sensationell, daß vor nicht allzu langer Zeit die Eltern einer extrauterin gezeugten Tochter – die Frau war von einem Ärztegremium als empfängnisunfähig diagnostiziert worden – völlig überraschend noch einmal Eltern eines gesunden Zwillingspaares wurden, doch diesmal auf natürlichem Wege.
Daß »unfruchtbare« Frauen nach der Adoption eines Kindes plötzlich schwanger werden, ist ein gar nicht so rares Phänomen, ebensowenig, daß manche Paare trotz bewußtem Kinderwunsch kinderlos bleiben und erst in der Verbindung mit anderen Partnern Kinder zeugen.
Schwanger-Werden und Schwanger-Sein sind also doch kein durch eine hochtechnisierte Medizin total erfaßter und auf physiologische Abläufe reduzierter Vorgang, aber es ist noch immer ein Bereich, dessen emotionale Verarbeitung durch vielfältige Ideologiebildungen, die ja auch oder gerade Gefühle vorschreiben, erschwert wird.
Da gibt es einmal die eher dümmliche Vorstellung, die durchaus auch von Frauen geteilt wird, die Schwangere sei nur mit Samthandschuhen anzufas-

sen, die ihr immer wieder zugeschriebenen Empfindlichkeiten und verdrehten Gelüste seien nachsichtig zu tolerieren, ihren Stimmungsschwankungen sei ein oberlehrerhaftes Verstehen entgegenzusetzen, und ihr gesteigerter Widerwille sexuellen Aktivitäten gegenüber sei förmlich zu begrüßen, da die Umstände nicht das Interesse am Mann, sondern die Hinwendung zum Kinde unter ihrem Herzen erforderten. Mutterschaftsideologien, die zumeist mit Sexualfeindlichkeit einhergehen, sind Erfindungen des Patriarchats (vgl. u. a. Christina v. Braun, 1984). Sie dienen der Entsexualisierung der Frau, die, auf ausschließliche, dienende Mütterlichkeit zurückgestutzt, dominiert werden kann.

Andererseits läuft der neue Mutterkult, der die Erfahrung von Schwangerschaft, Geburt und Stillen als Kern einer Neuen Weiblichkeit begreift, Gefahr, die Schwangere gleich mit der Erdmutter persönlich gleichzusetzen und die Prokreativität der Frau als Urgrund ihrer Stärke und Macht auf neu-innerliche Weise zu feiern. Ich muß gestehen, daß mir diese zweite Sicht zwar sympathischer ist, daß ich so manchen Aspekt sicher auch teile. Aber inzwischen geistert mir eine etwas zu große Anzahl von Hexen und Weisen Frauen durch die Gegend, die alle am mythischen Quell sitzen und über das Wasser des Lebens gebieten.

Mich stört bei der patriarchalen wie neo-matriarchalen Einstellung die Eindimensionalität dieser Ideologien, d. h. die Vermeidung von Polaritäten und damit die Unfähigkeit, Widersprüchliches auch nur im Ansatz zu integrieren. Denn warum soll eine schwangere Frau sich nicht passager der Größenphantasie hingeben, das Kind in ihr sei aus ihr selbst entstanden, ohne Zutun eines Mannes, und in einer anderen Stimmungslage das Gefühl haben, vollkommen hilflos dem in ihr wachsenden Wesen ausgeliefert zu sein und dringend den Schutz in der Beziehung zum Vater nötig zu haben. Warum soll eine schwangere Frau nicht über ihre erhöhte sexuelle Ansprechbarkeit frohlocken und andererseits mit Erschrecken die Veränderungen an ihrem Körper beobachten. Warum soll sie nicht mit Begeisterung den wachsenden Bauch, die immer praller werdenden Brüste, den neuen Körpergeruch an sich wahrnehmen und gleichzeitig vor Erschöpfung heulen. Warum soll sie nicht davon träumen, das schönste Kind der Welt in sich zu haben, und durch ein behindertes Kind auf der Straße in Panik geraten.

Mir erscheint es also wichtig, die Gefühle von Macht und Ohnmacht, von freudiger Erwartung und Angst als einen ständig wirkenden emotionalen Prozeß der Verarbeitung von Schwangersein und Mutterwerden zu verstehen; den Widerspruch der Gefühle zu erfassen und ihn gelten zu lassen. Dabei wird natürlich bei jeder Frau jeweils die eine oder die andere Seite überwiegen, in Abhängigkeit von ihrer Lebensgeschichte, ihrer aktuellen Beziehung zum Vater des Kindes, ihrer sozialen Situation, der ideologischen Unterfütterung ihrer Lebensumstände.

Psychoanalytische Autoren haben sich bemüht, die psychodynamischen Abläufe, die Schwangerschaft hervorruft, systematisch zu durchleuchten (vgl. Chertok u. a., 1969; Jessner u. a., 1970; Molinski, 1972) und auf die sinnvolle psychische Regression in dieser Lebensphase hinzuweisen (Kestenberg, 1977). Ich habe in einer Arbeit über »Das emotionale Erleben von Generativität« (1984) versucht, die verschiedenen Ebenen dieses Erlebens von der archaisch-präobjektalen bis zur genitalen zu beschreiben. Eines scheint mir sicher: Schwangerschaft ist eine neunmonatige Reise ins Unbewußte – für alle Beteiligten.
Schwangersein, aber auch die Vorstellungen von Frauen, Männern und Kindern zu dem gesamten Komplex, rufen innere Bilder hervor, die zeigen, von welch großer emotionaler Bedeutsamkeit dieses Geschehen für uns ist.
Der Weg über diese Phantasien also erscheint mir der geeignetste Einstieg zu sein in einen Bereich, mit dem wir uns alle auseinandersetzen oder auseinandergesetzt haben, ob wir es wollen oder nicht, ob wir es bewußt zulassen können oder nicht.

In einer therapeutischen Gruppe berichtet ein Mann über seine große Angst vor Schlangen. Noch heute, als Erwachsener, blicke er, wenn er sich unbehaglich fühle, vor dem Schlafengehen unters Bett, ob da auch ja keine eklige und gefährliche Schlange liege. Dann wendet er sich an mich – ich war damals im siebten Monat schwanger – und sagt: »Übrigens, was ich noch zu Ihrer Schlangerschaft sagen wollte . . .« Wir alle sind über diesen Versprecher begeistert. Denn damit wird plötzlich sehr viel klarer, was für die Gruppe zum damaligen Zeitpunkt die Schwangerschaft ihrer Therapeutin unbewußt bedeutet. Die schwangere Mutter verschlingt ihre Kinder wie die gefräßige Python ein Schwein. Genüßlich liegt sie da mit ihrem riesigen Bauch und verdaut in aller Seelenruhe. Ihre unbewegliche Zufriedenheit und unberechenbare Schlingfreudigkeit sind das besonders Beängstigende. Einer solchen Mutter möchte man nicht ausgeliefert sein.

Ebenfalls in den Bereich der Phantasie von der oralen Konzeption gehört der Text, den eine junge Frau zu einer Zeit geschrieben hat, als sie sich über ihren geheimen Kinderwunsch nicht im klaren war. Er ist in die Oralität verschoben, ebenso wie die Auseinandersetzung mit der Mutter (Carlotta):
»Wenn ich jetzt einen klaren Kopf behalte, ist noch nichts verloren. Ich darf Carlotta nicht mehr trauen, soviel ist sicher. Zum Glück hat sie sich mit ihrer scheinheiligen Fragerei verraten: wie die Würstchen geschmeckt hätten. Und da sollte ich nicht Verdacht schöpfen. Wenn sie mit mir spricht, gibt sie ihrer Stimme einen liebevollen Klang, lächelt, zupft besorgt an meinen Kleidern, rückt mir das Mützchen zurecht. Oh, wieviel Liebe sie in das

Mützchen hineingehäkelt hat, will sie mich glauben machen. Und bei dem liebevollen Klaps, den sie mir gibt, bevor sie mich losschickt, weiß ich jetzt, was das zu bedeuten hat. Sie läßt mich nur allein gehen, um hinter mir herzuspionieren. Ich bin nicht mehr so dumm, auf ihre Schliche hereinzufallen. Von nun an bin ich auf der Hut. Aber wieviel weiß Carlotta schon? Nichts, wenn ich die Angelegenheit kühl betrachte. Bisher hat sie nichts weiter beobachtet, als daß ich an zwei Tagen kurz vor dem Mittagessen eine Riesenbockwurst verspeiste, mein Mittagessen dennoch mit Heißhunger verzehrte und alle sich über meinen Appetit freuten. Seltsam war nur, daß Carlotta am Mittagstisch schwieg und mich erst unter vier Augen fragte, wie die Würstchen geschmeckt hätten. Wieviel weiß Carlotta von meinem geheimen Leben an den Imbißbuden? Was ahnt sie von meinem Traum, ein Mastschwein zu werden?

Ich darf mich von Carlotta nicht in Fallen locken lassen. Überrumpeln wollte sie mich, als wir allein waren. Gestehen sollte ich. Mich ihr anvertrauen. Alles will sie von mir wissen. Ich werde sie mit ihren eigenen Mitteln schlagen. Scheinheilig werde ich ihr begegnen. Täuschen werde ich sie, hinters Licht führen, indem ich vor ihren Augen Schokolade esse, sie unbefangen bitte, mir ein Fischbrötchen oder gebrannte Mandeln mitzubringen. Auch einmal ganz von selbst von Bratwurst und pommes frites erzähle. Ablenken werde ich sie mit kleinen Portionen. Carlotta wird es nicht gelingen, die Erfüllung meines Traumes zu vereiteln, eine dicke fette Sau zu werden, in die man hineinkriechen kann, die unbeweglich in der Ecke liegt und nur noch kaut, sich mit Zähnen und Zunge in die weichen Speisen hineinwühlt, schlürft und schleckt. Ich weiß, Carlotta hat andere Pläne mit mir. Carlotta ist so stolz auf meine dünnen Beinchen. Herzeigen soll ich meine dünnen Beinchen, sie bestaunen lassen, allerorten einen Steptanz aufführen. Carlotta ist selber fett und mißgönnt mir diese weiche wabbelige Wonne. Und so muß ich all meinen Verstand zusammennehmen und scharfsinnig darauf hinarbeiten, ebenso fett und noch viel viel fetter zu werden. Reglos und fett werde ich in der Ecke liegen, und sie werden mich alle bewundern in meiner Pracht und Fülle. Ahnt Carlotta all das? Fühlt auch sie diese Wonnen, fürchtet sie meine kommende Macht?

Ich sitze andächtig da und fresse. Ich wälze kleine Bröckchen im Mund, spüre den Druck gegen den Gaumen, das Gewicht auf der Zunge, die wie ein Schwamm den köstlichen Geschmack aufsaugt. Einen Krümel Glück nach dem anderen speichele ich ein und lasse ihn den Schlund hinunterglitschen. Mein Mund ist eine paradiesische Höhle, warm weich rot. Erst wenn ich in meinen Mund hineingewachsen sein werde, bin ich am Leben. Es gibt Ungeborene, die an ihrem eigenen Zwilling im Maul ersticken. Der Tod im Rachen. Es geht um Leben oder Nicht-Leben. Das große Loch stopfen, hineinschlingen, herunterwürgen. Carlotta, die fette Sau, ich will sie für

immer in mir haben und für immer frei von ihr sein. Dann wird mein Mund mich umschließen, ich in meinem Munde hausen.«

Der französische Dichter Saint-John Perse beschreibt auf hymnische Weise diese Faszination des Fettes, der auch die junge Frau erlegen ist, in seiner »Anrufung zum Preise einer Königin«. Er spricht von der »vollkommen fetten Königin«, der »hohen Herberge der Fette«, in deren Bauchfalten »alle Sicherheit ihres Reiches« wohne, zu deren Herzen jedoch niemand den Zugang kenne, die in ihrer Pracht und Fülle unnahbar bleibe. Er mobilisiert damit das Bild der archaischen Mutter, wie es auch durch Schwangerschaft im Fremd- und Selbsterleben bei Männern und Frauen ausgelöst werden kann.

Triumph der Fülle: Ein besonderes Glücksgefühl erfüllte Mona immer wieder, wenn sie sich in ihren hochschwangeren Körper hineinfühlte, sich selbst gleichsam von innen her wahrnahm. Sie saß dann ganz still, spürte nur noch ihren Bauch, wie er auf ihren Schenkeln ruhte, diese Kugel, die sich in gleichmäßigem Rhythmus ausdehnte und wieder zusammenzog. In Licht getaucht, weißleibig-weißbäuchig kam sie sich vor, herrlich prangend in ihrer schimmernden Fülle. Sie gehörte dann nur sich selbst, war nicht ansprechbar, hatte jedes Bewußtsein von Zeit verloren, war aufgehoben in dem Gefühl beglückender Grenzenlosigkeit. Dieser Zustand stellte sich nur her über die Konzentration nach innen. Die Wahrnehmung von außen bewirkte bei ihr eher das Gegenteil. Wenn sie sich im Spiegel betrachtete oder ihrem Bild zufällig in einer Schaufensterscheibe begegnete, war sie jedesmal geradezu verblüfft, so unförmig und plump zu wirken. Die Außenansicht von Schwangerschaft war für sie etwas völlig anderes als die Innenansicht. Von außen war sie sich fremd durch ihre Fülle, von innen her war sie identisch mit der Fülle, nie war sie so sehr sie selbst gewesen.
Triumph der Angst: Sibylle fühlt sich schon seit längerem unwohl, diffus ängstlich. Seit einigen Tagen beeinträchtigt sie überdies ein starkes Hautjucken, für das es keine organische Erklärung gibt. Doch plötzlich bekommen ihre Ängste eine klare Gestalt: Mit dem Kind hat sie die Krätze bekommen, räudig fühlt sie sich, von Milben zerfressen. Ihre Träume werden bedrohlich. Das Kind in ihr höhlt sie aus. Ein Monster, das nicht eher ruhen wird, als bis es sich durch ihre Haut gefressen hat. Sie trägt die Zerstörung in sich. Mit dieser Menschheitsplage will sie nicht mehr schwanger sein. Keine Nacht vergeht ohne Albtraum. Einmal hat das Ungeheuer viele Köpfe und blickt sie mit tellergroßen Augen an, dann wieder ist es kopflos, doch riesengroß, es sprengt ihren Bauch und weidet sie aus. Ein teufelsgesichtiger Zwerg nimmt einen Exorzismus mit ihr vor, doch ist ihr die Besessenheit nicht auszutreiben, und so wird sie zum Scheiterhaufen geführt. Sie brennt.

Der Asche entsteigt ein neues Ungeheuer, das jetzt ihre Züge trägt und dem Leichenteile kleiner Kinder zugeworfen werden.

Wie tief sitzt ein Kind: Daß ihr Mann sich so tief wie nur möglich in ihr verwurzeln möge, diese Vorstellung, bei der Körperliches und Seelisches für sie nicht zu trennen war, hatte bei Renate den Wunsch nach einem Kind immer stärker werden lassen. Als sie schwanger geworden war, stellte sie sich oft die Frage, bis in welche Tiefe ihr Mann in sie hineingekommen war und wo sich das Kind eingenistet hatte. Die körperliche Realität war klar. Die Veränderung ihrer Gebärmutter war spürbar, mit den Fingerspitzen konnte sie den Muttermund berühren, der Sitz des Kindes ließ sich in Zentimetern beschreiben. Vom Gefühl her war es jedoch so, als hätte sie ihrem Mann einen unendlich tiefen Brunnenschacht geöffnet, ihn in einen Bereich eingelassen, der vorher verschlossen gewesen war und plötzlich für sie beide offenstand. Dort hatten sie sich ineinander aufgelöst. Sie schenke ihm das Kind, das er ihr gemacht habe, er schenke ihr das Kind, das sie ihm gemacht habe. Das Kind ein Wir, fremd vertraut.

Auch Doris hat ähnliche Bilder benutzt, um ihr Schwangerwerden zu beschreiben. Aber ihre Gefühle sind viel widersprüchlicher. Hat sich der Mann in ihr verankert oder gefährlich verkrallt? Wenn sie in sich hineinhorcht, wird ihr schwindelig. Ganz tief in ihr, abgrundtief, rührt sich, verändert sich etwas. Hat sie sich selbst zu wenig geschützt, ist der Mann nicht doch zu weit in sie hineingefahren, hat dort etwas Unheimliches bewirkt, das nicht mehr rückgängig zu machen ist? Sitzt jetzt ein ungewollter Eindringling in ihr, oder ist es wirklich das Kind, das sie sich sehnlich gewünscht hat? Sie mag mit ihrem Mann nicht mehr schlafen. Dadurch könne sie wenigstens sicher sein, daß der Abgrund nicht wieder aufgerissen würde. Dann wäre es ihr Kind ganz allein, und es schwände die Erinnerung daran, in welcher Tiefe es entstanden sei.

Selbdritt, kugelig: Sabine hat lange Zeit keinen Kontakt zu ihrer Mutter gehabt. Seit sie schwanger ist, telefoniert sie häufiger mit ihr und ist verblüfft über die Versöhnlichkeit, die zwischen ihnen herrscht. Eine Nähe ist entstanden, die sie vorher nicht für möglich gehalten hätte. Immer wieder beschäftigt sie die Vorstellung, daß die Mutter sie ebenso in sich gespürt haben muß, wie sie jetzt ihr Kind in sich fühlt. Sie genießt diese neue Ebene der Vertrautheit. Sie träumt: Ich gehe schwanger mit meiner Mutter. Ich habe sie in meinem Bauch. Und ich selbst befinde mich im Bauch meines Kindes, das meine Mutter ist. Meine Mutter in mir, ich in der Mutter, das Kind eine Kugel um uns. Es gibt keinen Anfang, kein Ende. Die Welt ist ein kugeliger Bauch.

Tagtraum: Ich liege auf dem Bett. Der Bauch wölbt sich wie ein Berg. Das Kind strampelt, purzelt, dreht sich wie ein Kreisel. Die Bewegungen werden ruhiger. Ganz still ist es jetzt. Ich rutsche in den Berg hinein. Eine Land-

schaft öffnet sich, dehnt sich aus im Rhythmus meines Herzschlages. Hügel, Wiesen, Felder stülpen sich aus. Ich gehe auf weichem, nachgiebigem Boden. Ich gehe und gehe, und immer weiter, fange an, mich zu drehen, tanze durch die Luft. Ein heftiger Ruck schleudert mich heraus. Ich liege wieder auf dem Bett, das Kind strampelt, stößt und der Bauch wölbt sich wie ein Berg.

In dieser Arbeit wollte ich versuchen, Schwangerschaftsphantasien durch sich selbst sprechen zu lassen, also auf dem eher primärprozeßhaften Wege, ohne psychoanalytischen Kommentar, einen Zugang zum Thema zu finden. Es hat sich auf diesem Wege, wie ich hoffe, gezeigt, daß Schwangerschaft unser Unbewußtes in Bewegung setzt. Für die einen wird es eine gemächliche Zugfahrt geben, für die anderen eine Floßfahrt auf dem Amazonas.

Literatur

Chr. v. Braun, »Nicht ich. Über Schrift und Hysterie«, unveröff. Manuskript

L. Chertok et al., *Motherhood and Personality,* Philadelphia 1969

A. Jagenow u. O. Mittag, »Weiblicher Kinderwunsch und Sexualität«, *Psychosozial,* 21, 1984

L. Jessner et al., »The development of parental attitudes during pregnancy«, in: E. Anthony & Th. Benedek, eds., *Parenthood,* Boston 1970

J. Kestenberg, »Regression and reintegration in pregnancy«, in: H. Blum, ed., *Female Psychology,* New York 1977

M. Moeller-Gambaroff, »Das emotionale Erleben von Generativität«, *Praxis der Psychosomatik und Psychotherapie,* 29, 1984

H. Molinski, *Die unbewußte Angst vor dem Kind,* München 1972

Peter Sichrovsky
Mutterglückspillen

Zwei englische Forscher fanden in einer schottischen Allgemeinpraxis einen merkwürdigen Zusammenhang zwischen den Arzneimitteln, die den Müttern, und jenen, die den Kindern verordnet wurden. Genauer untersucht wurden jene Situationen, in denen Mütter mit Kindern beim Arzt erschienen, die an Erkrankungen der Atemwege, also an Schnupfen, Husten oder einer Grippe litten. Gerade diese Gesundheitsstörungen sind für den Arzt immer ein Problem. Er ist sich fast nie ganz sicher, ob er in diesen Fällen mit einem Antibiotikum behandeln soll – oder nicht. Im Falle einer bakteriellen Infektion oder der Gefahr, daß sich noch eine entwickelt, sollte er. In allen anderen Fällen sollte er nicht. Nur – diesen Unterschied genau zu erkennen, ist in einer Arztpraxis fast unmöglich. Bei vielen Patienten geht der Arzt daher den Weg der Sicherheit, der gleichzeitig der Weg seiner eigenen Unsicherheit ist, und verschreibt ein Antibiotikum.

Die beiden Forscher untersuchten nun den Zusammenhang zwischen der Verordnung von Psychopharmaka an die Mütter und der Verordnung von Antibiotika an deren verkühlte Kinder. Die Abhängigkeit war folgende:

Je mehr Psychopharmaka die Mütter bekamen, desto häufiger wurden auch den Kindern Antibiotika verschrieben – genauer gesagt, sie bekamen doppelt so oft Antibiotika wie die Kinder der Mütter ohne Psycho-Pillen. Doch es gab noch eine weitere Differenzierung. Die Kinder jener Mütter, die regelmäßig Psychopharmaka einnahmen, bekamen dann die meisten Antibiotika, wenn ihre Mütter die wenigsten Psycho-Pillen einnahmen.

Ein zugegebenermaßen etwas verwirrendes Bild. Doch beim Versuch, diese eher theoretische Diskussion in die Praxis des Arztes zu verlagern, wird das Bild konkreter und vielleicht auch verständlicher:

In einem überfüllten Wartezimmer sitzen Mütter auf an der Wand nebeneinander aufgereihten Stühlen mit ihren Kindern auf dem Schoß und versuchen zu schweigen. Ernst, ungeduldig und auch betroffen warten sie. Die Krankheit des Kindes beschuldigt und belastet. Angestrengt wird in noch so banalen Zeitschriften geblättert, flüsternd ermahnt man die Kinder, noch leiser zu sein. Endlich – man wird aufgerufen. Der niedergelassene Arzt in der Bundesrepublik fertigt etwa acht bis zehn Patienten pro Stunde

ab. In den folgenden fünf bis sechs Minuten muß daher all das geschehen, worauf Mutter und Kind oft stundenlang gewartet haben.
Die Mutter zieht das Kind aus.
Die Mutter beschreibt die Leiden des Kindes.
Der Arzt befragt die Mutter.
Der Arzt untersucht das Kind.
Der Arzt beschreibt das Leid des Kindes.
Die Mutter befragt den Arzt.
Die Mutter zieht das Kind an.
Im Durchschnitt ist für jeden Schritt weniger als eine Minute Zeit. Der Arzt sieht sich jedoch im Falle Mutter-Kind mit zwei Patienten konfrontiert: einer nervösen Mutter und einem verkühlten Kind. Eine Heilung nur eines der beiden Individuen oder eine Hilfe, die eines der beiden ausschließt, bedeutet, daß seine Therapieversuche scheitern. Ein verkühltes Kind, das vielleicht nur deshalb erkrankt ist, weil es einige Tage zuvor ohne Mütze und Schal auf die Straße lief, kommt immer mit einer Mutter, die sich schuldig fühlt. Alleingelassen mit der Verantwortung, ohne Mithilfe von Großmüttern, Verwandten oder bezahlten Kindermädchen kann es niemand anderen heute mehr geben, der an der Erkrankung des Kindes schuld ist. Wie reagiert der Arzt in dieser Situation?
Übertragen wir das Problem einfach auf seine eigene Familie: Er kommt nach Hause von der Praxis. Seine Frau erwartet ihn bereits und berichtet aufgeregt, daß eines der Kinder erhöhte Temperatur habe, ständig huste und wegen der verstopften Nase nicht schlafen könne. Bevor der Arzt/Vater – 80 Prozent der niedergelassenen Ärzte sind Männer, daher diese Vereinfachung – zu dem kranken Kind geht, um es zu untersuchen, wird er versuchen, die Mutter zu beruhigen. Indem er die Erkrankung verharmlost, noch bevor er sie gesehen hat, spricht er Worte wie: es wird schon nicht so schlimm sein . . . sicher nur eine harmlose Verkühlung . . . fast jedes Kind habe zu dieser Zeit eine Grippe . . . er werde sich die Sache einmal ansehen. In seinem therapeutischen Vorgehen kommt die Mutter vor dem Kind. Erst die Mutter beruhigen, dann schauen, was das Kind hat.
In der Praxis geht er genauso vor. Die beunruhigte Mutter muß zuerst ›behandelt‹ werden. Erst dann kann er sich der Krankheit des Kindes zuwenden. Gelingt dies nicht, weil die Mutter zu dem Arzt kein Vertrauen hat oder er keinen Zugang zu ihr findet, so wird all sein Handeln mit dem Kind unter dem Einfluß der Mutter stehen.
Doch wie soll der Arzt mit der Unruhe der Mutter umgehen? Nervosität, Streß, Belastung, Unzufriedenheit und andere Folgen des Alltags sind Ausdrucksformen von Patienten, denen er auch sonst in seiner Praxis hilflos gegenübersteht. Um mit den Menschen, die ihn aufsuchen, über Gründe ihres Leids zu sprechen, hat er weder die Zeit, noch ist er ausgebildet hier-

für. Vor kurzem erschien in einer medizinischen Zeitschrift ein Inserat für ein Antibiotikum: »Statt vieler Worte / Eusaprim Forte«. Nicht sprechen – verschreiben soll er! Jedes Gespräch ist eine Zeitverschwendung, man hätte derweil mindestens drei weitere Patienten abfertigen können.
Betrachtet man die verschiedenen Analysen des Diagnose- und Verordnungsverhaltens von niedergelassenen Ärzten, so fragt man sich, ob es überhaupt noch Mütter gibt, die keine Psychopharmaka einnehmen. Den 8,5 Millionen Frauen zwischen 20 und 40 wurden in den letzten Jahren etwa 5 Millionen Packungen Psychopharmaka pro Jahr verschrieben; den 9,5 Millionen zwischen 40 und 65 sogar fast 18 Millionen Packungen. Nicht berücksichtigt sind jene Präparate, die psychogen wirkende Substanzen als Beimengen enthalten und eigentlich unter anderem Namen und anderen Indikationen aufscheinen, wie z. B. Mittel, die während des Klimakteriums verschrieben werden. Der Arzt in seiner Hilflosigkeit, seinem sprachlosen Zustand mit dem ständigen Druck, helfen zu müssen, verschreibt immer dann eine Psychopille, wenn er überhaupt kein organisches Leid entdecken kann.
Die beiden zu Beginn zitierten englischen Forscher glauben nun, daß Kindern von Müttern, die unter Psychopharmaka-Behandlung stehen, bei harmlosen Verkühlungen nicht selten überflüssigerweise Antibiotika verordnet wurden. Die Angst der Mütter schien sich auf das Verschreibungsverhalten der Ärzte auszuwirken. Doch nicht etwa die primäre Angst, daß das Kind besonders krank sei – eine ganz andere Form der Angst macht dem Arzt zu schaffen.
Ein gewisser Professor Schneider drückt dies sehr deutlich aus, wenn er in seinem Artikel »Einsatz der Psychopharmaka aus der Sicht des Allgemeinarztes« schreibt: »Wie ruhig ist es im Zimmer eines hochfiebernden Kindes, wenn es einen Atosilsaft geschluckt hat.« Im Zimmer ist es ruhig. Die, die sich außerhalb aufhalten und vom Geschrei des kranken Kindes gestört wurden, können aufatmen. Mütter, die vielleicht auch noch ihre erschöpften Ehemänner abends vor dem Weinen des Kindes ›schützen‹ müssen, haben ein Mittel zur Hand, das vor allem nervenschonend wirkt.
Atosil, ein Psychopharmakon, welches besonders beruhigend wirkt, wird in der Bundesrepublik etwa 170 000mal pro Jahr an Kinder unter zwölf verschrieben. Davon 30 000mal Säuglingen bis zu einem Jahr, 100 000mal den Ein- bis Fünfjährigen.
Und hier taucht ein ganz anderer Zusammenhang zwischen der Nervosität der Mütter und der Verordnung von hochwirksamen Medikamenten an deren Kinder durch die Ärzte auf, als sich vielleicht vordergründig anbietet. Was steht hinter der Angst der ohnehin nervösen Mutter, wenn das Kind erkrankt? Sind unruhige Mütter auch überempfindlich, was die mögliche Heilung ihrer Kinder betrifft? Beeinflussen sie die Ärzte dahingehend, daß

diese von Anfang an nicht wagen, Mutter und Kind mit einem harmlosen Mittel nach Hause zu schicken, mit dem Hinweis, daß eine Grippe auch von alleine wieder verschwinde? Oder fürchten sich nervöse, überarbeitete Mütter vor der Krankheit des Kindes und wollen unter allen Umständen erreichen, daß das Kind so schnell wie möglich wieder gesund wird? Darf es in einem Haushalt, in dem beide Ehepartner arbeiten, die Kinder zur Schule oder in den Kindergarten gehen, keine Großmutter oder sonst wer zur Hand ist, der mithelfen könnte, überhaupt noch kranke Kinder geben? Viele Fragen – wenig Antworten.

Eine mögliche Antwort ergibt sich aus Gesprächen mit Kinderärzten. Diese klagen immer häufiger, daß Mütter von ihnen verlangen, sie sollten deren Kinder so schnell wie möglich kurieren, damit diese wieder in den Kindergarten oder in die Schule gehen können. Wie ein Sportler, der für den Wettkampf fit gemacht wird, oder ein leitender Angestellter, der trotz seines hohen Blutdrucks nicht zu Hause bleibt, sondern zur Tablette greift, soll das kranke Kind wieder gesund und damit funktionsfähig gemacht werden. Krankheiten sind nicht vorgesehen in unserer Leistungsgesellschaft, das bekommen schon die Kinder zu spüren.

Nochmals zurück zu unserem Beispiel der Psychopharmaka-Verordnung an Mütter und Antibiotika-Verordnung an Kinder. Je nervöser die Mutter, desto größer ihre Angst vor dem Störfaktor ›krankes Kind‹. Dazu paßt auch die weitere Beobachtung, daß der Antibiotika-Verbrauch bei den Kindern dann am höchsten war, wenn den Müttern die wenigstens Psycho-Pillen verschrieben wurden. Je nervöser die Mütter, desto dringender wurden die schweren Mittel. Frauen, die regelmäßig Psychopharmaka einnehmen, oder zumindest über einen längeren Zeitraum, kommen schwer wieder davon los, das ist vielleicht das Fatalste an diesen schnellen Tröstern. Eine Mutter, die sich in einem Zustand der Angst, Unruhe und Sorge an den Arzt wendet, weil sie das Gefühl hat, *es* nicht mehr zu schaffen oder nicht mehr schlafen zu können, bekommt als ›Therapie‹ ihrer ›Krankheit‹ eine Sucht verordnet. Viele Patienten, denen Psychopharmaka verordnet werden (70 Prozent davon sind Frauen) und die nicht mehr davon loskommen, leiden längst nicht mehr an dem Problem, das die Ursache ihrer Unruhe war, sondern an den Folgen der Therapie des Arztes.

Bei der Suchtberatungsstelle einer Universitätsklinik in Norddeutschland meldete sich vor kurzem eine Frau, 32 Jahre, zwei Söhne (7 und 11): sie komme von der täglichen Einnahme von Lexotanil (ein Psychopharmakon, ähnlich wie Valium) nicht mehr los. Begonnen habe alles vor einem Jahr, als ihr Mann sie wegen einer jüngeren Frau verlassen wollte, eines der Kinder dann noch wegen einer schweren Krankheit ins Krankenhaus mußte und sie ihren Arbeitsplatz verlor. Ihre Verzweiflungsausbrüche, begleitet von Schlaflosigkeit, Eßverweigerung und dem Gefühl der Trostlosigkeit, ließen

sie Hilfe beim Arzt suchen, der sie auch gewährte – auf seine Art und Weise: er verschrieb ihr ein Psychopharmakon. Mit diesem ging zu Beginn wirklich alles besser. Sie konnte wieder schlafen, fand wieder eine Stelle und begann sich mit ihrer neuen Situation zurechtzufinden. Als dann nach ein paar Wochen auch der Ehemann zurückkam, die beiden sich versöhnten und das Kind wieder gesund zu Hause war, schien alles in Ordnung. Nur vom Psychopharmakon kam die Frau nicht mehr los. Der Arzt hatte ihr eine Sucht verordnet – und sie damit zum ersten Mal seit Beginn dieses Konfliktes wirklich krank gemacht.

Wenn also laut der erwähnten Studie vor allem jene Kinder besonders viele Antibiotika bekommen, deren Mütter gerade keine Psychopharmaka einnehmen, aber ansonsten unter dieser Art von Therapie stehen, so dürfte dies den Ausfallerscheinungen von Suchtkranken zuzuschreiben sein.

Wenn jedoch die Krankheit des Kindes und damit sein von der Norm abweichendes Verhalten immer mehr zu einer Störung jener wird, die der Norm entsprechen, wie wird dann in Zukunft der Begriff ›gesund‹ definiert werden? Vor allem bei Kindern? Was erwarten medikamentenabhängige Mütter und arbeitssüchtige Väter von ihren Kindern?

Ein Werbebeispiel für Dogmatil – ein stark wirkendes Psychopharmakon – zeigt ein auf dem Boden sitzendes Kind, das mit wütendem Gesicht eine Zeitung zerreißt. Rundherum liegen bereits zahlreiche Papierfetzen. Über dem Kind in Großbuchstaben: »Dogmatil beseitigt Verhaltensstörungen«. In einer anderen Anzeige für das gleiche Medikament sitzt ein Knabe vor einem geöffneten Buch, den Kopf aufgestützt, die Augen starren ins Nichts. Der Text dazu: »Dogmatil hilft, Konflikte zu bewältigen und bessert die Lern- und Anpassungsfähigkeit des Kindes«.

Psychopharmaka für Kinder, der vorerst letzte Ausweg verhaltensgestörter Mütter und Väter. 15 Prozent der Kinder unter zwölf Jahren bekommen mindestens einmal pro Jahr ein Psychopharmakon verordnet. Bei Knaben unter fünf Jahren liegt der Anteil sogar bei über 20 Prozent. Den Zusammenhang zwischen der Verordnung von Psycho-Pillen an Mütter und an deren Kinder hat noch niemand untersucht oder veröffentlicht. Aber wenn man von der Störung durch das unangepaßte Kind ausgeht, so nervt sie die Eltern mindestens ebenso wie das Jammern des fiebernden Kindes.

Psychopharmaka als chemische Rute für den Struwwelpeter der siebziger und achtziger Jahre. Verordnet durch den Arzt, der einen immer größeren Einfluß auf das Familienleben bekommt. Ob Erziehungs- oder Schulprobleme, was das Kind anziehen soll, wohin es wann und mit wem in Urlaub fahren soll, was es essen soll, ob es zu klein ist, zu groß, zu laut, zu leise, zu gebückt, zu aufrecht, zu was auch immer – überall der gleiche Ratschlag: man wende sich am besten an den Arzt. Keine Illustrierte ohne Arztseite, Hefte wie *Eltern* oder *Unser Kind* haben Millionen Leser. Erfah-

rungen werden unbedeutend, Hinweise von eigenen Eltern oder Großmüttern entsprechen nicht dem Wissensstand moderner Theoretiker. Kindererziehung wurde zur Wissenschaft erklärt und ist daher studierbar, erlernbar und vor allem *lehrbar.*

Müttern, denen man sagte, daß heutzutage eben alles nicht mehr so sei wie früher, nahm man den letzten Rest von Selbstsicherheit und degradierte sie zu ›Befehlsempfängern‹ einer Berufsgruppe, die mit dem ›Helfen‹ das Geschäft ihres Lebens macht. Intuition, das eigene Gefühl und die eigenen Vorstellungen, ob ein Kind krank sei und wie es wieder gesund werden könne, sind nicht mehr gefragt. Im Gegenteil: Elternbriefe werden verschickt mit pädagogischen Lehrinhalten (Leerinhalten?), die die einzig gültige Wahrheit repräsentieren. Methoden, die von den Großmüttern übernommen wurden, wie Wadenwickel bei Fieber oder Inhalieren bei Atemwegserkrankungen, sind nicht nur altmodisch, sondern vor allem auch falsch. Damit ist ein Verhalten, das nicht den ›modernen‹ Ansprüchen gerecht wird, auch moralisch verwerflich, weil unverantwortlich. Die Gesundheit des Kindes wird dabei gefährdet – daher: lieber zum Arzt gehen!

Die Medizin tut heute meist so, als ob es bei jeder gesundheitlichen Störung um Leben oder Tod ginge, ihr Argument ist stets der nicht mehr korrigierbare Fehler. Einer jungen Mutter, die sich erkundigte, ob denn die Impfung gegen Masern und Keuchhusten wirklich so dringend sei, weil es sich hier um einfache Kinderkrankheiten handle, gab man zur Antwort, daß es eine Reihe lebensgefährlicher Erkrankungen gebe, die als Folge von Masern und Keuchhusten auftreten können. Auf die zweite Frage der Mutter, wie oft denn diese Komplikationen vorkämen, wußte man keine Antwort. Aber die Katastrophe ist immer ein beliebtes Argument. Es könnte ja . . . unter Umständen . . . am Ende vielleicht doch . . . sicher ist sicher . . .

Die Medizin als Antwort auf die eigene Unsicherheit. Wenn sich schon Mütter mit den Folgen ihrer Überlastung und ihrer Alltagsprobleme aus Gewohnheit oder Verzweiflung an den Arzt um Hilfe wenden und dieser als einzige Reaktion darauf zum Rezeptblock greift – warum sollten dann Mütter mit den Problemen ihrer Kinder anders umgehen? Von Anfang an werden Frauen dazu erzogen, ihren Zustand der ›Schwäche‹ mit einem Medikament auszugleichen. Während z. B. bis zum Alter von zwölf Jahren die Anzahl der Diagnosen und Medikamentenverordnungen bei Knaben und Mädchen annähernd gleich sind, gehen junge Frauen im Alter zwischen 12 und 20 fast doppelt so oft zum Arzt wie gleichaltrige Männer. Mit der Monatsblutung beginnt die Krankheit mit der Diagnose ›Frau‹. Dies setzt sich im Laufe der Jahre fort – der Abstand zwischen Frauen und Männern, vor allem was den Medikamentenverbrauch betrifft, wird immer größer.

Da fast nur Mütter mit den Kindern zum Arzt gehen, ist deren Einstellung zur Problematik von Krankheit und Heilung ausschlaggebend für das, was

mit dem Kind geschieht. Eine unruhige Mutter wird Angst haben, daß das kranke Kind eine zusätzliche Belastung für ihren ohnehin kaum noch belastbaren Alltag bedeutet. Da ihr jede Selbstsicherheit in puncto Heilung abhanden gekommen ist, wendet sie sich mit doppelter Verzweiflung an den Arzt: Heile das Kind und schaffe mir damit ein kaum zu bewältigendes Problem vom Hals! Denn ich fühle mich nicht stark genug, ein krankes Kind zu betreuen, bin selbst krank und muß Medikamente nehmen!
Die Medizin als eine der männlichsten Wissenschaften züchtet ihre Abhängigen, indem sie sich als Helfer anbietet, aus Müttern wiederum unsichere medikamentenabhängige Helfer macht, die ebenfalls ihren Kindern von Anfang an beibringen, daß der Arzt der einzige ist, der die abhandengekommene Stärke wiedergeben kann.
Einziger Trost bei dieser deprimierenden Geschichte: aufgrund verschiedener Untersuchungen kann man annehmen, daß etwa die Hälfte bis zu zwei Drittel aller Medikamente, die der Arzt verschreibt, nie eingenommen werden. Mißtrauen als eine Form der Notwehr?

Was für ein Tag!

Was für ein Tag! Ich muß Dir darüber schreiben, denn sonst gibt es keine, die nicht ihre Mutter gehaßt hat, nicht einmal eine, die nicht ihre Kindheit haßt. Ob Du eine italienische Bäuerin bist oder ein Überweib, darüber bin ich mir noch nicht ganz klar; aber jedenfalls war Deine Mutter nicht Der Feind.
Wie kommt es, daß ein Begräbnis einem immer den Sinn für Komik schärft und so aufheiternd wirkt? Dieses heute war ein kompletter Erfolg. Keine Begräbnisgreuel. Keine schwarzgekleideten, schnüffelnden und in künstlichem Kummer schwelgenden Trauergäste. Niemand wußte davon außer mir, Barker und dem Leichenbestatter. Da ich nicht eine prächtige Prozession mit hübschen Fahnen und blitzendem Leben und triumphierender Musik haben konnte, war es so mit uns Dreien am besten ...
Die Trauergemeinde bestand nur aus Barker und mir (und Mamma), aber der Pfarrer sprach mit so viel aufrichtiger Empfindung wie es ihm nur möglich war. Sprechtechnisch hätten wir ihn mit zwei Proben zur Vollkommenheit ausbilden können; aber auch ohnedies war er ausgezeichnet, und ich schüttelte ihm die Hand mit unverhohlener Dankbarkeit und in meiner besten Manier.
Bei der Stelle »Erde zu Erde, Asche zu Asche, Staub zu Staub« war der Text ein wenig verändert, dem Vorgang entsprechend. Eine Tür öffnete sich in der Wand, und der violette Sarg bewegte sich auf geheimnisvolle

Weise hindurch und verschwand, während die Tür sich schloß. Die Leute denken, diese Tür sei die Tür zum Verbrennungsofen; aber das stimmt nicht. Ich ging, nachdem der Gottesdienst beendet war, hinter die Kulissen und sah, wie es in Wirklichkeit hergeht. Die Leute haben Angst sich das anzusehen; aber es ist wundervoll. Ich fand dort den violetten Sarg gegenüber einer weiteren Tür, und das war nun unverkennbar eine wirkliche Ofentür. Als sie sich hob, sah man in ein einfaches Kämmerchen aus Zement und Schamottziegeln. Keine Hitze. Kein Geräusch. Kein bullernder Zug. Keine Flamme. Kein Brennmaterial. Es sah kühl, sauber, sonnig aus, obwohl kein Sonnenstrahl dorthin dringen konnte. Man hätte hineinspazieren oder die Hand hineinstecken mögen, ohne sich was dabei zu denken. Dann bewegte sich der violette Sarg wieder und rückte hinein, das Fußende zuerst. Und siehe da! Das Fußende ging plötzlich in flatternde granatrote Flammenbänder auf, wunderschön, ohne Rauch und eifrig züngelnd, wie die pfingstlichen Feuerzungen, und als der ganze Sarg eindrang, wurde er über und über zu Flammen, und meine Mutter wurde zu einem schönen Feuer.

Die Tür fiel zu; und man sagte uns, wenn wir alles Weitere sehen wollten, sollten wir in anderthalb Stunden wiederkommen. Ich dachte an die abgezehrte kleine Gestalt mit dem wundervollen Gesicht, und sagte zu mir »Zu lang«; aber wir gingen weg und sahen uns die Gartenvorstadt in Hampstead an (an der ich mit Aktien beteiligt bin), und telephonierten mit dem Theater und kauften Bücher und vertrieben uns auf angenehme Weise die Zeit.

Übrigens vergaß ich einen Zwischenfall. Hayden Coffin erschien plötzlich in der Kapelle. *Seine* Mutter ebenfalls. Der Abschluß der Geschichte war von phantastischer Komik, sie hätte das enorm genossen. Als wir zurückkamen, blickten wir durch eine Öffnung im Flur hinab in ein tieferes Stockwerk dicht darunter. Wir sahen da eine geräumige Küche, mit einem großen Zementtisch und zwei Köchen, die sich daran beschäftigten. Sie hielten kleine Zangen in den Händen, und sie pickten geschickt und eifrig Nägel und Reste der Sarg-Griffe aus Mamma's bescheidenen Aschenhäufchen und Knochenresten heraus. Mamma selbst stand in diesem Augenblick neben mir und beugte sich darüber und schüttelte sich vor Lachen. Dann fegten sie sie in ein Sieb zusammen und siebten sie durch, so daß ein Haufen Staub und ein Haufen gebrannter Knochenreste übrig blieben. Und Mamma flüsterte mir ins Ohr, »Möchte wissen, welcher von den beiden Häufchen ich bin!«

Und diese erheiternde Episode war der Schluß, außer daß man noch die Knochenreste zu Pulver mahlt und auf einem Blumenbeet verstreut.

(George Bernard Shaw an Stella Patrick, am 22. Februar 1913)

Hoch im Kurs

Klaus E. Müller
DIE BESSERE UND DIE SCHLECHTERE HÄLFTE
Zur Ethnologie des Geschlechterkonflikts
Campus

Klaus E. Müller

Die bessere und die schlechtere Hälfte

Ethnologie des Geschlechterkonflikts

1984. 492 S., Leinen, DM 58,–

Auf der Basis seines schier unermeßlichen Vergleichsmaterials an menschlichen Verhaltensformen und Vorstellungsweisen wird hier erstmals eine verhaltensethnologisch begründete Theorie des menschlichen Gruppenverhaltens entwickelt, mit der sich die typischen Formen des Geschlechterkonflikts begründen lassen.

Volkmar Sigusch

Vom Trieb und von der Liebe

1984. 228 S., DM 24,–

Siguschs Abhandlungen sind Bausteine einer kritischen Theorie der menschlichen Sexualität. Sie kreisen um die Frage, was am Sexuellen natürlich, was gesellschaftlich sei. Wo die konformen Sexologen vermessen, auf Fragebogen ziehen, dingfest zu machen suchen, insistiert Sigusch auf der Anarchie des Triebes, auf der Janusköpfigkeit des Reizes, auf dem Doppelcharakter der Liebe, auf der Einzigartigkeit der Perversion.

Günter Ortmann

Der zwingende Blick

Personalinformationssysteme – Architektur der Disziplin

1984. 232 S., DM 34,–

Dieses Buch entdeckt die neuen Informationstechnologien – die betrieblichen wie die überbetrieblichen – inmitten eines Geflechts aus Ökonomie und Wunsch, Angst und der Lust, sich ihrer zu bedienen.

campus
Verlag Frankfurt/M

Joseph von Westphalen
Der Tanz um den Bauch

Schon beim ersten Krächzen des Säuglings ist Eduard hellwach. 02.47 zeigt die Digitaluhr auf dem Nachttisch. Sollte der kleine Jonas tatsächlich eine Stunde früher als sonst kommen? Eduard lauscht ins Dunkel. Da, ein zweites Ächzen! Eduard fährt hoch und eilt in Richtung Kinderzimmer. Laß nur, ich mach das schon, flüstert er seiner Frau zu, die nun auch wach geworden ist.

Eduard wollen wir den Helden unserer Geschichte nennen. Er ist zwar kein Baron wie der Eduard in Goethes *Wahlverwandtschaften*, aber er ist auch im besten Mannesalter. Er ist 31 und hat eine Menge erreicht. Das Glück ist ihm zugeflogen, wenn auch nicht jeder mit diesem Glück tauschen wollte; nicht jeder wollte Anwalt in einer konservativen Kanzlei sein; nicht jeder wollte drei Kinder haben. – Und dann ist da noch etwas, das den Namen »Eduard« passend erscheinen läßt: auch unser Held fühlt sich woanders hingezogen. *Seine* Wahlverwandtschaft besteht darin, daß er am liebsten auch noch Mutter wäre. Denn alles hat er bisher erreicht: er hat Frau und Kinder, ein Haus, einen höchst einträglichen Beruf und einen Doktortitel, der ihm seinen gewöhnlichen Nachnamen verschönt. Nichts scheint zu seinem Glück zu fehlen als nur dies eine: daß er seinen Kindern nicht auch noch eine gute Mutter sein kann. Zwar ist eine Mutter vorhanden; Eduards Frau, die konsequenterweise Charlotte heißen mag, ist durchaus präsent und bereits schon wieder im dritten Monat mit dem vierten Kind schwanger. Aber Eduard scheint den Frauen irgendwie zu mißtrauen. Oder aber er mißgönnt ihnen ihre Mutterrolle. Ja, so muß es sein, er möchte auch hier die Nummer 1 sein. Er will von seinen Kindern gefälligst ebenso geliebt und gebraucht werden.

Eduard ist nun im Kinderzimmer angekommen. Die beiden großen Töchter, fünf und drei Jahre alt, schlummern ungerührt im Etagenbett. Eduard beugt sich zärtlich zu seinem Stammhalter. Der kleine süße Mistkäfer, wie er ihn erstaunlich frivol nennt, schläft mit seinen 14 Monaten immer noch nicht durch. Bis vor kurzem hatte ihn Charlotte ja noch vorbildlich gestillt, seitdem sie aber wieder schwanger ist, muß der kleine Jonas nun leider doch ein nächtliches Fläschchen kriegen. Das ist dem Eduard gar nicht so unrecht. So schön das Stillen war, so litt er dabei doch auch immer ein wenig unter

seiner Untätigkeit. Er war nur der Handlanger, der den Säugling zur Mutter holen und dann wieder zurück in sein Gitterbett bringen durfte; ziemlich bedeutungslose Tätigkeiten für einen Mann wie Eduard, der öfter nach Amerika flog und dort bedeutende Verträge aushandelte. Nun, da Jonas der Mistkäfer die Brust nicht mehr bekam, konnte ihm der Vater allein seine ganze sorgliche Liebe widmen. Das Dumme ist nur, daß sich das Söhnchen seit einigen Tagen der väterlichen Fürsorge aufs Grausamste entzieht und nach der Mutter schreit, kaum ist der Vater erschienen.

Deshalb reicht Eduard jetzt dem Kleinen die Flasche mit Vorsicht, geradezu bescheiden und läßt seine überschwenglichen Liebeslitaneien bleiben, um den Kleinen nicht zu verärgern. Aber es klappt wieder nicht: der grausame Jonas kontrolliert mit kurzem Blick, wer ihm die Flasche reicht, sieht den ängstlich knieenden Vater und beginnt sofort nach der Mutter zu brüllen. Eduard greift ihn, will ihn aus dem Zimmer tragen, damit die Töchter nicht aufwachen, aber es ist schon zu spät. Jonas brüllt nur noch lauter, die Töchter wachen auf, und wie zu Eduards Hohn beginnen nun auch sie nach der Mama zu jammern.

Eduard gibt für heute auf. Der Säugling verbat sich, vom Vater auch nur angefaßt zu werden. Jeder echte Hausmann würde dieser Ablehnung kaum Bedeutung beimessen, über die Phase der kindlichen Entwicklung lächeln und sie für sich ausnutzen: solange das Kind nichts vom Vater wissen will, ist dieser doch nicht zur Hilfeleistung verurteilt und kann guten Gewissens die lästige nächtliche Versorgung der Mutter überlassen. Aber nicht so Eduard in seinem furchtbaren Ehrgeiz: verletzt über die Weigerung seines Sohnes schleicht er zurück ins Schlafzimmer und sagt mit der traurigen Stimme eines Liebhabers, der versagt zu haben glaubt: er läßt sich nicht einmal anfassen von mir. Dann schnapp ihn halt, sagt Charlotte verschlafen und ruppig, denn sie hat keine Lust aufzustehen. Wie grob sie sein konnte!

Eduard entfernt sich vorwurfsvoll und setzt sich einsam ins Wohnzimmer. Was hat er falsch gemacht? Er hört Charlotte ins Kinderzimmer gehen. Sofort ist alles ruhig. Er leidet, voller Neid. Sein Blick fällt auf zwei Dutzend Bücher zum Thema, die sich auf der Ablage des gigantischen Glastisches häufen. *Die Macht unserer Mütter* – schon der Titel schmerzt ihn und umso mehr der Klappentext, in dem er betrübt liest: »In den ersten entscheidenden Lebensjahren ist unsere Mutter unsere Welt und die Art, wie wir an sie gebunden bleiben, bestimmt unser ganzes Leben.« War er denn zu nichts nutze? Konnte er denn nur zeugen und seine Familie ernähren? Eduard blättert hilflos weiter und findet ein Zitat von Freud: »Die rührende, im Grunde so kindliche Elternliebe ist nichts anderes als der wiedergeborene Narzißmus der Eltern.« Eduard zuckt die Schultern. Damit kann er nichts anfangen, und hierin können wir ihn verstehen. Er nimmt ein weiteres Buch

zur Hand, in dem Freuds Theorie des Ödipuskomplexes erklärt wird, und sucht die Stelle, mit der er sich schon des öfteren getröstet hat wie ein Christ mit einem Bibelspruch: »Beim Sohne ist der Sachverhalt einfacher als bei der Tochter, aber auch bei ihm noch kompliziert genug. Er wünscht den Vater weg, um die Mutter vollständig für sich zu haben; zugleich liebt er den Vater und identifiziert sich mit ihm.« Beim Lesen des letzten Satzes empfindet Eduard wie immer Genugtuung. Dann steht da noch etwas von einer Psychoanalytikerin namens Melanie Klein, die über Freud und seinen Ödipuskomplex hinausgegangen sei, die einen angeborenen Neid des Mannes auf die Mutterbrust und auf die Schöpferkraft der Mutter postuliert habe. Diese Stelle bezieht Eduard nicht auf sich, und auch wir wollen uns hüten, ihm gleich einen Brust- und Stillneid, einen Vaginal- und Gebärneid anzudichten. Zwar ist Eduard deutlich von den Spuren solcher Komplexe gezeichnet, aber wir möchten die doch vorsichtigerweise nicht zu Grundbausteinen der Männerpsyche erklären, sondern als Produkte von Eduards Erziehung, in der wir nicht weiter herumsuchen werden, weil dort, in diesem bayerisch-schwäbischen Ärztehaushalt, nichts anderes zu finden ist als der Autoritätsvater und die liebevoll-hysterische Mutter, also das Übliche.

Im wesentlichen dürfte Eduards Mütterlichkeitstick das Produkt einer Mode sein. Er gehört nicht mehr zur Generation, die durch Klassenkampfslogans und antiautoritäre Theorie hindurchgegangen ist. Eduard, Jahrgang 1953, sieht das alles nicht so eng. Er ist kein Materialist. Eduard ist soft und er schimpft auf die machos. Er verschließt sich nicht gänzlich den anthroposophischen und esoterischen Neigungen seiner Frau Charlotte. Tief atmen, sich und seinen Körper spüren, intensiv leben – das sind für Eduard wichtige Richtlinien. Eduard fühlt sich weich und dabei wohl. Daß er einen amerikanischen Waffenhersteller verteidigt, dessen Pistolen in gesichertem Zustand in deutschen Schubladen losgingen, oder ein Statikerbüro, auf dessen Konto eine eingestürzte Brücke und ein zerquetschter Lastwagenfahrer gingen, ist sein gut bezahlter Job, das hat nichts damit zu tun, daß er voller Zärtlichkeitsbedürfnis ist.

Charlotte hat die Kinder in wenigen Minuten wieder zum Schlafen gebracht und kommt nun ins Wohnzimmer. Eduard macht eine bittere Miene, und sie streicht ihm flüchtig durchs Haar: sei nicht traurig, das gibt sich. Ich weiß, sagt Eduard, aber es ist trotzdem schrecklich. Er sagt das ohne künstliches Pathos, er meint es ernst. Charlotte steht neben ihm. Er horcht, wie so oft, an ihrem Bauch. Sie lächelt: man kann doch noch nichts hören. Ich freue mich so, sagt Eduard und wird ganz lüstern. Wenn Charlotte schwanger ist, dann ist er besonders lüstern. Sollen wir psychologisieren? Braucht ein Fighter wie Eduard die Liebesrivalen, die er sich mit seinen Kindern schafft? Stachelt ihn die Konkurrenz seiner Kinder an? Oder überträgt er auf Charlotte, was er selbst nicht kann, was er als Mangel empfindet, als Verlust: die

Unfähigkeit, Leben in seinem Bauch wachsen zu lassen, zu gebären und das neue Leben zu nähren?
Wie immer es auch sei, Eduard wird richtig geil. Er bedrängt Charlotte, und obwohl sie müde ist, läßt sie ihn gewähren. Es geht ja schnell bei ihm. Das hat auch Vorteile. Im Geschäftsleben und auch beim Spielen mit den Kindern ist Eduard ausdauernder. Sollte Eduard am Ende deswegen diesen Weiblichkeitsneid besitzen, weil ihm die Geschichten von den nicht enden wollenden Orgasmen der Frauen eine so schöne Utopie waren? Wenn man von Männern hörte, die sich und ihre Frauen stundenlang vergnügten, dann waren das doch hoffentlich nur Legenden!
Morgens um sechs steht Eduard auf, was sein muß, muß sein. Er bedauert, daß die Kinder noch schlafen. Er hätte sie gerne zum Abschied geherzt. Mittags schon kommt er wieder nach Hause und ißt mit der Familie. Seine Kompagnons haben Verständnis. Eduard ist ein vorbildlicher und korrekter Anwalt und Justitiar, schnell und zuverlässig. Daß er zu diesen neuen Vätern gehört, ist ihm nicht vorzuwerfen. Er hat sich den Büroschluß um 17 Uhr vertraglich zusichern lassen, der Fuchs. Und das in einem Gewerbe, wo es erst so richtig losgeht, wenn das Putzgeschwader durchgezogen ist. Wenn Eduard am Nachmittag auf einer Sitzung ist, dann weiß jeder, daß er spätestens viertel nach fünf den Tisch verläßt. Man richtet die Tagesordnungspunkte nach Eduards Familienterminen. Was in manchen Betrieben die Renommierlinken sind, das ist Eduard in seiner Kanzlei: der Renommierfamilienvater. Er ist ein leibhaftiges Beispiel dafür, daß sich Karriere und Familie durchaus vereinen lassen. Das weiß er selbst übrigens nicht. Im Durchschauen von gesellschaftspolitischen Zusammenhängen ist Eduard nicht geübt. Aber es ist so. Er profitiert davon, die Alibi-Ausnahme zu sein. Man zollt ihm Respekt. Er ist ja schließlich kein Pantoffelvater, über den man lächeln könnte. Eduard ist ein aufgewecktes Bürschchen. Seine Spießigkeit fällt den Bürospießern nicht auf. Sie finden ihn allesamt unkonventionell. Einmal, als seine Frau das dritte Kind bekam, war er sogar mit seinen beiden Töchtern im Büro. Man kann ihm einfach nichts übel nehmen. Er hat Mut.
Eduard zieht gern mit seinen Kindern herum. Er fühlt sich ohne den Nachwuchs in seiner Freizeit nicht wohl. Er muß diesen Beweis seiner Leistung ständig dabei haben. Drei prachtvolle Kinder. Natürlich prahlt er nicht mit ihnen. Sie werden nicht vorgeführt wie seinerzeit Eduard und seine sechs Geschwister. Sie sind einfach anwesend. Permanent. Auf jedem Fest sind sie noch nachts um elf dabei, blond, frisch und liebenswert, und fallen den anderen Eltern auf die Nerven, die wenigstens abends vor Kindern Ruhe haben möchten.
Manchmal, bei Bekannten, wird es Eduard ungemütlich. Er weiß selbst nicht genau den Grund, den wir gut kennen: immer wenn nicht von Kin-

dern die Rede ist. Was er beruflich macht, hat Eduard schnell vermittelt, weil er nicht erzählen kann. Wie soll er auch erzählen können, wenn er nicht beobachten kann. Und wie soll er beobachten können, wo doch alles knappes timing ist, wo er doch verhandeln und unterzeichnen und Statements vortragen muß! Bleiben nur die Kinder als Gesprächsstoff übrig. Da gibt es allerlei zu berichten, Erfahrungsaustausch unbegrenzt. Entfernt sich also das Thema von den Kleinen, vom leider sauteuren aber halt doch dringend notwendigen Demeter-Haferschrot und der praktischen Pädagogik und wendet es sich irgendwelchen soziokulturellen Zusammenhängen zu oder gar der Politik, dann verstummt Eduard rasch. Seine eben noch hell tönende Stimme ist erst in zehn Minuten wieder zu hören, wenn er seine Kinder zusammenruft: kommt, wir gehen zur Mama. Es klingt trotzig. Hier hat Eduard nichts mehr zu suchen. Erst im Auto fühlt er sich wieder wohl. – Was war das für ein süffisanter Kerl gewesen, der ihm die Lektüre eines Buches namens *Die künstliche Mutter* empfohlen hatte? Und warum hatten die anderen dann so komisch gelacht? Kein Zweifel, auf dem Spielplatz fühlt sich Eduard wohler. Gern hält er sich am Kinderwagen fest, vital schiebt er den Jüngsten voran und am liebsten hat er dabei noch eine Tochter auf den Schultern. Niemals schiebt Charlotte den Wagen, wenn sie als Ehepaar spazierengehen. Dieses Geschäft läßt sich Eduard nicht aus der Hand nehmen.

Heute ist Eduard um Punkt halb sechs wieder zu Hause. Betulich erkundigt er sich nach Charlottes Wohlbefinden, und aus ihrer knappen Antwort dürfen wir schließen, daß sein fürsorglicher Ton sie ein wenig strapaziert. Warum soll's mir nicht gut gehn, sagt sie gereizt. Du brauchst Ruhe, sagt Eduard beschwichtigend. Bloß keine Fehlgeburt.

Eduard will mit den Kindern ins Grüne. Charlotte ist es recht. Der VW-Bus ist mit der Gruppe aus dem Steiner-Kindergarten unterwegs, die gerade gemeinsam ihre Masern auslebt. Also belädt Eduard seinen Volvo-Kombi mit Buggies und Rädern und Rollern und sammelt geduldig die Kinder ein. Charlotte will Jonas noch schnell wickeln, aber das möchte Eduard lieber selbst tun, damit der Kleine durch möglichst viel Körperkontakt wieder eine vernünftige Beziehung zu seinem Vater bekommt. Charlotte soll doch schon die beiden Großen anziehen. Aber Charlotte findet die Anoraks nicht, von den Schuhen ganz zu schweigen. Nur Eduard weiß Bescheid. Obwohl ihn im Augenblick keiner bewundert, lächelt er leise vor sich hin. Dürfen wir annehmen, daß er von fern die Stimme seiner Mutter hört: Wie der Junge das alles schafft! Dürfen wir annehmen, daß das Bild seines Vaters flüchtig in ihm vorüberzieht: wie der Alte verständnislos, aber nicht ohne Respekt den Nazischädel schüttelt?

Was eigentlich tut Charlotte, während Eduard die nächsten beiden Stunden seinen Kindern der vorbildlichste Vater der Welt ist, während er dem Klei-

nen das Laufen beibringt, der Mittleren das Schaukeln und der Großen das Radfahren ohne Stützräder. Wir wollen nicht verhehlen, daß er die Kinder zum Jubeln bringt, auch wenn uns die hohe, schneidende Stimme, mit der er seine Anweisungen gibt, an das Geschrei von Leutnants auf Kasernenhöfen erinnert. Charlotte? Sie kauft ein paar Sachen fürs Abendbrot ein, sie kocht einen Brei, es gibt durchaus zu tun. Kaum hat sie Zeit, einen Brief zu lesen, den sie heute bekam. Und dann ist da ihre Doktorarbeit über das Geschlechtsleben der Wilden in Südwest-Melanesien. Es klingt wie ein Witz. Aber sie macht nun mal Ethnologie. War auch schon drüben, zwischen dem zweiten und dritten Kind. Eduards Eltern hatten damals die beiden ältesten. Zwei Monate war sie in Neuguinea. Die Feldforschungen sind abgeschlossen. Sie muß nur noch schreiben. Sie schafft es auch, träge und zäh. Nicht, damit Eduard stolz auf seine promovierte Mutter-Frau sein kann, sondern sich selbst zuliebe. Obwohl sie in den Kindern versackt, möchte sie nicht den Eindruck erwecken, von den Kindern behindert zu werden. Sie will es den Kindern nachher nicht vorwerfen können, daß sie ihretwegen keinen Abschluß hat. Genauso ist es. Sie hat keinerlei Interesse an ihren Guinea-Wilden. Aber lieber jetzt eine Anstrengung, als ein Leben lang ein wandelnder Vorwurf zu sein.

Wir sehen, das Familienleben von Eduard und Charlotte bewegt sich in durchaus fortschrittlichen Bahnen. Die kardinalen Erziehungfehler werden nicht gemacht. Jeder kann so lange in die Windeln scheißen, wie er will. Eduard, ob aus Narzißmus oder Selbstlosigkeit, ist ein liebender Vater, und Charlotte ist keine Glucke, die in ihren Kindern ein Mama-Syndrom erzeugt. Eduard ist nun auch nicht das, was die Illustrierten einen Hausmann nennen. Er hat den Trend überflügelt, ist auf monströse Art darüber hinausgewachsen. Man hat nicht einfach die Rollen getauscht, man ist kein wandelndes Klischee. Nein, man bringt alles unter einen riesigen Hut. Treibt uns womöglich nur der Neid zum Spott?

Nein, es ist nicht der Neid. Eduard ist lächerlich und vernagelt, wir sagen das frei heraus. Er hat einen Tick. Wir können es nicht normal finden, daß er Charlotte mit zunehmender Schwangerschaft zunehmend liebt und begehrt. Er gehört übrigens nicht nur zu jenen 27 Prozent von Männern, die an der Schwangerschaft ihrer Frau regen Anteil nehmen, das sowieso, sondern auch zu jenen 7 Prozent von den Anteilnehmern, die aus Sympathie zu den wachsenden Bäuchen ihrer Frauen an Gewicht zulegen. Zu den 17 Prozent, die gern mit ihren Frauen tauschen möchten, die gerne Hausmann wären und nichts als das, gehört Eduard natürlich nicht. Daß er zu den 54 Prozent von Männern zählt, die im Fall einer Scheidung das Sorgerecht für ihre Kinder fordern würden, ist sonnenklar. Aber, um ein Zitat von Benn zu verwandeln, mit Zahlen kommt man Bestien nicht bei. Und irgendwie hat Eduard etwas von einer Bestie an sich. Dieses ständige Tätscheln des

Bauches seiner schwangeren Frau beispielsweise ist eine Angewohnheit, wie sie von den Schweinsaffenmännchen im Inneren Brasiliens gepflegt werden soll; und war nicht schon beobachtet worden, wie der Zebrahengst in der Steppe Afrikas schamlos die schwangere Stute bestieg? Freilich wollen wir uns vor Rückschlüssen auf das zivilisierte Verhalten hüten und keine Legenden aufbauen, die nachher wieder zertrümmert werden. Mag es schweinsäffisch sein oder zebroid, wie sich Eduard verhält, wir machen ihm das nicht zum Vorwurf, auch wenn es manchmal seltsam aussieht, wenn Eduard eines seiner Kinder so fest an sich und seinen Bauch drückt; es plagt ihn wohl dann die Frage, warum das Kind nicht aus seinem Leib kriechen und das Licht der Welt erblicken konnte.

Die Androgyn-Forschung steckt in den Kinderschuhen, deshalb sind keine Zahlen bekannt, wie viele Männer von einem Schwangerschafts- und Geburtsneid beherrscht sind. Ein Streifzug durch die Geburtsvorbereitungsgruppen läßt annehmen, daß dieses Symptom der Androgynie, das wohl auch Eduard vorweisen kann, statistisch durchaus schon relevant ist. Hier, wo die Männer Seite an Seite mit ihren Frauen das Pressen und Hecheln üben, leiden einige Männer heftig unter ihrer anatomischen Wertlosigkeit; beim Üben des Pressens entfährt ihnen bestenfalls ein Furz, während die Frauen in wenigen Tagen oder Wochen ein lebendiges Wesen ins Freie drücken werden. Die klugen Frauen verstehen es durchaus, ihre körperliche Leistung und ihr Glückseligkeitsgefühl als so unbeschreiblich großartig und faszinierend hinzustellen, daß bei etlichen Männern der lebhafte Wunsch nach einem Nachempfinden entsteht; sie kommen sich geradezu nichtswürdig vor, was sie ja in den meisten Fällen auch sind, wie wir gestehen müssen. Daher ist der Nimbus, mit dem die Frauen ihre Schwangerschaft und Geburt verklären, eine ganz vorzügliche Waffe gegen die Selbstgefälligkeit der Männer, und es ist ausgesprochen vergnüglich, die psychischen Reaktionen der Zeuger zu beobachten, die durch einen miesen oder auch tüchtigen Beischlaf einen neunmonatigen Glücksstrom ausgelöst haben, an dem sie dann nur noch als wohlgelittene Zuschauer teilnehmen dürfen.

Wir empfehlen Interessenten die Lektüre einiger Bücher, die auch auf der Ablage von Eduards Glastisch zu finden sind. Geburtsvorbereitungstexte und Geburtsnachbereitungstexte von und für Männer gibt es da, Erfahrungs- und Verständigungstexte, die dem Mann der emanzipierten Frau die Ängste nehmen und ihn in seine neue Rolle einüben sollen. Ein Buch nennt sich *Das Paradies der Väter*, Eduard hatte es sich aufgrund des Titels mit einigem Interesse gekauft, aber es enthielt nichts als krause Anal- und Oral-Theorien von einem Verfasser, der offenbar nichts anderes damit hatte tun wollen, als seine Homosexualität zu legitimieren. Ein anderes Buch hieß *Die stillenden Väter*, ein ironisches Geschenk eines Kompagnons. Eduard hatte eine Geschichte darin zu lesen begonnen und angewidert beiseite gelegt. Sie

handelte von einem Schriftsteller, dem jede Lust verging, wenn seine Frau schwanger war, da er sie lieber schmal in knallengen Lederhosen sah als in wallenden Umstandskleidern, und der sich schließlich sterilisieren läßt. Eduard war empört: war nicht die Frau als Schwangere gerade begehrenswert in ihrer majestätischen Gravität und in ihrer Sinn- und Leibesfülle! Gleich hatte er aus Charlottes Regal ein paar Frauenbücher genommen; um sich wieder aufzurichten, stärkte er sich an den Geburtsprotokollen von Frauen und an einem Buch, welches *Die Mutter* hieß, in dem treuherzig von Fruchtbarkeit und Entbindungen die Rede war, »ein selbstmörderisch offenes Buch«, wie der Klappentext behauptete, ein Buch, dessen »unwiderstehlichste Geste« darin bestehe, »selbst bemuttert zu werden«. Diese Wendung gefiel Eduard, der keinerlei literarischen Geschmack besaß.
Er schnüffelte gern in Frauenbüchern herum. Der Menstruationstopos, von dem die gesamte Emanzipationsbelletristik der letzten Jahre durchzogen ist, gefiel ihm. Wie es ihm auch gefiel, wenn Charlotte ihre Tage hatte. Er sah darin neidvoll eine Reinigung, ein festliches Entschlackungsritual, als welches die Frauen es im emanzipatorischen Überschwang ja selbst hingestellt hatten. Er gefiel sich darin, dieses Thema, das in seiner Kindheit tabu gewesen war, nunmehr nicht zu verbergen, veranstaltete auf seine hechelnde Art Aufklärungsunterricht für seine Kinder und kam sich dabei sehr unverklemmt vor.
Wir halten selbst zu wenig von der Freudschen Theorie der Mutterbindung, als daß wir Eduard der klassischen Komplexe bezichtigen wollten, irgendwelcher »Erlösungsphantasien durch die Mutter« oder »präödipaler Ambivalenz gegenüber der Mutter wegen Drohungen und Reinlichkeitspflege« oder »postödipaler Trennungsängste« oder was das Sachregister von Freuds gesammelten Werken zum Stichwort Mutter sonst noch zu bieten hat. Schwamm über Eduards anale Penetrationsbedürfnisse, über Skilager und Militärzeit, was zählt, ist die Tatsache, daß Eduard keine Berührungsängste kennt, auch nicht Männern gegenüber. Sein Körpergefühl kultiviert er beim Joggen, wenn die Kinder im Bett sind; solches Training betreibt er noch mit einer gewissen Ironie; die Atem- und Meditationskurse aber, die er im Rahmen der Geburtsvorbereitung besucht und bei denen man seinen Körper mal schwer und mal leicht werden läßt, nimmt er feierlich ernst und duldet keinen Spott. Ich lebe mich, sagt er, ich fühle mich.
Wir sollten aber nicht den Fehler machen, Eduard für einen Schickeria-Mann zu halten, für einen smarten Androgyn, der die Frauen gut versteht, auch mal mit einem Mann ins Bett geht und Hausarbeit und vor den Bauch geschnallte Babies selbstverständlich findet. Das wäre Rowohlt-Sachbuch. Eduard ist eine flinke Mode. Eduard ist die Fortsetzung des Hausmanns mit anderen Mitteln. Er macht etwas deutlich. Er verkörpert etwas. Wenn wir ehrlich sein wollen, müssen wir gestehen, daß unser fixer Eduard vor allem

eine Lüge verkörpert: die Lüge vom neuen zärtlichen Mann und vom Tod des Chauvi. Insofern ist er fast gefährlich. Denn er will ja alles sein, auch Frau. Er ist ein Supermann, je mehr Kinder er zeugt und erzieht, desto größer sein Ruhm. Indem er sich auch Mütterlichkeit zulegen will, will er noch mehr Macht an sich ziehen. So selbstlos, wie er den Müttern am Spielplatz erscheint, ist Eduards Opfermut nicht. Er nützt das gesellschaftlich sanktionierte Bild des neuen zärtlichen Vaters geschickt aus, um den Frauen ein weiteres Terrain abzuluchsen.

Eduards machismo wird deutlich bei seinen Seitensprüngen, die er sich zugesteht und Charlotte nicht. Man möchte nicht glauben, daß ein Mann wie Eduard mit anderen Frauen schläft, aber er tut es, und zwar ungeniert. Wenn die Büroerotik über ihn kommt, kann er nicht widerstehen. Der Chef der Kanzlei, ein CDU-Bundestagsabgeordneter, stellt aber auch immer die schärfsten Sekretärinnen ein! Niemals würde Eduard Charlotte betrügen, wenn sie schwanger ist. Aber so, zwischendurch, es geht ja schnell. Zwei Kinder hat Eduard auf die Weise gezeugt. Das einzige Geheimnisvolle daran ist, daß sein Büro nicht wissen darf, daß seine Frau es weiß. Das käme denen links vor, das könnte Eduard schaden. Charlotte mußte er es sagen, weil er auch bei der Geburt seiner außerehelichen Kinder dabei sein wollte. Was sein muß, muß sein.

Charlotte nahm ihm die Sache gar nicht übel. Er hatte sich die Seitensprünge durch seine treue Hausarbeit verdient, fand sie. Einmal glaubte sie, durch ihre Schwangerschaften sich ebenfalls eine Liaison verdient zu haben. Oh, da hättet ihr Eduard sehen sollen: er tobte und jammerte, er raste und bettelte. In dieser Situation, wo ihm etwas entzogen werden sollte, zeigte sich, daß er das war, was man ihm in seiner kernigen Art ansonsten nicht ansah: ein Muttersöhnchen. Er stellte sich an wie ein Fatzke und weinte sich sogar bei seinen Kindern über den unmoralischen Lebenswandel ihrer Mutter aus, die daraufhin jede Nacht ins Bett pißten; daß ihr Vater sich bei ihnen so jämmerlich beklagte, konnten sie nicht verkraften.

Jetzt aber ist davon keine Spur. Charlottes Bauch schwillt, und Eduard ist ganz Hingabe und Zärtlichkeit. Seine wichtigen Geschäftsreisen hat er geschickt an den Anfang der Schwangerschaft gelegt, nun ist er ganz für die Familie da. Sein Büro freut sich mit ihm auf das vierte Kind. Sicher nicht das letzte, sagt Eduard in Sektlaune. Macht Ihre Frau denn da mit? will die Buchhalterin wissen. Eduards Antwort ist verbürgt: Die wird nicht lang gefragt.

Es wird Zeit, Eduard zu verlassen, und wir gestehen: es fällt uns nicht allzu schwer. Wie immer in den letzten Wochen vor Charlottes Niederkünften ist seine Stimme, die sonst so schneidend ist, ganz sanft geworden. Er versorgt am Abend die Kinder, und sie lassen es geschehen, ihre Ablehnungsphase ist vorbei; Eduard ist stolz und hat alles im Griff. Sind die Kinder im Bett,

sitzen Eduard und Charlotte aneinandergeschmiegt auf dem Sofa. Er hat die Hand auf ihrem Trommelbauch. Was erregt ihn so? Komm, sagt er heiser. Es geht ja schnell. Im neunten Monat! Man darf es nicht laut sagen. Nachher schwärmt er ihr vom Stillen vor. Mit Nummer 5 müßten sie aber diesmal etwas warten, meint Eduard und lächelt selig und fast ohne Ironie. Charlotte müsse ihn unbedingt ein volles Jahr stillen, diesmal. Wieso *ihn*, sagt Charlotte und kommt sich emanzipiert vor. Die Doktorarbeit eilt doch nicht, sagt Eduard.

Sie nehmen sich vor, wieder beide in den Geburtsvorbereitungskurs zu gehen. Zwar wissen sie mittlerweile, wie eine sanfte Geburt abläuft, aber das gemeinsame Schwärmen mit Gleichgesinnten erhöht die Vorfreude. Wenn Charlotte mal zu schlapp ist, wird Eduard allein die Stunde besuchen. Ich paß gut auf, wird er sagen. Und ohne Charlotte wird er tief und flach atmen üben, und wenn die Hebamme, die den Kurs leitet, zur Entspannungsübung auffordert, die am besten mit einem ruhigen inneren Bild zu begleiten sei, dann wird sich Eduard, das obszöne Schwein, heimlich vorstellen, er sei eine seiner vollbusigen Sekretärinnen und sein Chef mache sich über ihn her. An was denkst du immer bei diesen Vorstellungsbildern? fragt ihn Charlotte später. Ihr fallen nie Bilder ein.

Vier Wochen später die sanfte Geburt in einer kleinen Privatklinik. Die Hebamme hat fast nichts mehr zu melden. Eduard weiß genau, was zu tun ist. Ein letztes Mal küßt er Charlottes Kugelbauch, der gleich flach und schlaff sein wird. Bring mir lieber Eis, stöhnt Charlotte. Denk immer daran, sagt Eduard, wir waren sieben Geschwister. Meine Mutter hat das siebenmal durchgemacht. Au, schreit Charlotte, und au schreit Eduard mit, pressen, frohlockt er schrill, pressen, so preß doch, nicht nachlassen, der Kopf, man sieht den Kopf.

Fünf Minuten später liegt der blaue Säugling, dessen Geschlecht uns ebenso einerlei ist wie Eduards weiteres Schicksal, auf Mutters Brust. Eduard fachsimpelt mit der Hebamme, und beide sind stolz darauf, daß Charlottes Damm diesmal nicht gerissen ist. Nach fünf Minuten schaut Eduard auf die Uhr und sagt: Jetzt muß ich ihn aber baden.

Jörg Bopp
Die Mamis und die Mappis
Zur Abschaffung der Vaterrolle

Wo Alternative und Linke heute über das Thema »Eltern und Kinder« reden, zeigen sich im Gewirr der Absichten oft zwei Tendenzen. Die eine verkürzt jenes Thema auf das Verhältnis zwischen Müttern und Kindern; sie wird vor allem von Müttern vertreten, die Väter werden hier theoretisch und praktisch abgeschafft. Auf der anderen Seite versuchen hauptsächlich junge Väter, unter der betulichen Devise »neue Väterlichkeit« sich bei der Erziehung ihrer Kinder ungewöhnlich stark zu engagieren. Literatur und Erziehungsalltag bieten also ein schillerndes Bild. Die Väter werden abgedrängt und aufgewertet, verleugnet und entdeckt, verachtet und gewürdigt. Sie werden vertrieben und kehren in ein aufgegebenes Gebiet zurück. Auf den ersten Blick scheinen beide Entwicklungen sich zu widersprechen. Wer genauer hinsieht, entdeckt überraschende Gemeinsamkeiten.

Zwischen denen, die die Väter abschaffen, und jenen, die sie neu entdecken, findet keine offene Auseinandersetzung statt. Ist das ein unfreiwilliger Ausdruck der verschwiegenen Einsicht, man sei letztlich doch einer Meinung? Auch wenn dem so wäre, bliebe zum Streit noch genug Anlaß. Beide Positionen scheuen sich, ein heißes Thema kontrovers zu diskutieren. Es ist kein Zufall, daß sie eine Flut von Betroffenheitsprosa erzeugen. Eine aufdringliche autobiografische Bekenntniswut soll verdecken, daß die Autoren stillschweigend einen Waffenstillstand geschlossen haben. Da die Betroffenheitsliteratur zur großen Chance derer geworden ist, die weder originell denken noch gut schreiben können, strotzen die Texte über Eltern und Kinder von Schwulst und Sentimentalität, Beschönigungen und Tabus. Kanzelpathos verdrängt die Nachdenklichkeit, gierige Selbstdarstellung die genaue Beobachtung. Gute Absichten gelten bereits als erzieherische Sorgfalt. Feuchte Augen werden als Talent zur Klarsicht ausgegeben. Die Betroffenheitsliteratur der Mütter und Väter, die angeblich so authentisch ist, erweist sich oft als reine Schwindelprosa.

Seit den sechziger Jahren erleben wir einen Siegeszug der Mütter durch die Theorien seelischer Störungen, aber auch durch die Sozialisationsforschung und die pädagogischen Konzepte. Die gegenwärtige Abschaffung der Väter hat eine lange wissenschaftliche Vorgeschichte.

In den USA hatten 1956 Gregory Bateson und seine Mitarbeiter dem naturwissenschaftlich-medizinischen Krankheitsbegriff der Psychiatrie, der die Schizophrenie auf organische Schäden zurückführt, eine Absage erteilt. Sie entwickelten einen kommunikationstheoretischen Interpretationsrahmen, der die Schizophrenie aus den hilflosen Verstrickungen des Kindes in widersprechende Botschaften der Mutter (»double bind«) erklärte. Sie beschrieben die Pathogenität einer dominierenden Mutter, der gegenüber der Vater »nicht stark genug« sei, das Kind aus der mütterlichen »Beziehungsfalle« zu befreien.[1]

Dieser Neuansatz in der Psychosenforschung war auch durch die Psychoanalyse beeinflußt. Er hatte eine große Wirkung auf die Psychiatrie-Kritik in den sechziger und siebziger Jahren. In der Krankheitstheorie wurde von jenen Psychosenforschern formuliert, was in der Sozialisationsforschung bald zu einem vorherrschenden Thema wurde: die Dominanz der Mutter und die Schwäche des Vaters.

In der Psychoanalyse besteht ein alter Streit zwischen den Theoretikern des Ödipalen und denen des Präödipalen. Für Sigmund Freud war der Ödipuskomplex »der Kernkomplex der Neurosen«.[2] Die neurotische Störung entsteht demnach, wenn das Kind die Krise des ödipalen Konflikts mit Mutter und Vater nicht bewältigen kann. Der Vater, der in der ödipalen Phase die bisherige Zweierbeziehung zwischen Mutter und Kind zu einem Dreiecksverhältnis erweitert, gewinnt für die weitere Entwicklung des Kindes entscheidende Bedeutung.

Seit 1924 kam es zwischen Freud und Sándor Ferenczi zu heftigen Auseinandersetzungen, die 1932 mit einem definitiven Bruch endeten, weil Ferenczi das ödipale System Freuds in Richtung auf ein präödipales überschritt. Er verlegte die Entstehung der Neurosen in die frühe Mutter-Kind-Beziehung, also in die präödipalen Phasen der kindlichen Triebentwicklung. Johannes Cremerius kommentierte diese Weichenstellung: »Was sich . . . ereignet, ist die Entthronung von Freuds König Ödipus. Auf den freiwerdenden Thron wird die Mutter gesetzt – eine Mutter, die nicht die Frau des Vaters ist.«[3] Die Mutter kam allerdings nicht nur auf den Thron, sondern auch auf die Anklagebank. Sie bekam die erzieherische Vormacht zugesprochen, und damit auch die Hauptschuld an der Entstehung der psychischen Störungen.

In der Schule Melanie Kleins wurde eine Theorie entwickelt, die sowohl von

Freud als auch von Ferenczi abweicht. Danach greift der Vater schon sehr früh in die Beziehung des Kindes zur Mutter ein. Die »vereinigten Eltern« werden vom Kind schon zu Anfang seiner Psychogenese erlebt; deshalb kann es keine präödipale Phase geben. Der Ödipuskomplex steht am Beginn, nicht am Ende der kindlichen Entwicklung.[4]

Ferenczi begründete eine Richtung in der psychoanalytischen Entwicklungs-, Psychosen- und Neurosentheorie, in der die frühe Mutter-Kind-Beziehung zum entscheidenden Krankheitsherd wurde. Michael Balint, René Spitz, Margret Mahler, D. W. Winnicott, Otto Kernberg und Heinz Kohut gingen – wenn auch sehr unterschiedlich – auf diesem Denkweg weiter. Besonders Kohut fand mit seiner Rückführung der »narzißtischen Störungen«[5] auf die Mutter – und der Ideologie, die er damit verband – bei Vielen begeisterte Zustimmung. Alice Miller vergröberte und popularisierte Kohuts Gedanken. In ihrer großen Mutterschelte[6] kommt der Vater überhaupt nicht mehr vor. In Westeuropa wurde nun etwas nachgeholt, was Erik H. Erikson schon 1950 in den USA feststellte: der »Momismus«, d. h. die Neigung, die Mutter zum »Sündenbock für alles, was faul ist im Lande«[7], zu machen.

Die Entdeckung der frühen Störungen im kindlichen Seelenleben hat der psychoanalytischen Theorie und Behandlungspraxis erheblichen Gewinn gebracht. Viele neue Einsichten wurden gewonnen. Die therapeutischen Methoden konnten differenziert werden, und neue Gruppen von seelisch Kranken fanden Zugang zur Psychotherapie. Viele Vertreter des Präödipalen versuchen allerdings nicht, ihre Vorstellungen mit Freuds Entdeckungen systematisch zu verbinden. Die Freudschen Untersuchungen über das präödipale Triebschicksal des Kindes böten dafür genügend Ansatzpunkte. »Immer hätte die Möglichkeit bestanden, die Innovation für eine fruchtbare Erweiterung des Bestehenden zu benutzen.«[8] Viele Anhänger der Konzeptionen von den frühen Störungen in der Mutter-Kind-Beziehung bestreiten statt dessen das Freudsche Theoriegebäude und setzen ihre Theoriehütten an seine Stelle. Ein kurioses Ergebnis dieser gedanklichen Abkapselung ist, daß inzwischen elf verschiedene Narzißmus-Theorien vorliegen.[9]

In der psychoanalytischen Zunft besteht eine große Unfähigkeit, Kontroversen gelassen auszutragen und neue Gedanken elastisch aufzunehmen. Anstatt die Neurosen- und Psychosentheorie gemeinsam weiterzuentwikkeln, greift man zu Spaltungen, Ausschlüssen und Ausstoßungen. Cremerius kommentiert dieses ängstliche Eiferertum kühl: »Die wahren Gründe für das Auflösen des wissenschaftlichen Diskurses und für das Schisma liegen in privaten Aversionen und Idiosynkrasien zwischen Persönlichkeiten, die sich nicht miteinander arrangieren können . . . Die Geschichte der Abspaltungen ist eher ein psychopathologischer als ein ideengeschichtlicher oder ein wissenschaftstheoretischer Gegenstand.«[10] Über die Bedeutung

von Mutter und Vater in der kindlichen Entwicklung führen die Psychoanalytiker heute einen Glaubenskrieg, kaum einen besonnenen Diskurs. Angesichts der dogmatischen Verfestigungen zwischen den miteinander verfehdeten psychoanalytischen Sekten stellt sich die Frage: Inwiefern beschreiben und erklären die Theoretiker des Präödipalen und des Ödipalen verschiedene seelische Störungen, und inwiefern wählen sie nur verschiedene Theorien zum Begreifen dieser Störungen? Geht es in dem erbitterten Streit um verschiedene *klinische Einheiten* oder nur um verschiedene *Paradigmen des Verstehens?* Einige Anzeichen sprechen dafür, daß die beiden theoretischen Richtungen auch Scheingefechte miteinander führen.

Die alten, bekannten Hysterie-Fälle, die Freud behandelte, erscheinen heute manchen Autoren als Psychosen und Borderline-Erkrankungen.[11] Über Kohuts Krankheitsbild der »frühen narzißtischen Störung« urteilt Berthold Rothschild lapidar: »Dies ist jedoch eine derart vage und breit auffächerbare Patientenpopulation, daß man kaum weiß, wer nicht dazu gehört.«[12] Da liegt der Verdacht nahe, daß es bei dem von Kohut entwickelten Krankheitsbild der frühen Mutter-Kind-Störung eher um einen diagnostischen Alleskleber als um eine genau umschriebene klinische Einheit geht. Es kann ja niemand bestreiten, daß bei jeder seelischen Erkrankung auch die Mutter ihre Hand im Spiel hat. Die Kritik von Cremerius geht in dieselbe Richtung. Er weist darauf hin, daß im Gefolge der »Kohut-Welle« als frühe Störung ausgegeben wird, was bisher mit guten Gründen als Hysterie galt.[13] Was früher auf den Ödipuskomplex zurückgeführt wurde, wird nun ohne hinreichende Begründung der frühen Mutter-Kind-Beziehung zugeschlagen.

Es ist unklar, in welchem Umfang heute in der Psychoanalyse dieselben seelischen Störungen aufgrund unterschiedlicher Theorien ganz verschieden diagnostisch eingeordnet werden. Die Beispiele zeigen, daß klinische Einheiten und gedankliche Postulate unzulässig miteinander vermischt werden. Die Diagnosekriterien bleiben oft so undeutlich, daß nicht erkennbar ist, inwiefern sie übereinstimmen oder voneinander abweichen. Die Ebene der Beobachtung und die Ebene der Theoriebildung werden nicht genau auseinandergehalten. Es kann dann nicht ausbleiben, daß der Eine das, was für den Anderen Ergebnis einer nicht bewältigten ödipalen Krise ist, eine präödipale Störung nennt.

Gerade das Beispiel Kohuts und seiner eifrigen Aufnahme in den linken Sozialisationstheorien zeigt, daß die jeweils bevorzugten Krankheitsbilder auch Ausdruck weltanschaulicher Moden und wissenschaftlicher Profilierungswünsche sind. Sie hängen von den Machtverhältnissen im Therapie- und Forschungsbetrieb ab. Schließlich drücken sich in ihnen öffentliche Vorurteile und soziale Ängste aus. Die Geschichte der Psychosentheorien ist dafür der sinnfälligste Beweis. In vielen Regionen des Forschens macht man sich heute beliebt, wenn man in Krankheitstheorie und Entwicklungs-

psychologie die frühe Mutter-Kind-Beziehung in das Zentrum der Aufmerksamkeit rückt. Die Theorien des Präödipalen sind von Ideologiebildungen durchzogen.

II Die androgynen Mütter

In den siebziger Jahren kam der psychoanalytische Glaubenskrieg um die Rolle des Vaters und der Mutter einzelnen Gruppen der Frauenbewegung bei ihrem Kampf gegen das Patriarchat entgegen. Sie nahmen Einsichten aus der Psychosentheorie von den Theoretikern des Präödipalen auf. Sie orientierten sich an Herbert Marcuses Versuch, den Entwurf einer befreiten Gesellschaft auf die Bindung an eine »mütterliche libidinöse Moral«[14] zu gründen. Kohuts Konzept der frühen »narzißtischen Störungen« und Alice Millers Mutter-Zentrismus fanden den Beifall dieser Frauen. Man eignete sich außerdem einzelne Gedanken aus Alexander Mitscherlichs Sozialpsychologie der »vaterlosen Gesellschaft« an. Die Ethnologie schließlich stellte das Bild jener Erdmutter zur Verfügung, die bei manchen Naturvölkern die Geheimnisse der Fruchtbarkeit und die Mittel zum Schutz des Lebens mit gleichsam priesterlicher Macht bewahrt. Archaische Fruchtbarkeitsmythologie sollte nun mit der Kritik der politischen Ökonomie verbunden werden. Der Feminismus war das Bindemittel, das alle Elemente zusammenhielt. Die Auseinandersetzung über die Bedeutung von Vater und Mutter geriet in den Streit zwischen den Geschlechtern, zwischen unterdrückten Frauen und unterdrückenden Männern. Und die Kinder wurden zum Spielball in diesem Streit.

Es kam zu einer folgenreichen Veränderung. War die Mutter in den psychoanalytischen Krankheitstheorien noch der einflußreichste Träger des pathogenen Gifts – der Internationale Psychoanalytische Kongreß in New York 1979 kritisierte das »mother hunting« der Zunft –, so wurde sie jetzt zum Alleininhaber der erzieherischen Heilkräfte umstilisiert. Es entstanden Vorstellungen von »neuer Mütterlichkeit«, nach denen die emanzipierte Mutter im Umgang mit den Kindern auf den Vater ein für allemal verzichten kann. Allerdings wurde weniger gefragt, ob das für die Kinder gut sei, sondern eher, inwieweit sich die Mutter durch Ausüben einer pädagogischen Solorolle von den Zwängen der Männerherrschaft befreien könne.

Mütterlichkeit gegen Männerherrschaft

Einige neue literarische Beispiele veranschaulichen, auf welchem gedanklichen Niveau und mit welchen Folgen die Abschaffung der Väter durch die Mütter heute betrieben wird. Der Sammelband *Kinder, Kinder – Lust und*

Last der linken Eltern[15] ist überwiegend ein pädagogischer Tanz um die Mutter. Die Autoren inszenieren dabei einen Widerspruch, der ihnen selbst nicht auffällt. In einem einleitenden Gespräch mit drei Jugendlichen wird unabweisbar deutlich, von welch großer Bedeutung für sie das Vater-Thema ist. Sie schildern, wie stark sie darunter gelitten haben, daß der Vater fern oder nicht vorhanden war. Ein Sohn beschreibt, wie hilfreich es für ihn war, den Vater als Stütze in schwierigen Situationen und als Gegenüber in heftigen Auseinandersetzungen erlebt zu haben. Diesem Gespräch folgen viele Beiträge, in denen die Autorinnen (Mütter) die Väter ihrer Kinder völlig übergehen. Und sie bemerken das nicht einmal.

Die Jugendlichen reden von der Unentbehrlichkeit des Vaters, die kinderfreundlichen Mütter jedoch verdrängen ihn. Sie verbreiten die Anschauung: »Wir können unsere Kinder alleine aufziehen, wenn die Männer uns nur nicht behindern und wenn wir selbst über guten Willen, Engagement und Selbstreflexion verfügen.« Der Vater als Verbündeter und Korrektiv – das ist für diese Mütter unvorstellbar und wurde von ihnen wahrscheinlich auch nie erlebt. Warum sie das nie erlebten, bleibt im Dunkeln. Die Mütter verraten kaum etwas über die Gründe für die Trennung von ihren Männern. Hinter allen Anklagen und Selbstzweifeln und hinter aller Aufopferung verbergen die Mütter monströse Allmachtsphantasien, die an infantilen Größenwahn erinnern. Es ist das Kolossalgemälde der androgynen Mutter, die für die Kinder beide Elternteile spielen und damit beide Geschlechter repräsentieren kann. Welche irrealen Vorstellungen von Weiblichkeit und Männlichkeit die Mütter damit ihren Kindern vermitteln, wird von ihnen nicht bedacht. Das Bild von den grandiosen Frauen und den überflüssigen Männern begleitet die heranwachsenden Kinder bei der Suche nach der eigenen geschlechtlichen Identität. Ohne Zweifel wird es tiefe Spuren hinterlassen.

In dem pathetischen Bericht *Der Mama-Mann* von Leona Siebenschön[16] taucht der leibliche Vater ihrer Kinder nicht auf. Als Typus ist der Vater ein rücksichtsloser Tyrann, der die Kinder unterwirft: »Das Gesetz der Väter . . . (ist) das Gesetz von Schuld und Sühne, Strafe und Angst.«[17] Und deshalb stellen selbstbewußte Kinder an ihn nur die eine Frage: »Vater, was habe ich mit dir zu schaffen?«[18]

Der Argumentationsstil der Autorin ist typisch für die androgynen Mütter. Mißliebige Erkenntnisse werden als Ideologie herrschsüchtiger Männer abgetan. Eigene Erfahrungen und Theoriestücke aus der Frauenbewegung sind die Wahrheitsinstanz, die nicht mehr problematisiert wird. Als ob die eigene Erfahrung nicht der Selbsttäuschung erliegen und die bevorzugte Theorie nicht der Verschleierung dienen könne.

Die aufgeblähte literarische Selbstdarstellung der Mutter schließt mit der stolzen Erklärung, der älteste Sohn habe den ganzen Text »gegengelesen

und genehmigt«.[19] Von seinem Beifall ist die Autorin so betäubt, daß sie nicht merkt, wie peinlich dieses Zeugnis erfolgreicher Mutterschaft ist. Ob der Sohn wohl eines Tages merkt, für welche Interessen er hier eingespannt wurde?

Es gibt allerdings Notlagen, die Mütter dazu zwingen, ihre Kinder alleine aufzuziehen. Sonderbar ist jedoch, wenn die Not nachträglich in eine Tugend umgemodelt und der Mangel in eine Auszeichnung verzaubert wird. Menschlich ist das erklärbar und bisweilen sogar verständlich. Diese Einsicht kann jedoch nicht den illusionären Charakter solcher Selbstdarstellungen verbergen. Auf solchen Umdeutungen beruhen die Ideologien. Freud beschreibt, wie hilfreich jene mütterlichen Selbsttäuschungen sind: »Illusionen empfehlen sich uns dadurch, daß sie Unlustgefühle ersparen und uns an ihrer Statt Befriedigungen genießen lassen.«[20]

Monika Aly und Annegret Grüttner haben einen scharfsinnigen Essay über die neue Ideologie der Mutterschaft geschrieben. Sie erwecken jedoch den Eindruck, »das Tragetuch – die Fahne der neuen Mütter«[21] sei für ein Kind gefährlicher als ein blasser Vater. An den haben sie sich wohl gewöhnt. In einer genauen Reportage über die Kraftmutter Michi schildert Karin Reschke: »Selbstverständlich träumte sie einen Traum vom eigenen Leben mit Kindern und Tieren . . . Und der Vater? Nicht besonders wichtig.«[22] Die Kinder benötigen vietnamesische Hängebauchschweine dringender als einen Vater; denn Tiere sind gut, Väter aber böse – zumindest überflüssig. Da fragt sich, wozu die Väter eigentlich noch gebraucht werden. Die Antwort kann jeder geben, der im Biologie-Unterricht nicht geschlafen hat. Unter dem sarkastischen Titel »Zuchtauswahl und Matriarchat« gibt Asmus Petersen eine Sequenz aus dem Gespräch zwischen zwei Müttern wieder: »Weißt du, ich hab mir sein Erbgut ausgesucht. Ich habe mir immer meine Typen ausgesucht, und ihn hier – natürlich besonders, 43, intelligent, die Figur –«.[23] Und später darf der »Befruchter« noch die Alimente zahlen. Man sieht diese Mütter unter der Last des Patriarchats so richtig schwitzen.

Hinter vorgehaltener Hand wird weitererzählt, daß es bei linken und alternativen Frauen in Mode kommt, einen Mann zur Zeugung zu überlisten, ihn im Fall des Erfolgs sitzenzulassen und nach der Geburt des Kindes von ihm die Alimente einzufordern. Dabei wird dem Vater von der Mutter nahegelegt, nicht so »frauenfeindlich« zu sein und nur die Mindestsätze zu zahlen. Die Mutter ist den Konkurrenten, das Kind den Vater los. Die Mutter bekommt einen handlichen Partnerersatz. Der Preis dafür ist subtile Gewalt gegen den Mann und gegen das Kind. Die hereingelegten Männer fügen sich meistens zähneknirschend in ihr Schicksal. Um sich weder lächerlich noch unbeliebt zu machen, wehren sich die Befruchter öffentlich nicht. Sie haben Angst davor, »Chauvis« gescholten zu werden, was ihnen blühen würde, wenn sie den Schwindel aufdeckten.

Die Nützlichkeit negativer Vaterbilder

Wo es um die Väter der Kinder geht, tauchen – wenn sie nicht überhaupt verdrängt werden – bei den androgynen Müttern immer wieder zwei stereotype Bilder auf: entweder schwingen sie »die Peitsche des Lenkers« oder sie sind »konturlos«.[24] Der Vater ist entweder ein Despot oder ein Niemand. In beiden Fällen zeigt er dasselbe Talent zu versagen; denn er macht entweder alles falsch oder überhaupt nichts.

Der Vater ist Gegenstand ständiger Klage und Anklage. Als Blitzableiter ist er ungemein praktisch. Mit Ausdauer werfen ihm die Mütter vor, er wolle mit den Kindern nichts zu schaffen haben. Selten wird die Gegenfrage gestellt, ob es nicht auch Mütter gibt, die mit den Vätern nichts zu schaffen haben wollen, um die Kinder für sich zu haben, um sich vor Konkurrenz und Rivalität um die Zuneigung der Kinder zu schützen. Es kommt oft genug vor, daß Kritik am Patriarchat dazu herhalten muß, mütterliche Besitzansprüche auf die Kinder zu verbergen. Selbstsüchtige Motive werden in den Mantel emanzipierter Tugend gesteckt.

Immer wieder stöhnen Mütter darüber, die Väter kämen abends »müde und abgeschlafft« nach Hause, seien »verschlossen«, »achtlos«, »verkröchen« sich hinter die Zeitung oder vor das Fernsehgerät. Ist einigen Müttern dieser Vatertypus nicht ganz recht, weil er sich nicht zwischen sie und die Kinder stellt? Und zieht sich umgekehrt nicht auch mancher Vater in jenes angeprangerte Verhalten wie hinter eine Schutzmauer zurück, um vor sich selbst und den Kindern die kränkende Erfahrung zu verstecken, daß er zu Hause keine Chance hat? Bestimmten Müttern liegt daran, den Vater als autoritär zu stilisieren, um sich selbst vor den Kindern als verständnisvoll profilieren zu können. Wird ein Vater nicht auch deshalb autoritär, um sich gegen die drohende Ausschließung, gegen die befürchtete Niederlage im Konkurrenzkampf um die Kinder aggressiv zu wehren? Erst drängen manche Mütter die Väter an den Rand der Familie, und dann werfen sie ihnen vor, daß sie so geworden sind, wie die so selbstlosen Mamas sie doch haben wollten. Die Betroffenheitsprosa der androgynen Mütter vermeidet es, über solche Probleme nachzudenken.

Ein negatives Vaterbild ist überaus nützlich, um mütterlichen Monopolansprüchen auf die Kinder die höheren Weihen von Liebe, Verantwortlichkeit und weiblicher Emanzipation zu verschaffen. Die Mütter greifen zu einem Verhalten, in dem sich der seelische Abwehrmechanismus der Rationalisierung äußert. Die Psychoanalyse meint damit die Neigung zur Beschönigung: Für ein als peinlich oder angreifbar empfundenes Handeln, dessen wahre Triebmotive man der Nachprüfung entziehen will, werden scheinbar überzeugende Begründungen vorgebracht; diese stimmen mit Moral und Verstand überein, um jenen Impulsen den Anschein von Sittlichkeit und

Vernunft zu geben. Über unangenehmen Triebbedürfnissen wird ein »pseudorationaler Überbau«[25] errichtet. Die negativen Vaterbilder sind auch eine Rationalisierung mütterlicher Machtbedürfnisse.
Zum anderen sind die negativen Vaterbilder Ausdruck des Abwehrmechanismus, den die Psychoanalyse »Projektion« nennt: der Versuch des Subjekts, Eigenschaften, Gefühle und Wünsche, die es an sich selbst und an geschätzten Personen verkennt oder ablehnt, auf Andere zu übertragen, um sie an ihnen zu bewundern oder zu bekämpfen. So ist es in den Berichten der androgynen Mütter immer wieder der Vater, der haßt und unterdrückt, der feindselig und grausam, egoistisch und zügellos, herrschsüchtig und unbeherrscht ist. Dafür triefen manche Texte förmlich von Bekundungen der Mutterliebe, und auch die Kinder erscheinen oft im rosigen Licht der Verklärung.
Die Psychoanalyse hat immer wieder ihre Einsicht verteidigen müssen, daß jede zwischenmenschliche Gefühlsbeziehung »ambivalent«, d. h. aus Anteilen gegensätzlicher Triebstrebungen zusammengesetzt ist: Liebe und Haß, Vertrauen und Mißtrauen, Zuversicht und Angst. Die Anschauung der Gefühlstherapien, es gebe unvermischte Gefühle – die dann entsprechend spektakulär dargestellt werden können –, verdankt sich mehr der kindlichen Sehnsucht nach Unzweideutigkeit als der wachen Erfahrung. Georg Groddeck hat sich ausführlich mit dem »Haß der Mutter gegen das Kind«[26] beschäftigt. Ohne Beschönigung hat er geschildert, in welchem Maß eine Mutter zwischen extrem verschiedenen Gefühlen ihrem Kind gegenüber hin- und hergerissen wird. Bei den androgynen Müttern ist vom Mutterhaß keine Rede. Es sind die Väter, denen der Haß auf die Kinder bescheinigt wird. Die Mütter schieben ihre eigenen Gefühle der Feindseligkeit, für die sie sich schämen, den Vätern zu, um sie bei ihnen mit lautstarker Entrüstung anzuprangern. Die negativen Vaterbilder sind nicht nur nützlich, sondern zur Erhaltung eines labilen mütterlichen Gleichgewichts auch unentbehrlich.
Auch die Kinder werden oft idealisiert. Ihr wildes Triebleben wird von den androgynen Müttern zu einem Bild von penetranter Harmlosigkeit verfälscht. Freud hat sich energisch gegen solche Schönfärbereien gewandt: »Grausamkeit liegt dem kindlichen Charakter überhaupt nahe, da das Hemmnis, welches den Bemächtigungstrieb vor dem Schmerz des anderen haltmachen läßt, die Fähigkeit zum Mitleiden, sich verhältnismäßig spät ausbildet.«[27] Was Freud über die polymorph-perverse Triebwelt, den Kannibalismus, die sadistisch-analen Impulse, die Maßlosigkeit und die Herrschsucht der Kinder aufgedeckt hat[28], wird von androgynen Müttern und auch von neuen Vätern in eine Soße seichter Verharmlosung getaucht. Es ist kein Wunder, daß diese Mütter und Väter die Psychoanalyse nicht mögen. Sie ist ihnen zu wenig erbaulich. Sie fürchten die beunruhigende

Schärfe ihrer triebtheoretischen Einsichten. Sie vermissen an ihr jene Beschwichtigungsversuche, denen jede sentimentale Humanität ihre große Beliebtheit beim Publikum verdankt.

Die androgynen Mütter können die narzißtische Kränkung, daß ihre Kinder sie auch hassen und verschlingen wollen, nicht ertragen. Sie fürchten sich vor der Wut der Kinder, weil sie ihren eigenen Haß auf die Kinder anstacheln könnte. Was sie an ihren Sprößlingen deshalb angstvoll erleben, wird abgespalten und auf den Vater projiziert. Was die Mütter an ihren Kindern fürchten, wird am Vater bekämpft. Weil sie ihre eigene Gefühlsambivalenz nicht schlichten können, verschaffen sie sich für die bedrohlichen Anteile einen Sündenbock. Dieses Verfahren beruhigt. Es wird die Ideologie konstruiert: Die Kinder sind von Natur aus gut; wenn sie böse werden, ist es das Teufelswerk der Männer- und Väterwelt. Dieser Trost ist einfältig, aber wirksam.

Den androgynen Müttern kann deshalb nicht daran liegen, die Väter endgültig abzuschaffen. Sie würden sich damit eines lebensnotwendigen Sündenbocks berauben. In ständiger Wiederholung müssen sie die Väter auf die Bühne zerren, um sie wieder herunterzustoßen, damit sie erneut emporgeschleppt werden können. Und wenn das Spiel in der Familien*realität* unmöglich wird, dann müssen die Väter wenigstens in der *Phantasie* als negative Figuren kultiviert werden.

In der psychologischen Debatte ist es üblich, über »die Kinder als Projektionsfläche« zu klagen. Es lohnt sich, über den »Vater als Projektionsfläche« nachzudenken. Die Projektionen auf den Vater sind allerdings hintersinniger, als sie zunächst erscheinen. Am Vater werden nicht nur abgespaltene Neigungen bekämpft, sondern die Mütter sind auch Zeugen, wie die Väter ausleben, was ihre Frauen an sich selbst unterdrücken. In welchem Umfang die Väter es wirklich ausleben, ist eine Frage für sich. Jedenfalls werden sie als die phantasiert, die sich erlauben, was sich die Mütter verbieten. Der Vater wird zum verborgenen Komplizen der ängstigenden Strebungen in der mütterlichen und kindlichen Triebwelt. Als triebhafter Stellvertreter wird er nicht nur verachtet, sondern auch beneidet. Die Mütter ertragen ihn mit masochistischem Stolz und depressivem Respekt, insgeheim sind sie jedoch damit einverstanden, daß er so ist, wie er ist; denn so entlastet er die Mütter und ihr Verhältnis zu den Kindern. Deshalb ist es ungerecht, ihm vorzuwerfen, er tue nichts für die Familie. Als Negativfigur tut er unerhört viel.

Ich will das Verhalten der herrischen oder konturlosen Väter nicht pauschal und total aus den Abwehrwünschen der androgynen Mütter erklären. Für eine Projektion muß jemand sich auch anbieten. Unsere aggressiven Impulse übertragen wir eher auf einen Mörder als auf einen Säulenheiligen, und unsere libidinösen Strebungen eher auf eine Hure als auf eine Nonne. Je

ähnlicher der Andere den projektiven Inhalten ist, desto schwieriger ist die Abspaltung von unserer eigenen Person zu durchschauen, desto erfolgreicher kann die eigene seelische Unruhe gedämpft werden, desto überzeugender verstecken sich die eigenen Phantasien hinter der Realerfahrung, und desto erfolgreicher entziehen sie sich damit der kritischen Nachfrage.
Ob die Väter so sind, wie die androgynen Mütter sie darstellen, will ich nicht entscheiden. Ich beschränke mich auf die Darstellung, welche seelische Aufgabe die negativen Vaterbilder haben und welchen Einfluß sie auf das Verhalten der Väter gewinnen können. Solches tiefenpsychologische Vorgehen kann vielleicht dazu beitragen, die einfältigen Schwarzweißmalereien aufzuklären, die heute oft genug das Verhältnis zwischen den Geschlechtern blockieren.

III Die Väter ohne Brüste

Erleben wir nach dem jahrelangen Primat der Mütter bei den neuen Vätern eine siegessichere Rückkehr in die Machtposition, die Freud einst dem Vater eingeräumt hatte? Davon kann keine Rede sein. Die neuen Väter geben sich vordergründig bescheiden und zuvorkommend. Allerdings wehren sie sich dagegen, die Mütter in ihrer Bedeutung für die Kindererziehung derart hochzustilisieren, daß für die Väter in Theorie und Praxis kein Platz mehr bleibt. Die neuen Väter wollen eine Alternative zu den autoritären und konturlosen Vaterbildern schaffen. Sie sind auf der Suche nach einem Vater, der weder mit der Mutter um die Liebe der Kinder noch mit den Kindern um die Liebe der Mutter rivalisiert.

Eifersucht auf die Mütter

»Ein Vater ist etwas ganz Ähnliches wie eine Mutter, nur, daß er ein Mann ist . . . Ein Vater ist wie eine Mutter.«[29] Dieser Wunschtraum einer Frau drückt auch das Ich-Ideal einer bestimmten Gruppe von neuen Vätern aus. Wie sieht der Mann nun aus, der »wie eine Mutter« ist?
Ein Vater schreibt an sein Kind: »Ich wäre gerne auch schwanger gewesen, würde dich auch gerne stillen können.«[30] Für viele Männer ist es eine Kränkung des Selbstgefühls, daß sie an den lebenswichtigen Funktionen der Fortpflanzung weitaus weniger Anteil haben als die Frauen. Daß die Mütter für diesen Vorsprung mit erheblichen körperlichen Risiken bei Schwangerschaft und Geburt zahlen müssen, möchten die Väter gerne übersehen. Sie möchten schwanger werden und mit dem dicken Bauch prahlen – über den Rest schweigen sie sich aus.
Die männliche Sehnsucht nach Schwangerschaft und Stillfähigkeit dient

auch der Entlastung von Schuldgefühlen, die die Mütter den Vätern leichter machen können, weil sie als die Gebärerinnen die größere Belastung tragen. In dem väterlichen Schwangerschaftswunsch drückt sich jedoch zugleich das Bedürfnis aus, in einem omnipotenten Narzißmus der Fruchtbarkeit schwelgen zu können: ein Mann und eine Frau zugleich zu sein, mit Hoden und Eierstöcken, Penis und Vagina. Nicht nur die androgynen Mütter haben Allmachtswünsche, wollen ein Supergeschlecht verkörpern, sondern auch neue Väter. Ihre männlichen Größenphantasien müssen sie darüber hinwegtrösten, daß sie Männer mit begrenzten Funktionen und Fähigkeiten sind.

Diese neuen Väter wollen nicht nur in den Uterus, sondern sie wollen auch in die Mutter-Kind-Symbiose eindringen. Selbstbescheidung zählt in Wirklichkeit nicht zu ihren hervorstechendsten Eigenschaften. Bernhard Schön schiebt die psychoanalytischen Theorien über die Bedeutung dieser Symbiose für das Kind mit oberflächlichen Argumenten beiseite und erklärt forsch: »Die jungen Väter wenden sich dem Neugeborenen genauso zu wie die Mutter.«[31] Natürlich kann er als Beleg irgendeine flache empirische Studie anführen. Er berichtet, wie er seinem Sohn die Flasche gab: »Dabei versuchte ich ihm ein ähnliches Körpergefühl wie beim Stillen zu vermitteln. Ich knöpfte mein Hemd oder meine Schlafanzugjacke auf und legte ihn an die Brust.«[32] So spielt der Mann »die stillende Mutter als Vater«[33], den Edwin Ortmann in sprudelndem Vaterglück den »Mappi«[34] nennt: die Einheit aus Mama und Pappi.

Die Mappis verfahren nach der Devise: »Was wir für Stillen halten, wird von den Säuglingen auch so empfunden.« Es ist rührend, mit welchem Eifer die »Männer ohne Brüste«[35] ihre eigenen Wunschträume und Pflegeabsichten als Erlebnisse der Kleinkinder ausgeben. Als ob ein Säugling so empfindungslos und dumm wäre, daß er nicht ganz genau zwischen Mutter- und Vaterbrust unterscheiden könnte, und nicht rasch merkte, daß es für ihn an den väterlichen Brustwarzen nichts zu holen gibt.

Ohne Zweifel sind die Mappis eifersüchtig, weil nur die Mütter mit ihren Kindern in der Symbiose die intimste Zwei-Personen-Beziehung erleben können. Die Väter spüren, daß sie diese Nähe zum Kind nie erreichen werden, sie können sich aber damit nicht abfinden. Deshalb machen sie den Frauen eine exklusive Erfahrung streitig. Während die Mütter wissen, was sie haben, wissen die Väter nur, was sie haben wollen. Manche Mütter sind sich ihrer Sache nicht so sicher und fühlen sich darum von den stillenden Vätern bedroht. Sie verfolgen das Engagement der Väter in der Kinderpflege mit Argwohn; denn sie erleben, daß die Väter in der Familie mehr an Einfluß gewinnen, als sie in der Gesellschaft an die Frauen abgeben. Die Mütter erfahren, daß sie für die Abnahme ihrer Macht in der Familie nicht durch eine Zunahme öffentlicher Macht entschädigt werden. Deshalb fragen sie

sich: Wollen die Männer nun auch noch in den Familien das Heft in die Hand nehmen? Sind am Ende wieder wir die Dummen? Handeln wir uns neben der Konkurrenz in der Gesellschaft jetzt noch eine verschärfte Konkurrenz in der Familie ein?
Die zweifelnden Mütter geraten in eine Zwickmühle. Sie müssen aus pädagogischen und weltanschaulichen Gründen etwas bejahen, was ihren Gefühlen außerordentlich verdächtig vorkommt. Ihre Alltagserfahrung schürt die Bedenken. Eine Mutter, die sich um ihr Kind kümmert, ist eine Selbstverständlichkeit. Ein Vater, der dasselbe tut, ruft starke Gefühle, Mitleid oder Bewunderung, hervor; er erregt Aufsehen. Er wird zum negativen oder positiven Star. Die Mütter erfahren, daß man ihren Männern ein Interesse entgegenbringt, um das sie selbst sich vergeblich bemühen. Sie reagieren deshalb auf die neuen Väter – offen oder verdeckt – genauso mißtrauisch wie die Männergesellschaft auf die emanzipierten Frauen.

Männliche Unterwerfungsgesten

Die Mappis nehmen die Zwiespältigkeiten ihrer Frauen wahr und machen Angebote, die die mütterliche Unruhe dämpfen sollen. Sie bewundern die Körperlichkeit der Frauen, indem sie sich als Männer ohne Brüste definieren. Die Psychoanalyse sieht hier den Abwehrmechanismus der Idealisierung am Werk. Wie in der traditionellen Psychoanalyse die Frau durch den Mangel, das Fehlen des Penis, bestimmt wird, so bestimmen sich jetzt auch die Väter durch einen Mangel, nämlich das Fehlen der Brüste. Gegen den angeblichen weiblichen Penisneid bieten sie als Trost den männlichen Schwangerschafts-, Brust- und Stillneid auf. Wie dort die besondere Körperlichkeit und Sexualität der Frau abgewertet wurde, so hier die des Mannes. Die Mappis neigen dazu, sich als Männer zu desexualisieren und zu depotenzieren. Sie verstecken ihren realen Penis und schielen nach imaginären Brüsten. Als Entschädigung für diese Unterwerfungsgesten pflegen sie die Träume von der eigenen Omnipotenz, indem sie sich insgeheim als Vertreter des Supergeschlechts phantasieren. Die Väter vertreten eine geschlechtslose Erziehung der allerbesten Absichten. Sie hofieren den weiblichen Narzißmus, um sich vor der mütterlichen Aggression zu schützen. Die Psychoanalyse definiert dieses Abwehrverhalten als »Identifikation mit dem Aggressor«.

Knuddelmief und Liebesmuff

Was die Mappis über den Umgang mit ihren Kindern berichten, ist eine fortwährende Übung in Schmuse-, Knuddel-, Liebes- und Nährpädagogik. Auf diese Behandlung werden die Kinder schon vorbereitet, wenn sie noch

im Mutterleib sind. Ein Vater schwärmt vor seinem Kind: »Es war unheimlich schön, Margaretes Bauch und damit gleichzeitig dich zu streicheln. Wir haben dich viel gestreichelt – du wirst bestimmt mal ein sinnlicher Mensch.«[36] Ist das Kind geboren, kann das Programm zügig ausgebaut werden. Die Väter veranstalten »häufiges Küssen und Abschlecken des Kindes am ganzen Körper«.[37] Es ist kein Zufall, wenn Bernhard Schön sein Buch vom Vater mit Kuschel- und Pflegefotos vollstopft. Nur ein Foto zeigt ihn beim Spiel mit dem Sohn. Ein anderer Vater verkündet in vollem Orgeltone: »Das Schönste, das man einem Kind schenken kann, ist bedingungslose Liebe.«[38] Ergreifender hätte das auch der Papst nicht sagen können.

Offenbar sind alle Erkenntnisse der Familientherapie an diesen Vätern spurlos vorbeigegangen. Es ist ein naiver Selbstbetrug, wenn Eltern vorgeben, sie wollten und könnten ihren Kindern bedingungslose Liebe geben. Sie wollen es in Wirklichkeit nicht, und erst recht können sie es nicht. Kinderwunsch, Zeugung, Geburt und Erziehung des Kindes werden auch von eigensüchtigen Interessen der Eltern bestimmt. Mütter und Väter geben nicht selbstlos; sie wollen von den Kindern viel zurückbekommen. Die Erziehung ist ein Tauschgeschäft. Es nützt nichts, wenn Eltern vollmundige Erklärungen abgeben; viel hilft es aber, wenn sie sich ihre eigenen Interessen klarsichtig eingestehen. Solcher Einsicht wollen sich die Väter mit den feuchten Augen und dem schmalzigen Liebespathos entziehen. Sie übernehmen jene religiöse Mystifikation der bedingungslosen Liebe, mit der die Gesellschaft bisher die Mutterrolle überfrachtete.

Was die Väter über ihren Umgang mit den Kindern erzählen, ist Beweis genug für den Eigennutz ihrer erzieherischen Anstrengungen. Das ständige Streicheln und Hätscheln dient mehr den erotischen Bedürfnissen der Väter als den Wünschen der Kinder. Die Mappis sind wahre Schmusekatzen. Es ist kein Zufall, daß die Autoren sehr wortkarg werden, wenn sie sich dem Thema der sexuellen Beziehung zu ihren Frauen nähern. Immer wieder wird angedeutet, daß sich hier nicht viel abspielt. Der elterliche Verzicht auf gemeinsame Sexualität wird oft als Rücksicht auf das pflegebedürftige Kind rationalisiert. Die Kinder müssen beides zugleich sein: Alibi für frustrierte Sexualität und Ersatzpartner für unerfüllte sinnliche Bedürfnisse der Väter und Mütter.

Über den Berichten hängen stickiger Knuddelmief und Liebesmuff. Die Väter bringen sich und die Kinder unter einen ständigen Überdruck von Wärme und Zuwendung. Unaufhörlich stellen sie sich die Frage, ob sie den Kindern genug Zärtlichkeit und Geborgenheit geben. Eine angestrengte Selbstreflexion verbreitet den Schweißgeruch deutscher Besinnungsaufsätze. Selbstironie sucht man vergeblich, und Humor ist ein seltener Gast.[39] Da gibt es keinen Haß des Vaters auf sein Kind. Er erscheint immer und überall als Verwalter von Liebesgefühlen. Es entsteht eine Dampfkessel-

Emotionalität, die alle Ambivalenzen unterdrückt, in ihrer Unbedingtheit jedoch äußerst aggressiv ist. Die *autoritären* Väter erzeugen den emotionalen Überdruck durch Bevormundung; die *Mappis* erzeugen ihn durch Liebe.

Rückzug der Meister-Väter

In der Atmosphäre »überhitzter Zwischenmenschlichkeit«[40] stellen sich die Väter nicht die Frage, ob sie für ihre Kinder auch *interessant* sind, ob sie ihnen gekonnt dabei helfen, eine Welt zu entdecken, die für die Kinder neu, aufregend und begehrenswert ist. Die Väter erklären ihren Kindern wenig und bringen ihnen kaum etwas bei. Nur ganz am Rande ist davon die Rede, daß sie zusammen eine Arbeit erledigen. Eher beiläufig berichtet ein Vater über den Sohn: »Mit mir zu arbeiten, genießt er besonders.«[41] Aufmerksamkeit wird diesem kindlichen Interesse kaum gewidmet. Und wenn die Kinder etwas über den Beruf der Väter erfahren wollen, bleiben ihre Fragen meistens unbeantwortet.
Nach Mitscherlich kann das Kind mit seinem Vater erst dann schöpferische Erfahrungen machen, wenn der Vater ihm den »Zusammenhang von Sacherfahrung und affektivem Kontakt« vermitteln kann, denn er ist die »Einheit von Temperament und Meister«.[42] Der »Temperament-Vater« stellt eine enge Gefühlsbeziehung zum Kind her. Der »Meister-Vater« erklärt dem Kind die Welt und bringt ihm Fertigkeiten bei, damit es sich in ihr zurechtfinden kann. Mit seiner Berufstätigkeit kann er dem Kind ein Vorbild geben, wie die Realität zu begreifen und zu meistern sei. Im Erlernen solcher Fertigkeiten kann sich das Kind mit dem Vater messen. Durch die Verbindung von emotionaler Zuwendung und Lehren erlangt das Kind einerseits einen liebevollen Rückhalt beim Eindringen in Neuland und wird andererseits vor affektivem Überdruck in der Familie geschützt.
Mitscherlich schränkt ein, daß in der technischen Massengesellschaft der Vater »spurlos«[43] geworden sei, da er sich in den rationalisierten Arbeitsvorgängen als unausgefüllt und entwertet erlebt; deshalb kann er aus der Berufswelt keine Anregungen mehr in die Familie bringen, dem Kind kein Vorbild mehr sein. Das Kind wird auf ein *emotionales Vaterbild* zurückgeworfen, dessen Druck durch keine Sachorientierung verringert wird.
Die neuen Väter bestätigen Mitscherlichs Diagnose. Sie sind Temperament-, nicht aber Meister-Väter. Ihre Kinder werden an ein emotionales Vaterbild gebunden. Zur gegenständlichen Welt können sie für die Kinder kein Verhältnis herstellen, das anregend, entlastend und schlichtend in die familiäre Treibhausluft eindringen kann. Das Ergebnis liegt auf der Hand: Die Mappis sind lieb, nicht interessant; sie sind sentimental, nicht ausdrucksvoll; sie sind gut, nicht nüchtern.

Verleugnung der Triebhaftigkeit

Wo Gefühlshitze und Liebeswut herrschen, kann keine interessierte und duldsame Nüchternheit gegenüber dem kindlichen Triebleben entstehen. Daß die Kinder Genitalien und sexuelle Bedürfnisse haben, daß sie nicht nur schmusen, sondern auch masturbieren wollen, daß sie Sexualspiele machen und sich für den Geschlechtsverkehr der Eltern interessieren – für die Mappis und androgynen Mütter scheint es das alles nicht zu geben. Daß die Eltern über ihre Kinder sexuelle Phantasien haben, wird fast ausnahmslos verschwiegen. Der Liebesschwulst verdeckt die sexuelle Sterilität der Berichte. Kein Vater und keine Mutter machen sich die Mühe, die körperliche Erscheinung ihrer Kinder zu beschreiben. Die Kinder erscheinen nur als Träger von Eigenschaften, nicht als Besitzer eines Körpers. Sind das die »sinnlichen Menschen«, die der Vater schon während der Schwangerschaft herbeistreicheln wollte? Kein Thema wird in der Betroffenheitsprosa so tabuiert wie die Sexualität. Die androgynen Mütter und Väter ohne Brüste desexualisieren nicht nur sich selbst, sondern auch ihre Kinder. Sie zeigen sich von vielem betroffen, nur nicht von der Sinnlichkeit ihrer Kinder. Es zieht sie ständig zu den höheren Werten. Der pädagogische Diskurs dieser Eltern hat sich vom Diskurs über Sexualität abgekoppelt. Das ist nicht überraschend; denn wo moralisierender Bekenntnisdruck vorherrscht, kann sich keine sinnliche Aufmerksamkeit entwickeln.

Die geschlechtslose Güte der Mappis verbindet sich mit ihrer hilflosen Unruhe gegenüber kindlicher Aggressivität. Während die androgynen Mütter ihre Ängste vor diesen kindlichen Strebungen durch die Entwicklung negativer Vaterbilder abwehren, entlasten sich die Väter durch Kritik an der Gewaltförmigkeit der patriarchalen Männerrolle, als deren Opfer sie sich erleben. Über Feindseligkeit und anarchische Triebwünsche reden sie in moralischen, nicht in psychologischen Kategorien. Sie fragen nach dem sittlichen Wert, nicht nach dem Sinn der Aggressivität.

Die Mappis verdrängen ihre eigenen Gefühle der Wut und des Mißtrauens weiterhin dadurch, daß sie sich depressiv der mütterlichen Kritik an den Macker-Männern unterwerfen. Sie richten ihre Angriffslust gegen sich selbst, indem sie sich ständig anklagen, erneut der Versuchung des Patriarchats erlegen und wieder frauenfeindlich gewesen zu sein. Die untergründige Feindseligkeit der Väter, die sich ständig in zwiespältiger Demut selbst bezichtigen, ist unübersehbar. Die ganze Literatur der linken Männer ist gegenwärtig voll von Verbeugungen vor der Frauenbewegung, wobei sich Unsicherheit, Selbstreflexion und schierer Opportunismus vermischen. Eine kritische Auseinandersetzung findet kaum statt. So nehmen die konfliktscheuen Männer weder sich selbst noch die Frauen ernst.

Ein Vater bemerkt bei seinem Sohn Angriffslust und neu gewonnene Stärke.

Anstatt sich über dieses Wachstum zu freuen, stellt er ängstlich »typisch männliches Verhalten« fest und klagt über den Rückfall in die »traditionelle Männerrolle«.[44] Der Vater kann kein Gespür für das neue Lebensgefühl seines Sohns entwickeln, weil er seine eigenen Schwierigkeiten auf ihn projiziert und von ihm die Bewältigung einer Aufgabe erwartet, die ihm selbst nicht gelingt: die Überwindung der gängigen Männerrolle. Die Kindererziehung gerät zum pädagogischen Kreuzzug gegen die Schwierigkeiten, die der Vater mit sich selbst hat. Wenn die Kinder unkontrolliert vital werden, bekommen die Mappis Angst, denn sie müssen feststellen, daß ihre Sprößlinge trotz Liebe und Zärtlichkeit nicht so sanft, gut und vernünftig werden, wie die Väter es gerne hätten. Die Mappis kränkt es wie die androgynen Mütter, daß die Kinder auch ihnen gegenüber Haßgefühle haben. Die kindliche Aggressivität ist zudem für die Väter eine Versuchung, das auszuleben, was sie in sich unterdrücken, nämlich die Neigung, unkontrolliert, rücksichtslos und feindselig zu sein. Freud hat auf diese Bedrohung aufmerksam gemacht: »die primitiven Zustände können immer wieder hergestellt werden; das primitiv Seelische ist im vollsten Sinne unvergänglich«.[45]
Es fragt sich, wie Kinder unter dem Einfluß solcher väterlichen Aggressionsverdrängung lernen sollen, ihren eigenen Neigungen die zielgerichtete Gestalt einer »gekonnten Aggressivität« (Mitscherlich) zu geben.
Wie im Umgang mit der kindlichen Sexualität, so zeigt sich auch in der Einstellung zur kindlichen Aggressivität, daß die androgynen Mütter und die Mappis mit der Triebhaftigkeit ihrer Kinder nicht zurechtkommen. Auf die Vitalität ihrer Söhne und Töchter antworten die Eltern mit säuerlicher Skepsis und ledernem Moralismus. Ihre Berichte wirken bieder, betulich und provinziell. Sie verbreiten ein seichtes und süßliches Menschenbild, das von den unbestechlichen und unerschrockenen Einsichten Freuds in das menschliche Seelenleben generationenweit entfernt ist.

IV Wiedergeburt durch Kinder

Warum erzeugen die androgynen Mütter und die Mappis in ihren Familien den emotionalen Überdruck? Sicher wollen sie sich beschützende Nähe schaffen, um die Erschütterungen ihres Lebensgefühls ertragen zu können, denen sie durch den Abbau überlieferter Weltbilder und Moralvorstellungen, durch den erzwungenen Verzicht auf Kreativität und Selbstbestimmung im Arbeitsleben ausgesetzt sind. Wegen der Erfahrung »kognitiver Verunsicherung und affektiver Versagung«[46] suchen die Eltern in der Familie einen Ausgleich für das, was ihnen der moderne Gesellschaftsprozeß vorenthält: Bestätigung und Sicherheit. Diese Erklärung ist aber noch zu allgemein; denn einmal erfaßt sie nicht die besondere Rolle der Kinder, die

unter einen Erwartungsdruck geraten, der sich von dem zwischen den Eltern unterscheidet; zum anderen bedenkt sie nicht genug, daß die neuen Eltern vorwiegend in geistigen, sozialen und pädagogischen Berufen arbeiten, die ihnen ein erhebliches Maß an Selbstbestimmung bieten und beträchtlichen Einfallsreichtum fordern.

»Einem Kind würde ich geben, was ich nicht bekommen hatte«[47], schreibt eine Mutter. Sie wiederholt die uralte Devise vieler Eltern: »Unsere Kinder sollen es einmal besser haben als wir.« Oft wird allerdings die Kehrseite dieses Wunsches verdrängt: »Das Kind soll mir geben, was ich nicht bekommen habe.« Die elterliche Liebe will auf ihre Kosten kommen.

Die neuen Mütter und Väter wissen, was bei ihrer »bedingungslosen Liebe« auf jeden Fall für sie herausspringen muß. Melancholisch bemerkt ein Ziehvater: »Kinder kommen mit lebendiger Seele zur Welt – unsere Seelen sind Steinbrüche.«[48] Die »humorig-optimistische Lebensfreude« des Kindes verspricht »in einer rationalen Gesellschaft der organisierten Freudlosigkeit«[49] befreiende Erfahrungen. Das Kind bietet die »Chance des Neubeginns in der eigenen Lebenszeit«.[50] Ein Vater erlebt beglückt: »Das Kind führt mich wieder zu Ursprünglichem.«[51] Und eine Mutter sekundiert: »Lebenslust und Leidenschaft, auch die habe ich durch meinen Sohn wieder neu gelernt.«[52]

Die Mappis tun genau das, was in der Mutterbeschimpfung der letzten Jahre ständig angeprangert wurde: daß sich die Mütter an den Kindern für die Frustrationen in der Gesellschaft entschädigen; die Kindererziehung habe für sie die Aufgabe, sie von der Last der sozialen Unzufriedenheit vorübergehend zu befreien.

Die Sorge um die Kinder erlaubt den Mappis, was sie sich unter dem Druck der Berufsanforderungen und ihres strengen Über-Ichs nicht gestatten würden: zu regredieren, d. h. den Anzug der Erwachsenenvernunft abzulegen und verdrängte kindliche Regungen wieder zuzulassen. Bisweilen bleibt deshalb unklar, ob sich der Mappi dabei mehr mit der Mutter oder mehr mit dem Kind identifiziert, ob also die Familie aus zwei Müttern und einem Kind oder aus einer Mutter und zwei Kindern besteht.

Hinter dem Wunsch, Kinder zu erziehen, taucht ein viel mächtigerer Antrieb bei den Eltern auf: sie wollen von ihren Kindern erzogen werden. Söhne und Töchter sollen dazu verhelfen, daß die Eltern ihr eigenes Ich-Ideal von Spontaneität, Sinnlichkeit, Unbefangenheit und Kreativität erreichen können. Nicht die Eltern erziehen hier die Kinder, sondern die Kinder ihre Eltern. Die Söhne und Töchter verkörpern im wahrsten Sinn des Wortes das Ich-Ideal ihrer Eltern. Sie tragen die Last der leidenschaftlichen elterlichen Wünsche nach Selbstveränderung. Da die erwachsenen Partner sich schon für entfremdet halten, erwarten sie nicht viel voneinander. Jede Geburt eines Kindes hingegen verheißt den Eltern die Chance zur eigenen

Wiedergeburt. Die Kinder werden in diesem Erwartungsspiel die wahren Mütter und Väter.
Die androgynen Mütter wollen die Kinder für sich haben, damit sie die Erneuerungswirkungen, die von den Kindern ausgehen, nicht mit den Vätern teilen müssen. Die Mappis überschütten ihre Kinder mit Liebe, damit sie genauso wie ihre Frauen in den Genuß der kindlichen Verwandlungskräfte kommen. Beide Gruppen wollen sich im Kampf um die Wiedergeburt eine günstige Ausgangsposition verschaffen.
Wachstum der Kinder ist deshalb für die Eltern nur insofern willkommen, als es die elterlichen Veränderungswünsche befriedigt. Diese sind der tiefere Grund für Skrupel und Unsicherheiten, Selbstvorwürfe und dauernde Anpassung bei den Eltern. Weil das eigene Wachstum gefährdet ist, gibt es wenig Gelassenheit und Vertrauen in die Entwicklungskräfte der Kinder. Die Sehnsucht, sich durch das Kind zu verwandeln, schlägt in Angst um, wenn es Anstalten macht, die elterliche Bürde abzuwerfen.
Deshalb fürchten sich die Mütter und Väter vor dem unkontrollierten Triebleben der Kinder; es widerspricht ihrem Ich-Ideal und blockiert deshalb ihre Wünsche, sich zu verändern. Wahrscheinlich haben die Eltern vor der wilden Triebwelt ihrer Kinder mehr Angst als vor den Einschränkungen durch die Gesellschaft. Was die Gesellschaft durch Rationalität erreichen will, bewirken die androgynen Mütter und die Mappis durch Liebe und Streicheln: die Zähmung von kindlicher Sinnlichkeit und Aggressivität. Gesellschaftliche Kontrolle und elterliche Dampfkessel-Emotionalität erweisen sich als die beiden Seiten derselben triebfeindlichen Medaille.

V Angst vor Verschiedenheit

Die androgynen Mütter und die Mappis sind so sehr mit den eigenen Konflikten und Wünschen beschäftigt, daß es ihnen große Mühe macht, die Bedürfnisse ihrer Kinder wahrzunehmen. Die Mütter sind in den Kampf gegen die Männerherrschaft verstrickt; die Väter versuchen, sich vom traditionellen Männlichkeitswahn zu befreien. Beide bemühen sich um die Bundesgenossenschaft der Kinder. Beide zahlen für ihre Emanzipationsversuche einen hohen Preis: die Abschaffung der Vaterrolle. Während die Mütter die Abschaffung dadurch betreiben, daß sie den Vater überhaupt verdrängen, erreichen die Väter sie dadurch, daß sie sich mit den Frauen und der Mutterrolle identifizieren. Das Kind hat nun keine Eltern, sondern entweder nur *eine* Mutter oder eine *ganze* und eine *halbe* Mutter.
Die Absicht der Mappis, das Bild des herrischen oder fernen Vaters zu überwinden, wird teuer bezahlt. Im libidinösen und aggressiven Spannungsfeld der Familie nimmt der Vater keine eigenständige, von der Mutter

unterschiedene Position ein. Die Kinder können keine abgegrenzten Mutter- und Vaterbilder entwickeln.
Es ist notwendig, zwischen »Verhalten« und »Rolle« des Vaters zu unterscheiden. Beides wird in der gegenwärtigen Diskussion über die neuen Väter oft vermischt. Ein auf den neuesten Stand gebrachter Katalog von mütterlichen und väterlichen Verhaltensweisen hilft genausowenig weiter wie der Versuch, Müttern und Vätern dieselben Verhaltensmöglichkeiten zuzugestehen. Auch wenn sich heute die Geschlechter in ihren Äußerungsformen angleichen, verschwindet nicht die *Rolle* des Vaters, sondern es ändert sich nur die *Erscheinung* dieser Rolle.
Die Anhänger der Freudschen Psychoanalyse halten an der Notwendigkeit der Vaterrolle für die kindliche Entwicklung fest. Der Vater nimmt in ihrer Vorstellung seine Rolle auf doppelte Weise wahr. Zum einen unterstützt er das Kind bei seinem Versuch, sich aus der Symbiose mit der Mutter und später aus der engen Bindung an sie zu befreien. Indem das Kind ihn als zweites Liebesobjekt erfährt, das von der Mutter zwar getrennt, mit ihr aber emotional eng verbunden ist, kann es die Verselbständigung schrittweise versuchen, ohne den Verlust der Mutterliebe befürchten und ohne Schuldgefühle haben zu müssen. Der Vater ist für das Kind die Verkörperung der Gewißheit, daß Vertrautheit mit und Eigenständigkeit gegenüber der Mutter sich nicht ausschließen. Zum andern dämpft der Vater als Liebespartner der Mutter ihre Besitz- und Liebesbedürfnisse gegenüber dem Kind, so daß es der Mutter leichter fällt, die Ablösung des Kindes zuzulassen.
In welchem Umfang der Vater für die Entwicklung schon vor der ödipalen Krise oder erst in ihr bedeutungsvoll wird, ist in der Psychoanalyse umstritten. Es bestehen Meinungsverschiedenheiten zwischen den Vertretern der »ödipalen Triangulierung« und denen der »präödipalen Triangulierung«.[53] Einig sind sich beide Richtungen darin, daß jene spannungsreiche Verbindung von Geborgenheit und Trennung, die für jede kindliche Entwicklung unerläßlich ist, nur im Dreieck zwischen Mutter, Vater und Kind entsteht. Wenn ein Elternteil fehlt, kann auch eine zuverlässige, stetige und eigenständige Ersatzfigur diese Position übernehmen. Im präödipalen und ödipalen Dreieck erlebt das Kind Unterschiedlichkeit und Gemeinsamkeit der Geschlechter, um dadurch eine eigene geschlechtliche Identität zu finden. Voraussetzung ist allerdings, daß Vater und Mutter je ihre besondere Rolle wahrnehmen.
Das pädagogische Nähepathos der androgynen Mütter und der Mappis übersieht die Bedeutung der Erfahrung von Unterschied und Getrenntsein für das kindliche Wachstum. Distanz erleben sie als Verlust. Verschiedenheit meiden sie als Verführung zum Rivalitätskampf zwischen den Geschlechtern. Sie gestehen dem Kind Liebesobjekte und Konfliktpartner nur in einer einzigen Rolle zu, wobei die Rolle von einer oder von zwei Perso-

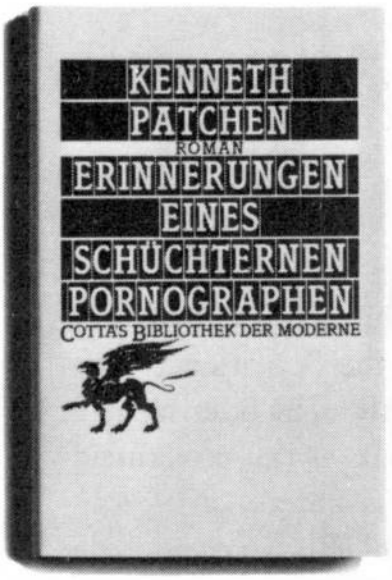
nen gespielt wird: die Mutterrolle. Die Tendenz, die Vaterrolle abzuschaffen, zeigt sich nicht allein bei den androgynen Müttern und den Mappis. Hier wird sie nur besonders deutlich. Viele neue Väter und Mütter haben dieselbe Neigung, wenn auch abgemilderter und versteckter.
Diese Väter beklagen immer wieder, daß ihnen bei ihrer Suche nach einem neuen Vaterbild ein Vater-Vorbild fehle. Bei ihren eigenen Vätern vermissen sie Orientierung und Ermunterung. Weil sie das überlieferte Vaterbild für unbrauchbar halten, neigen manche neuen Väter dazu, sich mit der Mutterrolle zu identifizieren. Sie *beseitigen* das Vaterbild, anstatt es zu *verändern*.
Allerdings trifft der Mangel an Vorbildlichkeit nicht nur die neuen Väter. Seit dem Ende der sechziger Jahre sind viele Protest- und Emanzipationsbewegungen von ihm bestimmt. Die Studenten- und Frauenbewegung, die Versuche mit neuen Lebensformen und mit neuer Erziehung, die Alternativ-, Ökologie- und Friedensbewegung hatten und haben zu wenige Vorbilder. Alle diese Neuansätze sind auch aus der Erfahrung des Mangels an Vorbildern entstanden. Wenn man von den Erwachsenen und Eltern jene vorbildhaften Anregungen bekommen hätte, die man sich erwartete, hätte es keinen Grund gegeben, sich gegen sie zu wenden und neue Wege zu gehen. Was eine Ursache für das Aufkommen der neuen Suchbewegungen ist, bleibt als Last bestehen, wenn diese Experimente sich weiterentwickeln. Was die Mütter und Väter nicht gaben, müssen sich die Söhne und Töchter selber schaffen. Die Verschiedenheit fordert ihren Preis.

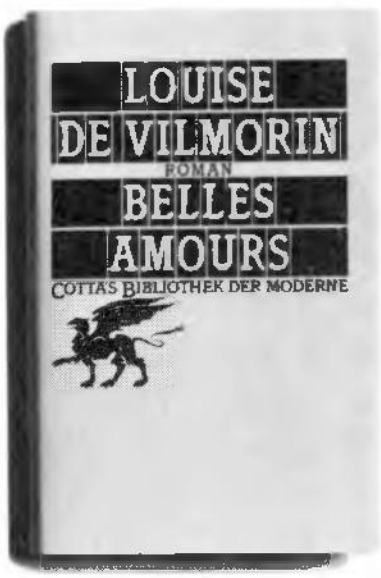
Anmerkungen

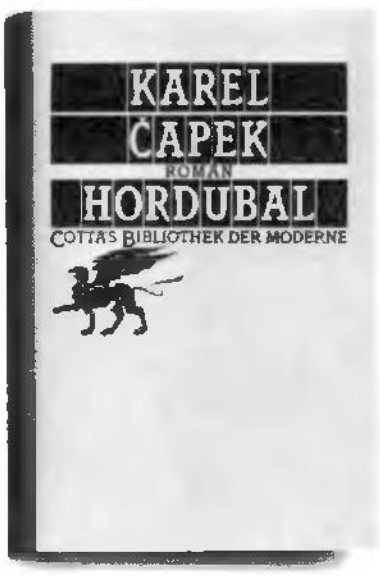
1 Bateson, Jackson, Laing, Lidz, Wynne u. a., *Schizophrenie und Familie*, Frankfurt 1969, S. 27; vgl. S. 11 ff.
2 *Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie*, GW V, S. 127
3 »Gibt es zwei psychoanalytische Techniken?«, in: *Psyche* 1979, S. 585. Vgl. ders., »Die Sprache der Zärtlichkeit und der Leidenschaft. Reflexionen zu Sándor Ferenczis Wiesbadener Vortrag von 1932«, in: *Psyche* 1983, S. 988 ff.
4 Cremerius, »Techniken«, a. a. O., S. 585
5 *Narzißmus*, Frankfurt 1973
6 *Das Drama des begabten Kindes*, Frankfurt 1979
7 *Kindheit und Gesellschaft*, Stuttgart 1965², S. 283
8 J. Cremerius, »Die Bedeutung des Dissidenten für die Psychoanalyse«, in: *Psyche* 1982, S. 494
9 ebd. S. 488
10 ebd. S. 490, 492
11 Cremerius, »Techniken«, a. a. O., S. 594
12 »Der neue Narzißmus – Theorie oder Ideologie?«, in: Psychoanalytisches Seminar Zürich (Hrsg.), *Die neuen Narzißmustheorien: zurück ins Paradies?*, Frankfurt 1981, S. 34

13 Cremerius, »Dissidenten«, a. a. O., S. 506, 488
14 *Triebstruktur und Gesellschaft*, Frankfurt 1967, S. 227
15 Hrsg. von H. Häsing u. V. Brandes, Frankfurt 1983
16 Frankfurt 1983
17 ebd. S. 58
18 ebd. S. 77
19 ebd. S. 192
20 *Zeitgemäßes über Krieg und Tod*, GW X, S. 331
21 *Kursbuch 72*, 1983, S. 33
22 ebd. S. 91 f.
23 ebd. S. 171
24 »Väter«, in: *Schreiben, Halbjahresschrift für Frauenliteratur*, Nr. 23, 1983, S. 36, 108
25 A. Mitscherlich, *Auf dem Weg zur vaterlosen Gesellschaft*, München 1965, S. 125. Vgl. auch A. Freud, *Das Ich und die Abwehrmechanismen*, München 1976[7]
26 *Das Buch vom Es*, Wien 1923, S. 26
27 *Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie*, GW V, S. 93
28 Vgl. ebd. S. 98 f., 141, 156
29 »Väter«, S. 17
30 M. Gerspach, B. Hafeneger (Hrsg.), *Das Väterbuch*, Frankfurt 1983[2], S. 16 f.
31 Bernhard Schön, *36 J., verh., teilzeitbeschäftigt, Vater eines Sohns*, Reinbek bei Hamburg 1983, S. 32
32 ebd. S. 42
33 Klaus Konjetzky, J. von Westphalen (Hrsg.), *Stillende Väter*, München 1983, S. 38
34 ebd. S. 43
35 vgl. ebd. S. 34
36 *Das Väterbuch*, a. a. O., S. 16
37 *Kursbuch 72*, S. 77
38 *Das Väterbuch*, S. 30
39 Eine seltene Ausnahme sind die Beiträge von P. O. Chotjewitz und J. von Westphalen, in: *Stillende Väter*, a. a. O., S. 13 ff., S. 178 ff.
40 Vgl. T. Ziehe, H. Stubenrauch, *Plädoyer für ungewöhnliches Lernen*, Reinbek bei Hamburg 1982, S. 25 ff.
41 Schön, *36 Jahre . . .*, a. a. O., S. 82
42 *Vaterlose Gesellschaft*, a. a. O., S. 248
43 ebd. S. 243
44 Schön, a. a. O., S. 91 f.
45 Freud, *Zeitgemäßes über Krieg und Tod*, GW X, S. 337
46 Ziehe, *Pubertät und Narzißmus*, Frankfurt 1975, S. 111
47 *Kinder, Kinder*, a. a. O., S. 42
48 ebd. S. 172
49 *Das Väterbuch*, a. a. O., S. 145
50 *Stillende Väter*, a. a. O., S. 65
51 ebd. S. 81
52 *Kinder, Kinder*, a. a. O., S. 173
53 M. Rotmann, »Über die Bedeutung des Vaters in der ›Wiederannäherungs-Phase‹«, in: *Psyche*, 1978, S. 1105 ff. Vgl. auch H. J. Schultz (Hrsg.), *Vatersein*, Stuttgart 1982, bes. S. 166 ff., 200 ff., 228 ff.

COTTA'S BIBLIOTHEK DER MODERNE







Kenneth Patchen:
Erinnerungen eines schüchternen Pornographen
Roman. Aus dem Amerikanischen von Katharina Behrens.
275 Seiten, 19,80 DM. Bd. 22

Gottfried Benn:
Doppelleben
Zwei Selbstdarstellungen
199 Seiten, 18,80 DM. Bd. 23

Marcel Jouhandeau:
Das Leben und Sterben eines Hahns
Tiergeschichten. Aus dem Französischen von Friedhelm Kemp. 118 Seiten, 16,80 DM
Bd. 24

Albert Cohen:
Das Buch meiner Mutter
Aus dem Französischen von Lilly von Sauter.
108 Seiten, 14,80 DM. Bd. 25

Louise de Vilmorin:
Belles Amours
Roman. Aus dem Französischen von Peter Gan.
149 Seiten, 16,80 DM. Bd. 26

Karel Čapek:
Hordubal
Roman. Aus dem Tschechischen von Otto Pick.
152 Seiten, 17,80 DM. Bd. 27

Erhältlich in Ihrer Buchhandlung.
Sollte der Gesamtprospekt zu dieser Reihe dort nicht vorrätig sein, schicken wir Ihnen diesen auf Anforderung gerne zu:
Klett-Cotta, Abtlg. KCV,
Postfach 809, 7000 Stuttgart 1.

Eva Dane
Macht der Mütter?

Mütter haben Konjunktur – und wie jede Konjunktur scheint auch diese geheimen Gesetzen zu folgen, deren Auswirkungen die Betroffenen wohl zu spüren bekommen, deren Zustandekommen jedoch mehr oder weniger im Dunklen bleibt. Gerade im »Problemfall Mutter« ist es fast unvermeidlich, Persönliches und Allgemeines, Zufälliges und Besonderes so zu konfundieren, daß die Aufmerksamkeit der Beteiligten schließlich nur noch der eigenen Betroffenheit gilt: die Mütter sind an allem schuld . . .
Sind sie das wirklich? Ich will versuchen, diese heikle Frage einigermaßen systematisch zu behandeln und meine Behandlungsmethode transparent zu machen. Im Mittelpunkt der Betrachtung wird das Mutter-Tochter-Verhältnis stehen – einmal, weil seine Thematisierung seit Jahren mit wechselnder Heftigkeit erfolgt, und zum andern, weil aus der Art und Weise der Thematisierung auf eine besondere gesamtgesellschaftliche Bedeutung dieses Verhältnisses zu schließen ist.
Mütter traten – als Thema der Auseinandersetzung – vor etwa acht Jahren, auf dem Höhepunkt der neuen Frauenbewegung, ins Licht der westdeutschen Öffentlichkeit, und es wurde – zunächst – weniger *von* Müttern als *über* Mütter geschrieben. Nancy Friday leitete 1977 mit ihrem Bestseller *My Mother/Myself* die öffentliche Auseinandersetzung in den USA gleichsam mit einem Paukenschlag ein. Die *New York Times* verkündete: »Das Buch wirkt wie ein Schock!« Im Vorspann der deutschen Ausgabe (*Wie meine Mutter*, 1979) die Begründung:

»Es (erschüttert) den traditionell und kulturell geschaffenen Mythos von der einzigartigen, grenzenlosen Mutterliebe und (entlarvt) die wie selbstverständlich angenommene Solidarität zwischen Mutter und Tochter als Konglomerat von Widersprüchen, Lügen, – freilich weitgehend unbewußten – Frustrationen, uneingestandenen Gefühlen von Zorn, Neid und Schuld und eben wirklicher Liebe.«

Bemerkenswerterweise ist in den amerikanischen Rezensionen *nicht* von »wirklicher Liebe« die Rede, sondern von weiblicher Sexualität und der Möglichkeit ihrer freien Entwicklung (wenn auch tunlichst im Rahmen der Ehe). Sollte das der Schock gewesen sein? Wie auch immer, in der Bundesrepublik wird er vermieden, die Aufmerksamkeit wird mehr auf die Beziehungsebene gelenkt. *Welt am Sonntag:*

»Ihre Thesen fordern oft zum Widerspruch heraus, aber sie werden von zahlreichen Psychiatern (!) bestätigt. Ihr Buch hilft, eine komplexe Beziehung von Ressentiment und Schuldgefühlen zu befreien und damit Vertrauen zwischen Müttern und Töchtern zu ermöglichen.«

Genau das hatte eine andere Autorin schon zwei Jahre vorher versucht, ohne daß ihrem Bemühen eine vergleichbare öffentliche Resonanz beschieden gewesen wäre. Signe Hammer war in ihrem Buch *Daughters and Mothers / Mothers and Daughters* (USA 1975, BRD 1978) allerdings weniger der Seele dunklen Pfaden als den konkreten Lebensumständen von Töchtern, Müttern und Großmüttern nachgegangen. Ausgangspunkt ihrer Überlegungen war nicht – wie bei Nancy Friday –, die sexuelle Repression der Töchter durch die Mütter aufzudecken und als »First Lie« anzuprangern; ihr ging es darum, veränderte gesellschaftliche Bedingungen und deren vielfältige Auswirkungen auf das Leben von Müttern und Töchtern hervorzuheben. Angelpunkt ihrer Untersuchung war die jeweils gelebte Mutter*rolle* der Frauen, die noch nach herkömmlichem Muster erzogen waren, die nun aber »in ihrem eigenen Leben und im Leben ihrer Töchter Veränderungen vornehmen müssen« – Frauen zwischen 30 und 40. Sie fand heraus, daß es Frauen, die selbständige, selbstbewußte Mütter hatten, mit eigenen Interessen und einem eigenen Leben (trotz Familie), offensichtlich leichter hatten, mit sich und anderen zurechtzukommen – ihre Mütter eingeschlossen.

Das riß, so scheint es, niemanden zu Ovationen hin. Bei aller Liebe zur Verständigung – das Thema Sexualität übte mehr Faszination aus als die Suche nach Hintergründen, und so erfolgte unversehens ein Rückzug ins Privateste, bei dem man die Verschränkung mit dem Politischen zunächst kaum wahrnahm.

Große Worte wurden leicht-fertig in die öffentlich geführte Diskussion mit *der Mutter* geworfen, ohne daß dahinter auch die Frau in den Blick geriet, die mit ihrem Leben die *Institution* Mutterschaft verkörpert hatte und ihr unterworfen war. So war von Allmacht der Mutter, Verklebung mit der Mutter, Anklammerung, Nicht-loslassen-Können die Rede, von Fehlentwicklung durch Mutteregoismus, von fehl-geleitetem (nämlich auf die Männer gelenktem) Mutterhaß, von Konkurrenz, Wut und Ohnmacht; schließlich von einer aus dem Archaischen herrührenden Mutter-Tochter-Verkettung, die nicht aufzuheben sei . . .

Mit Schaudern mußte man zur Kenntnis nehmen, daß – natürlich unbewußte – Mutterentbehrungen und/oder Mutterbindungen einen verhängnisvollen Einfluß sogar in der Rechtsprechung – bzw. Rechtsuche – haben.

»Bis hin zum finalen Versorgungskampf nach einer Scheidung, wo Geld für Frauen mitunter über Nacht so wichtig wird wie für's Kind die Mutterbrust, entdecken die Analytiker Parallelen zur ersten, durch alles hindurchschimmernden Liebesbeziehung.« Richter werden in

ihren Entscheidungen »ohne es zu merken fortbestimmt durch den unberechenbaren Wechsel von Liebe und Liebesentzug bei ›ihrer geliebten Mutter zu der Zeit, als sie noch ganz kleine Kinder waren‹ (Alice Miller).« (*Der Spiegel*, 22/1980)

Die Vermutung drängt sich auf, daß hier klammheimlich eine Psychologisierung und Problemverschiebung stattgefunden hat und nicht unwillkommen ist: die Kritik, die im Zuge der 68er-Bewegung der *Institution* Familie gegolten hatte, verlagerte sich nun sozusagen in den Schoß der Familie. Diese war zum Patienten geworden, um den sich die neu entstandene Familientherapie verdient machte; im Mittelpunkt des Interesses: Mutter und Kind. Auch die herangewachsenen Söhne und Töchter entdeckten auf dem Weg in die neue Innerlichkeit/Sinnlichkeit/Sensibilität in Selbsterfahrungs- und Therapiegruppen ihre jeweils geschlechtsspezifischen Beschädigungen und Defizite aus ihrer Frühzeit. Dabei geriet nolens volens sowohl die Institution Familie als auch die Institution Mutterschaft aus dem Blickfeld: auf dem Weg in die Tiefe der Selbsterkenntnis pflegt man nicht Institutionen, sondern Personen zu begegnen. Die Erschütterungen, die durch solche Begegnungen ausgelöst werden können, sind dazu angetan, es vergessen zu lassen, daß auch diese Personen Gefangene ihres – gesellschaftlich geprägten – Geschicks sind. (Nicht nur für Kinder gilt: »Du sollst nicht merken . . .«)

Wenn es zutrifft, daß die Tochter »Wie ein Haustier in der Macht der Mutter gefangen« ist (*Spiegel*-Schlagzeile, Nr. 22/1980), so genügt es nicht, diesen pathogenen Zustand zu beschreiben und – mit jeweils wechselnder Betroffenheit und aus jeweils wechselnder Perspektive – mehr oder weniger plausible Erklärungsbruchstücke anzubieten. Auch der Rückgriff auf Ewig-Weibliches, der sich neuerdings wachsender Beliebtheit erfreut, ist so lange eine nichtssagende (und vielversprechende) Leerformel, die jeder mit eigenen Projektionen und Imaginationen füllen und deshalb für plausibel halten kann, solange die konkret existierenden Bedingungen nicht mitberücksichtigt werden, in denen dieses Ewig-Weibliche gelebt und, so ist anzunehmen, von Mutter an Tochter weitergegeben wird.

Ich werde im folgenden an Fallbeispielen Mutter-Tochter-Beziehungen innerhalb ihrer Familiensituationen nachzeichnen, um der Frage nach der Allmacht der Mutter näherzukommen. Dabei sollte das Augenmerk – oder besser: das Interesse – nicht nur auf die jeweilige Persönlichkeit mit diesen und jenen Eigenschaften und Verhaltensweisen gerichtet sein, sondern es sollte auch die *Rolle* sichtbar werden: die Erwartungen, die Mutter und Tochter in ihrer Position als Mutter und als Tochter in ihrer spezifischen Umgebung zu erfüllen haben oder verweigern.

Fall 1

Lisa, 38, ist Lehrerin und lebt mit ihrem Mann (Chemiker, 36) im eigenen (noch abzuzahlenden) Haus in einer Vorortsiedlung. Ihre Eltern wohnen etwa 150 km entfernt, man sieht sich zu Familienfeiern, ein- bis zweimal im Jahr kommen die Eltern für ein paar Tage zu Besuch. Lisa bezeichnet das Verhältnis zu ihrer Mutter als freundschaftlich distanziert. Das war nicht immer so.

Lisa ist die ältere von zwei Töchtern. Ihr Vater, Ingenieur, hatte nach dem Krieg Schwierigkeiten, eine Stelle zu finden, die seinen Ansprüchen genügte. Er war sehr unzufrieden und setzte alle Hoffnungen auf seine begabte Älteste. Lisa machte das Lernen Spaß; von Zeit zu Zeit jedoch ließ sie alles stehen und liegen und tobte mit den Dorfkindern. Ihre Mutter mißbilligte diese Ausbrüche, sie wollte eine artige, wohlerzogene Tochter haben. Selbst sehr besorgt um ihre Gesundheit, ermahnte sie Lisa immer wieder, auf sich aufzupassen, und faßte schon jede Erkältung als Leiden und jede Schramme als Verletzung auf. Das Dorfleben behagte ihr nicht – sie vermißte geistige Anregung und hing ihren alten Träumen nach: einer Berufsausbildung, die nicht möglich gewesen war.

Die Atmosphäre in der Familie war kühl, der Vater erwartete, daß seinen Anordnungen Folge geleistet wurde. Offene Auseinandersetzungen gab es nicht – im Fall von Unstimmigkeiten zog sich die Mutter zurück.

Lisa litt unter der überbesorgten, wenig herzlichen Art ihrer Mutter. Als sie zum Studium aus dem Haus ging, mußte sie versprechen, sich regelmäßig zu melden. Sie zog ihr Studium in der kürzest möglichen Zeit durch und war stolz auf ihre guten Leistungen. Die Anerkennung ihrer Eltern bedeutete ihr viel. Sie lebte nicht sehr gesellig. Im Umgang mit Männern fühlte sie sich linkisch und gehemmt. Körperliche Nähe machte ihr Angst. Am sichersten fühlte sie sich bei intellektuellen Diskussionen, vermißte aber gleichzeitig Zärtlichkeit. Sie haßte ihren linkischen Körper.

Am Ende ihres Studiums traf sie Werner, ihren späteren Mann. Er fiel ihr durch seine Unbeholfenheit auf: jemand, der offensichtlich noch linkischer war als sie, dabei aber – abgesehen von einem leichten Übergewicht – gut aussah. Er hatte gerade seine Promotion abgeschlossen und eine gute Stelle angeboten bekommen. Lisa imponierte seine berufliche Zielstrebigkeit: sie wußte, mit diesem Mann konnte sie zu Hause Ehre einlegen. (Ihre Mutter hatte sie schon öfter nach Heiratsplänen gefragt, eine Frage, auf die Lisa nachgerade allergisch reagierte.) Trotz ihrer eigenen nicht sehr glücklichen Erfahrungen hatte die Ehe in den Augen der Mutter einen hohen Stellenwert: »Eine Frau allein zählt nicht.«

Lisa und Werner hatten vor, eine partnerschaftliche Ehe zu führen, jeder seinen Beruf und die anfallenden Arbeiten gemeinsam zu erledigen, um Zeit füreinander zu haben. Anstehende oder vermutete Probleme wurden ange-

sprochen und – möglichst ohne Emotionen – ausdiskutiert. Was keiner von ihnen einkalkuliert hatte: ihre sexuelle Beziehung klappte nicht so recht. Lisa fühlte sich gleichzeitig abgelehnt und benutzt. Ein gemeinsames Erleben kam nicht zustande. Werner war streng katholisch erzogen worden. Sein Vater war im Krieg gefallen, die Mutter lebte nur für ihn. Er sollte es einmal besser haben. Sexualität war verpönt, als Junge schon hatte Werner schreckliche Schuldgefühle. Darüber zu sprechen war unmöglich. Er war ein scheuer Einzelgänger und hatte in der nach außen sehr sicher wirkenden Lisa die Frau gesehen, mit der er der Mutter entgegentreten konnte.
Im ersten Ehejahr litt Lisa immer häufiger unter Magenschmerzen, sie konnte sich jedoch nicht eingestehen, daß irgend etwas »zum Kotzen« war. Sie biß die Zähne zusammen und machte weiter, mit noch mehr bemühtem Aufeinandereingehen. Werner fing (wieder) an zu trinken – ein Rückzugsverhalten, das er früher schon gezeigt hatte. Den Eltern gegenüber spielte Lisa weiterhin die Rolle der glücklichen Ehefrau.
Einmal, nach einem Besuch der Mutter, hatte sie folgenden Traum: Sie saß am Frühstückstisch in ihrer Wohnung, ihr Mann, in sein Frühstück vertieft, neben ihr. Sie hatte plötzlich das unbändige Gefühl – wie als Kind – ins Freie laufen zu wollen. Sie stand auf – nicht um in die Schule zu gehen, sondern . . . weg! Die Tür öffnete sich weit und gab einen Blick auf eine liebliche Landschaft frei. Sie wollte loslaufen, da erschien ihre Mutter am Tisch, mit unbewegtem Gesicht, strengen Lippen und einem Messer in der Brust. Auf ihrer – korrekt geknöpften – Bluse breitete sich ein Blutfleck aus. Lisas entsetzte Frage, was denn geschehen sei, ließ sie nicht zu. Mit dem Messer in der Brust blieb sie am Frühstückstisch stehen und bedeutete der Tochter, *sie* könne ja gehen. Lisa kam nicht los . . .
Was »schnitt der Mutter ins Herz« – ihr eigenes Leben, das Leben ihrer Tochter mit seinen anderen Möglichkeiten?

Fall 2
Inge, 34, verheiratet, zwei Kinder (8 und 6), gelernte Verkäuferin, jetzt Hausfrau, leidet an Angstanfällen, die sich bis zur Beklemmung steigern. Neuerdings tauchen Empfindungen von Platzangst auf. Sie lebt mit ihrem Mann – Peter, 36, Maurer – in einer Hochhaussiedlung am Rande einer Großstadt. Ihre neue Zweieinhalb-Zimmer-Wohnung ist ihr ganzer Stolz, obwohl ihr die Umgebung gar nicht zusagt. Um so mehr will sie sich und ihrer Familie ein schönes Heim schaffen; allerdings stellt sie immer öfter fest, daß nach einer neuen Anschaffung, auf die sich beide gefreut hatten (und für die der Mann sogar Überstunden machte), immer noch das Gefühl bleibt, es fehle etwas. Ihrem Mann ginge es genauso.
Peter stammt aus einer Familie, in der die Mutter – nach seinen Worten eine tüchtige, praktische Hausfrau – immer darauf bedacht war, materielle Güter

zu schaffen. Sie hatte keine persönlichen Bedürfnisse und Interessen und ging in der Sorge für das leibliche Wohl von Mann und Kindern auf. Der Vater, auch Handwerker, überließ seiner Frau alle Entscheidungen und fand, sie werde es schon recht machen. Er war froh, seine Ruhe zu haben und sich in seiner Freizeit seinem Garten widmen zu können. Bei Meinungsverschiedenheiten gab eher der Vater nach. Auch heute noch hat Peter den Eindruck, die Mutter wisse alles besser und wolle sich zu viel einmischen. Deshalb war er schon bald in eine andere Stadt gezogen. Dort hatte er beim Tanzen Inge kennengelernt. Sie blieben zusammen und heirateten, als ein Kind unterwegs war. An Inges Mutter – sie hatten ganz in der Nähe eine Wohnung gefunden – gefiel ihm die Selbstverständlichkeit, mit der sie den jungen Leuten ein eigenes Leben zugestand. Es war ja auch alles gut, bis zu Inges Krankheit . . .

Inge spricht mit leiser Stimme und wirkt irgendwie leblos. Manchmal habe sie Angst, wie es weitergehen solle. Ihre Mutter, 58, Verkäuferin, mache sich auch schon Sorgen. Die Mutter sei jetzt noch so munter, wie sie selbst früher auch gewesen sei. Sie telefonierten täglich, und sie habe dann immer das Gefühl, es gehe ihr eine Zeitlang besser. Es sei auch schön, sie an ihrem freien Tag zu besuchen, nur habe sie jetzt Angst, die Beklemmungen könnten sie unterwegs überfallen. Vor dem Vater (60, Arbeiter) mag sie sich ihre Schwäche gar nicht anmerken lassen. Der finde, man müsse sich »am Riemen reißen« – es ginge ihr wahrscheinlich zu gut.

Inge findet auch, daß sie eigentlich glücklich sein müßte. Ihr Mann sei sehr rücksichtsvoll, die Kinder seien lieb (gehorchten aufs Wort) und ordentlich, dafür könne sie noch sorgen. Peter versuche oft, sie durch gemeinsame Unternehmungen aufzumuntern, aber sie fürchtet, das könne ihm eines Tages zu viel werden. Sie habe auch gar keine Lust mehr, mit ihm zu schlafen, obwohl sie früher viel Spaß daran hatte und eher die Aktive war.

Immer, wenn Inge von früher erzählt, wird sie lebhafter. Es stellt sich heraus, daß sie gern wieder in ihrer alten Umgebung leben möchte. Sie kommt sich jedoch undankbar vor bei diesem Gedanken, denn sie haben so viel in diese Wohnung investiert. Sie möchte auch wieder arbeiten – sie war gern mit anderen Menschen zusammen. Aber es sei ihr noch nicht geglückt, etwas zu finden, und in ihrer jetzigen Verfassung traue sie sich auch bald nichts mehr zu. Sie wisse gar nicht weiter . . .

Fall 3

Silvia, 37, Graphikerin, verheiratet, zwei Töchter (12 und 14), beschreibt ihr Verhältnis zu ihrer Mutter als »einigermaßen chaotisch«. Die Mutter, 65, ist seit einigen Jahren verwitwet und lebt etwa drei Autostunden entfernt in ihrem kleinen Haus. Silvia hält es nicht lange in ihrer Nähe aus, obwohl (oder weil?) sie eine starke Verbundenheit zur Mutter empfindet.

Sie bewundert in ihr die starke Persönlichkeit, die sich allen Widrigkeiten zum Trotz durchgesetzt hat: Die Mutter hatte am Anfang ihrer Ehe mit einem zehn Jahre älteren Mann ihre künstlerische Ausbildung abgebrochen und war technische Lehrerin geworden. Der Vater, nüchtern und karriereorientiert, hatte als leitender Angestellter nicht viel Zeit für Frau und Kinder, während die Mutter immer noch nebenbei malte und am Leben der Kinder teilnahm. Ihre Berufstätigkeit gab sie nach der Geburt des zweiten Kindes auf. Silvia hatte früh gespürt, daß ihre Mutter »etwas brauchte« (so drückte sie sich aus), von dem sie meinte, es ihr geben zu müssen, was sie aber nicht konnte.
Sie zog sich zurück – sie hatte die künstlerische Begabung ihrer Mutter geerbt, nicht aber ihr nach außen sprudelndes Temperament. Die wenigen Annäherungsversuche gegenüber dem Vater, bei dem sie Nähe und Unterstützung suchte, blieben ohne Erfolg.
Im letzten Schuljahr lernte sie Dieter, ihren späteren Mann, kennen. Er war fröhlich und unbekümmert, ohne sie zu überrumpeln, und in seiner Gegenwart fühlte sie sich unbeschwert. Er mochte ihre verhaltene Wärme und die Ausgelassenheit, die sie im Zusammensein mit ihm haben konnte.
Die Atmosphäre in Silvias Elternhaus war inzwischen bedrückend geworden. Der Vater ging seiner Wege, und die Mutter versuchte mit Szenen und Vorwürfen, ihn zurück- und die Familie zusammenzuhalten, um wenigstens den Kindern ein »heiles« Familienleben zu schaffen. Silvia schwankte zwischen Bewunderung und Verachtung. Sie verstand nicht, warum die Mutter an dieser Ehe festhielt. Eines wußte sie: so wollte sie nie leben . . . Merkwürdigerweise lag der Mutter viel daran, daß sie und Dieter heirateten, als feststand, daß sie zusammenbleiben wollten.
Silvia und Dieter schafften es, Studium, Beruf und Kinder miteinander zu vereinbaren. Sie wohnen mit Freunden zusammen in einem großen Haus – Dieter ist Architekt – und scheinen wirklich zusammenzu*leben* (Konflikte und Erschütterungen eingeschlossen). Beunruhigt wird Silvia seit einiger Zeit durch Schwierigkeiten in der Beziehung zu ihrer ältesten Tochter, die in ihrer Begabung und in ihrer fast aggressiven Unmittelbarkeit an Silvias Mutter erinnert. Sie habe sich dabei ertappt, wie sie wieder mit Rückzug reagiere, auch mit einem Gefühl, das an Eifersucht grenzte: diesem Kind scheint alles zuzufliegen . . .
(Professionelle Pessimisten seien gewarnt: in diesem Fall gibt es einen leibhaftig anwesenden Vater, der offensichtlich die Fähigkeit hat, die im allgemeinen nur Therapeuten (und Frauen) zugeschrieben wird: Zuneigung, Aufmerksamkeit und Wärme zu geben.)

Alle hier beschriebenen Fälle lassen die Frage offen: Wie geht es weiter? Welchen Weg werden diese Töchter finden, mit welchen Schwierigkeiten

oder Unterstützungen werden sie jeweils rechnen können? Wie weit reicht die Macht ihrer Mütter? (Und die Fähigkeit/Möglichkeit ihrer Männer?)
Es dürfte nicht schwerfallen, in den eben skizzierten Beziehungen die verschiedenen Mutterstereotype zu finden: die kühle, überfordernde Mutter; die Mutter, die, verwöhnend *und* fordernd, nur für ihr Kind lebt; die unterstützende Mutter und schließlich die (fast) verschlingende Mutter. Allen jedoch ist gemeinsam: Ohnmacht oder Hilflosigkeit gegenüber dem eigenen Schicksal . . .
Bei der Frage nach der Allmacht der Mütter sollten wir unterscheiden zwischen dem unabänderlich Gegebenen und dem, was daraus gemacht worden ist. Gegeben ist die Macht der Mutter, mit ihrem Körper Kinder auszutragen, zu gebären und zu ernähren. (Empfängnis allein macht noch keine Mutter, sie ist eine notwendige, aber nicht hinreichende Bedingung dafür.) Die mit der Gebärfähigkeit der Frau begründete Arbeitsteilung in unserer Gesellschaft, in der die Fürsorge für das Kind allein der Mutter überantwortet wird, sowie der Nachdruck, der auf diese Aufgabe gelegt wird, bringen es zwangsläufig mit sich, daß für jeden Menschen in unserer Gesellschaft die frühesten Erfahrungen nachhaltig mit der Mutter verbunden sind. Wir wissen wenig über die Bedeutung der Tatsache, daß für Frauen und Männer die ersten Erfahrungen von Zuneigung und Abwendung, Zärtlichkeit und Losgelassenwerden zutiefst mit dem Körper – den Händen, den Augen, der Stimme, der Haut – einer Frau verbunden sind. Wir wissen jedoch, daß aus der herrschenden Perspektive und nach dem Prinzip von Lohn und Strafe Zuneigung und Zärtlichkeit als Belohnung (»Liebsein«), Abwendung und Loslassen als Bestrafung (»Bösesein«) etikettiert, kontingentiert und als »Liebesentzug« wahrgenommen und empfunden werden.
Die totale Abhängigkeit des Kindes macht es anhänglich an den Menschen, der sich seiner annimmt, es erlebt seine Nähe als Schutz und Geborgenheit. Wenn diese Abhängigkeit dazu benutzt wird, das Kind durch Belohnung und Bestrafung auf das gesellschaftlich erwünschte Verhalten (Beherrschung der Körperfunktionen und sozialen Umgangsformen) zu konditionieren, ist die Wahrscheinlichkeit groß, daß es wenig Gefühl für seine eigenen Bedürfnisse entwickelt. Ihm wird die Möglichkeit genommen, zusammen mit der Mutter seinen Rhythmus des Gehaltenwerdens und Gelassenseins, des Gestilltwerdens und Befriedigtseins zu finden. (Es ist jedoch denkbar, daß die Macht der Mütter auch das Einüben in diesen Rhythmus bedeuten könnte, denkbar auch, daß sich die Väter von Anfang an daran beteiligen.)
Nach der herrschenden Praxis des Konditionierens hat das Kind kaum die Chance, eigenes Körpergefühl/Selbstbewußtsein zu entwickeln. Es wird, »als ein Ergebnis von Liebe und Furcht . . . die innerpsychische Konstitution erworben, die in unserer Kultur der Eckpfeiler der emotionalen

Struktur des Individuums und der Familie ist« (Benedek, 1949) und, so wäre hinzuzusetzen, unserer konsumorientierten Leistungsgesellschaft. *Diese* (abgeleitete) Macht über den Körper – Kontrollmacht – wurde den Müttern der Mittelschicht vor etwa sechs Generationen überantwortet. Von jeder anderen Macht waren sie – de iure und de facto – ausgeschlossen. Sie hatten zur Verfügung zu stehen und nichts zu sagen.

Die heutigen Mittelschichtmütter sind aufgrund ihres Erkenntnisstandes in der Lage, diese Zusammenhänge zu durchschauen, und aufgrund ihrer möglichen beruflichen Selbständigkeit und finanziellen Unabhängigkeit können sie NEIN sagen, wenn ihnen diese Mutterrolle zugemutet wird. Damit wird die Distanz zum Leben *ihrer* Mütter sehr groß. Die Mütter sehen in dem anderen Leben ihrer Töchter ihr eigenes Leben radikal in Frage gestellt. Es ist ihnen nur schwer möglich, darin keine Ablehnung ihrer Person, sondern die Ablehnung der alten Rolle zu sehen. Sie fühlen sich verlassen und können nicht verstehen, daß die Töchter, die mit ihrer Art zu leben Neuland betreten haben – Freiheit, Selbständigkeit, Verantwortung, beruflich und privat –, sich (zunächst) von den Müttern abgrenzen müssen, um ihr eigenes Leben »in den Griff« zu bekommen.

Verständigung schließt ein, daß auch Ängste zur Sprache kommen und Mitleid geäußert und zugelassen werden kann. Dann könnte diesem – nur scheinbar unausweichlichen – Mutter-Tochter-Konflikt viel von seiner Schärfe genommen werden. Der Mythos von der bösen Macht der Mutter könnte als Gerede entlarvt werden, das von der wirklichen Macht der Frauen als potentieller Mütter ablenkt: der Macht, zu gebären, und der (heute möglichen) Macht, NEIN dazu zu sagen. Die jüngeren »Töchter« – die Frauen im gebärfähigen Alter – könnten, von ihren Müttern ermutigt, zum ersten Mal seit Frauengedenken dem Diktat der »Väter« den Gehorsam aufkündigen. Sie könnten verlangen, mitzuentscheiden über die Bedingungen, unter denen menschliches Leben hervorgebracht und gelebt werden kann.

Da hätten wir, schließlich und endlich, doch noch die Allmacht der Mütter? Die Möglichkeit – frei nach Karl Kraus –, nicht (nur) Gebärende, sondern (auch) Begehrende zu sein, nicht nur Re-agierende, sondern auch Agierende? – Die »Väter« dürften dagegen sein . . .

Literatur

Elisabeth Badinter, *Die Mutterliebe. Geschichte eines Gefühls vom 17. Jahrhundert bis heute*, München 1981

Gregory Bateson u. a., *Schizophrenie und Familie*, Frankfurt 1978

Therese Benedek, »The emotional structure of the family«, in: R. N. Anshen (ed.), *The Family, its Function and Destiny*, New York 1949

Peter Brügge, »Wie ein Haustier in der Macht der Mütter. Über den aufbrechenden Konflikt zwischen Töchtern und Müttern«, *Der Spiegel* Nr. 22/1980
Barbara Franck, *Ich schau in den Spiegel und sehe meine Mutter. Gesprächsprotokolle mit Töchtern*, Hamburg 1979
Nancy Friday, *My mother, Myself*, New York 1977
Signe Hammer, *Töchter und Mütter*, Frankfurt 1978
Karin Hausen, »Die Polarisierung der Geschlechtscharaktere – eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben«, in: W. Conze (Hg.), *Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas*, Stuttgart 1976
Arthur E. Imhoff, *Die gewonnenen Jahre*, München 1981
Karl Kraus, »Die Büchse der Pandora« (1905), in: ders., *Literatur und Lüge* (6. Band der Werke, Hg. Heinrich Fischer), München 1958
Adrienne Rich, *Von Frauen geboren. Mutterschaft als Erfahrung und Institution*, München 1979
Hans Sebald / Christine Krauth, *Ich will ja nur Dein Bestes. Fehlentwicklung durch Mutteregoismus*, Düsseldorf 1981
Maxie Wander, *Guten Morgen, du Schöne*, Berlin 1981

Das Mutteraug

Das sind, aus Eigennutz geboren, die zwei Erziehungsmittel der Eltern: Tyrannei und Sklaverei in allen Abstufungen, wobei sich die Tyrannei sehr zart äußern kann (»Du mußt mir glauben, denn ich bin deine Mutter!«) und die Sklaverei sehr stolz (»Du bist mein Sohn, deshalb werde ich dich zu meinem Retter machen«), aber es sind zwei schreckliche Erziehungsmittel, zwei Antierziehungsmittel, geeignet, das Kind in den Boden, aus dem es kam, zurückzustampfen.
Die Eltern haben eben für die Kinder nur die tierische, sinnlose, sich mit dem Kinde immerfort verwechselnde Liebe ... Wenn sich N. eine Henne nennt, so hat sie ganz recht, jede Mutter ist es im Grunde, und die, welche es nicht ist, ist entweder eine Göttin oder aber wahrscheinlich ein krankes Tier ...
In einem Schullesebuchgedicht, das Du gewiß kennst, heißt es von dem Wanderer, der nach vielen Jahren in das Heimatdorf zurückkommt und den niemand mehr erkennt außer der Mutter: »das Mutteraug hat ihn doch erkannt«. Das ist das wirkliche Wunder der Mutterliebe und eine große Weisheit ist hier ausgedrückt, aber nur eine halbe, denn es fehlt die Hinzuführung, daß, wenn der Sohn zu Hause geblieben wäre, sie ihn niemals erkannt hätte, daß das tägliche Zusammensitzen mit dem Sohn ihr ihn völlig unkenntlich gemacht hätte und daß dann das Gegenteil des Gedichts geschehen wäre und jeder andere ihn besser erkannt hätte als sie. (Freilich hätte sie ihn dann auch gar nicht erkennen brauchen, denn er wäre niemals zu ihr zurückgekommen.)
(Franz Kafka, *Brief an seine Schwester Elli*, 1921

In der amerikanischen Frauenbewegung hat die Diskussion theoretischer Fragen nicht aufgehört. Immer wieder wurde nach den Einflüssen von Frauen auf Kunst, Musik und Literatur geforscht, nach dem neuen Selbstverständnis gefragt, das jetzt auch Frauen rassischer Minderheiten im weißen Amerika haben. Die vorliegende Sammlung ist ein Überblick der letzten Jahre.

Bd. 392. DM 16,80

Auf der Suche nach den Gärten unserer Mütter

Erzählt wird die Geschichte der sechsundzwanzigjährigen Malke, die in der Frauenstation liegt. Eher aus Trotz und ledig kinderlos entschließt sie sich zur Sterilisation.

Bd. 484. DM 6,80

Es macht betroffen, mit welcher Erbitterung, Zähigkeit und Hämedas Patriarchat bis ins 20. Jahrhundert hinein seine Bastion auf dem Gebiet des Geistes zu verteidigen sucht; gleichzeitig wird beim Leser ein Lachen freigesetzt, verfolgt er/sie das Für und Wider durch die Jahrhunderte.

Bd. 522. DM 6,80

Sammlung Luchterhand

Am Beispiel ihrer Geschichte lassen sich historische Mechanismen besonders anschaulich zeigen. Die Frau als Geschöpf der männlichen Einbildungskraft, als Geschöpf seiner Ängste kann nur ein Monstrum sein. Obwohl es dem Wesen Mann nicht unähnlich scheint, ist es von seiner Vollkommenheit weit entfernt: es hält den Vergleich nicht aus.

Bd. 498. DM 10,80

Catherine Hayes
Töchter

(Morgens. Mutter liegt im Bett. Jean sitzt im Lehnstuhl. Sie sieht übernächtigt aus und kämpft gegen ihre Müdigkeit an. Die Vorhänge sind geschlossen. Rita kommt herein, offensichtlich gut ausgeschlafen. Jean und Rita sehen sich an, dann wendet sich Jean ostentativ ab, ignoriert Ritas Gegenwart und beschäftigt sich mit etwas anderem. Rita sieht zur Mutter hin, die vollkommen reglos ist. Rita öffnet die Vorhänge. Sie scheint darauf zu warten, daß Jean das Schweigen bricht. Vergeblich. Die Spannung zwischen den beiden ist deutlich spürbar, ebenso das Unbehagen, das Rita in Jeans Gegenwart empfindet. Nach einer Weile:)

RITA Was Neues?

JEAN Sie war unten und hat sich 'ne Tüte Chips geholt. *(Kurze Pause, während Rita beschließt, die Verstimmung zu beenden.)*

RITA Ich meinte . . . ist alles in Ordnung mit ihr? *(Jean antwortet mit einem Blick auf die Mutter.)* Du weißt, was ich meine . . . ist irgendwas gewesen heut nacht?

JEAN Nein. *(Unbehagliche Pause, während Rita auf die Mutter schaut, als läge dort die Antwort.)*

RITA Dann geht's ihr also nicht schlechter? *(Jean antwortet wieder nicht, sieht Rita nur angewidert an.)* Sie hätte ja . . . du weißt schon.

JEAN Nein, ich weiß nicht.

RITA Sie hätte ja sterben können.

JEAN Ist sie aber nicht. Wenn sie gestorben wäre, hätte ich dich schon gerufen. ›He, aufstehen, Rita, deine Mutter ist tot‹ oder irgendsowas. *(Pause)*

RITA Soll ich ihr was zu trinken geben?

JEAN Wenn sie aufwacht.

(Rita gibt sich vorläufig geschlagen und setzt sich. Jean ignoriert sie. Rita ist befangen. Sie sieht sich um.)

RITA Hier hat sich nicht viel verändert.

(Jean wirft einen kurzen, desinteressierten Blick auf das Zimmer. Wieder ist Rita geschlagen. Wieder entsteht eine Pause. Dann steht Rita auf, als ob sie das Zimmer verlassen wollte.)

JEAN Bleibst du nicht bei ihr?

RITA Ich möchte Ted anrufen.

JEAN Du hast ihn doch gestern angerufen.

RITA Ich möchte mit ihm sprechen.

JEAN Wenn's wieder zehn Minuten werden, kostet das £ 2.76. *(Rita setzt sich.)* Du hast mich bezahlen lassen, als ich bei dir war.

RITA Ich nicht – Ted. Außerdem ist das Jahre her.

(Lange Pause. Rita ist es peinlich, daran erinnert zu werden, daß Jean ihre Telefongespräche bezahlen mußte, darum versucht sie, ein Gespräch anzufangen.)

Wenn Mel weg ist . . . ruft er dich an?

JEAN Nein, das ist nicht nötig. *(Pause)*

RITA Die Kinder lassen dich grüßen.

JEAN So.

RITA Sie werden immer größer.

JEAN Was hast du erwartet?

RITA Ja . . . *(zögernd)* Bei dir tut sich immer noch nichts . . .?

JEAN Nein.

RITA Ich hatte nie Probleme in der Hinsicht.

JEAN Nein. Du hast Eierstöcke wie Maschinengewehre. *(kurze Pause)*

RITA Sicher würde sich mit einer Operation was machen lassen.

JEAN Wozu? Mir fehlt nichts.

RITA Du weißt nicht, wie schön es ist, Kinder zu kriegen.

JEAN Ich kann's mir vorstellen. Ich habe schon mal 'n Huhn ausgenommen. *(Pause. Rita sieht zur Mutter.)*

RITA Jedenfalls, ich fahre morgen.

JEAN Hörst du, Mutter? Du hast nur noch vierundzwanzig Stunden, also mach schnell, sonst sind wir wieder allein.

RITA Ich kann nicht länger, glaub mir.

JEAN Natürlich kannst du. Du willst nur nicht.

RITA *(aufgebracht)* Hör mal, ich hätte überhaupt nicht zu kommen brauchen . . . Ich meine, ich würde länger bleiben, wenn es ohne mich nicht ginge. Aber du schaffst es doch wunderbar allein. Hast es doch immer geschafft. Auch als sie damals ihre Lungenentzündung hatte.

JEAN Was sollte ich machen, du bist ja nicht gekommen.

RITA Das Baby war krank.

JEAN Ted war ja da. Der hat mehr Erfahrung mit Babys als du.

RITA Darum geht es nicht. Eine Mutter läßt ihr krankes Kind nicht allein. Mein Kind war krank, und ich bin bei ihm geblieben. *(Geht zum Bett, streicht Mutter das Haar aus dem Gesicht und befestigt es mit Haarklemmen hinter den Ohren. Jean sieht irritiert zu.)*

JEAN Dem Balg hat schon seit Monaten nichts mehr gefehlt.

RITA *(während sie Mutters Nachthemd oder Bettücher glättet)* Man kann

sie nicht sich selbst überlassen. Du hast keine Ahnung . . . und ich lasse niemand anderen an sie heran. Da hätte ich keine Ruhe.

JEAN Wenn ich dir gesagt hätte, sie ist tot, wärst du hier gewesen wie der Blitz.

RITA *(mit Blick auf Mutter)* Jean, bitte! Hör auf, über sie zu sprechen, als ob sie nicht da wäre.

JEAN Keine Sorge. Sie hört uns nicht. Sie schläft.

RITA Vielleicht auch nicht.

(Jean geht zu Rita an der anderen Seite des Bettes. Rita entfernt sich, als ihr Jeans Absicht klar wird.)

JEAN Mutter . . . Guten Morgen . . . Rita ist da. Ist das nicht schön? . . . Sie ist extra zu deinem Begräbnis gekommen . . .

RITA Ich bin nicht zu ihrem Begräbnis gekommen.

JEAN Was? Wie lange soll sie denn noch so da liegen?

RITA Zu ihrem Begräbnis werde ich kommen, wenn sie tot ist.

JEAN *(nach einer kurzen Pause, ruhig)* Der Arzt hat gestern gesagt, es dauert nicht mehr lange.

RITA Wirklich?

JEAN Ja.

RITA Das hättest du mir sagen müssen.

JEAN Ich sag's dir jetzt . . . Er meinte, es wäre ein Wunder, daß sie überhaupt noch lebt. Natürlich nur dank meiner hingebungsvollen Pflege. Er hielt eine Rede über Fürsorge und Opferbereitschaft . . . Ich glaube, er ist nur froh, daß ich ihn entlaste.

RITA Wäre sie im Krankenhaus nicht besser aufgehoben?

JEAN Dahin schafft sie's nicht mehr.

RITA Jean . . .

JEAN Ich berichte dir nur, was der Arzt gesagt hat. Er kommt nochmal her, um den Totenschein auszustellen. Sollten wir ihn in der Zwischenzeit brauchen, können wir ihn anrufen. Aber wir werden ihn nicht brauchen. Sie wird sterben. Sie wird einfach hinüberschlafen. Vielleicht ist sie schon tot.

RITA *(zutiefst erschrocken und angstvoll)* Nein. Wirklich?

JEAN Sieh doch selber nach. Dazu bist du ja schließlich hier.

(Rita geht hinüber zum Bett. Jean ist nervös. Beide sind sich der Möglichkeit bewußt, daß Mutter tatsächlich gestorben sein könnte. Rita nimmt Mutters Hand, horcht an ihrem Herzen, auf ihren Atem, und stellt mit Erleichterung fest, daß sie schläft.)

RITA Sie schläft. *(Jean entfernt sich vom Bett. Rita betrachtet Mutter aus der Nähe. Pause. Das Folgende sehr leise.)* Schrecklich, wie sie aussieht. Nicht mehr derselbe Mensch.

JEAN Ja.

RITA Ihre Haut ist fast durchsichtig.

JEAN Ich weiß.

RITA Als ob ihr die Schädelknochen aus dem Gesicht herauswüchsen.

JEAN Ja. *(Pause)*

RITA Wäschst du sie?

JEAN Natürlich wasch ich sie.

RITA Ihr Gesicht sieht irgendwie nicht sauber aus.

JEAN Ja. Das ist die Farbe. Da kannst du nichts machen . . . Sie hat sich wundgelegen.

RITA Wundgelegen?

JEAN Ja, wundgelegen.

RITA Wieso?

JEAN Durch das lange Liegen.

RITA *(erregt)* Aber sie dürfte nicht wundgelegen sein.

JEAN Sie ist es aber.

RITA Was hast du mit ihr gemacht, Jean?

JEAN Was meinst du?

RITA Wie kommt es, daß sie sich wundgelegen hat? Ich dachte, du kümmerst dich um sie?

JEAN Ich kümmere mich auch um sie.

RITA Hast du denn keine Salbe benützt? Drehst du sie nicht um? Du hättest aufpassen müssen, daß sowas nicht passiert.

JEAN Das läßt sich nicht vermeiden, wenn jemand lange liegt.

RITA Hast du denn nichts dagegen getan?

JEAN Die Bezirksschwester hat sich's angesehen. Sie hat mir gesagt, womit man es behandelt . . . Ich hätte jemanden gebraucht, der mir hilft, sie umzudrehen.

RITA Sie ist doch nicht schwer.

JEAN Sie ist wie ein Sack.

RITA Du hättest mir sagen müssen, wie schlecht sie dran ist.

JEAN Ich hatte keine Lust, es dir immer wieder zu sagen.

RITA Du hast nie erwähnt, daß sie wunde Stellen hat.

JEAN Ich wußte nicht, daß du dich für wunde Stellen interessierst.

RITA Selbstverständlich.

JEAN Warum hast du mir das nicht gesagt? Ich hätte dir ein paar Fotos geschickt.

RITA *(betrachtet Mutter)* Sie ist in einem schrecklichen Zustand. Wie konntest du es soweit kommen lassen?

JEAN Ja, wie konnte ich.

RITA Das mit den wunden Stellen hätte ich wissen müssen.

JEAN Ich hab dir von ihren Augen erzählt. Es hat dich gar nicht interessiert.

RITA Es hat mich wohl interessiert.

JEAN Ich hab dir erzählt, daß sie taub wird. Du warst nicht weiter beunruhigt.

RITA Doch. War ich.

JEAN Ich hab dir erzählt, daß sie ins Bett macht. Du hast das Thema gewechselt.

RITA Du hast mir nicht erzählt, daß sie sich wundgelegen hat.

JEAN *(wütend)* Na schön. Daß sie sich wundgelegen hat, hab ich dir nicht erzählt! Ich konnte ja nicht ahnen, daß du wunde Stellen so aufregend findest. Wenn ich's gewußt hätte, hätte ich dafür gesorgt, daß sie schon eher welche kriegt.

RITA Du hast mich so oft angerufen, und nicht *einmal* hast du es erwähnt.

JEAN Ich hab nicht dran gedacht.

RITA Wie kann man an sowas nicht denken?

JEAN Vielleicht hab ich an was anderes gedacht. Vielleicht hab ich überlegt, wie ich dich dazu überreden kann, daß du mal herkommst und mich ablöst. Du hättest die Kinder mitbringen können.

RITA Bist du verrückt? Meine Kinder hierherbringen? Zu einer Sterbenden? Wofür hältst du mich?

JEAN Sie hat es sich so gewünscht.

RITA Kein Mensch würde Kinder hierherbringen. Sie würden sich zu Tode ängstigen. Sie würden Alpträume bekommen. Sie haben sowas noch nie gesehen. Sowas kann man Kindern doch nicht antun. Schon allein der Geruch. Sie riecht aus dem Mund.

JEAN Es ist das einzige, was sie sich wünscht. *(Rita antwortet nicht. Lange Pause)* Hast du an die Gummilaken gedacht?

RITA Nein. Die hab ich vergessen.

JEAN Natürlich. Immer die alte Geschichte. Aber von mir wird erwartet, daß ich mich an alles erinnere. Wehe, wenn ich mal vergesse, einem deiner Bälger eine Geburtstagskarte zu schicken. Ich kaufe die dämlichen Dinger jetzt kartonweise. Offen gesagt, für die nächsten drei Jahre hab ich schon alle im voraus geschrieben. Ich mach das, wenn Mutter schläft. Ich hab die Daten in meinem Kalender angekreuzt. *Und* in meinem Notizbuch. Und ich hab wirklich nicht viel von dir verlangt . . . Tagaus, tagein wasche ich Laken. Meine Hände sind ganz verschrumpelt von der vielen Seifenlauge, ich hab Fingerspitzen wie Wellblech . . . Sie ist nämlich genau wie andere Menschen auch. Sie macht das Laken nur in der Mitte naß. Nicht ringsherum an den Rändern, wie man eine Torte garniert. Was würdest du sagen, wenn du zig-mal am Tag in 'ner Kloake rumpanschen müßtest. Ja, ja, ich weiß, das hast du mit deinen Babys auch durchgemacht. Ich hatte es schon mal mit Windeln versucht, aber es hat nicht viel genützt.

RITA Ich werd die Laken waschen.

JEAN Gummilaken wären ideal gewesen.

RITA Ich wasche sie!

JEAN Kein Grund zu schreien. *(Pause. Beide versuchen, ihren Ärger herunterzuschlucken.)*

RITA *(ruhig)* Ist das da naß?

JEAN Ich weiß nicht. Ich seh immer erst nach, wenn sie wach ist. Ich will sie nicht unnötig stören.

RITA Sie sollte aber nicht auf dem nassen Laken liegen . . . Das ist nicht gut für ihre Haut.

JEAN Das macht ihr nichts aus.

RITA Wahrscheinlich hat sie sich dadurch wundgelegen.

JEAN Ich wasche sie gründlich. Ich bin sehr penibel. Ich benutze all die Dinge, die du mir empfohlen hast.

RITA Die Babymittel?

JEAN Ja. Ich geh in die Apotheke und kaufe sie. Wie eine richtige Mutter.

RITA Sie sind sehr gut. Du bekommst keinen Windelausschlag.

JEAN Stimmt. Ich hab auch keinen bekommen.

RITA Mit empfindlicher Haut muß man sehr zart umgehen.

JEAN Mutters Haut ist wie 'n Autoreifen.

RITA *(nimmt Mutters Hand)* Nein, das ist sie nicht.

(Pause. Jean geht weg und bleibt eine Weile mit dem Rücken zu Rita und Mutter stehen.)

JEAN Wolltest du nicht Ted anrufen?

RITA Das hat Zeit. Er arbeitet heute nicht. Wenn ich bis nach eins warte, ist es billiger.

JEAN Werden die Kinder nicht wissen wollen, wo ihre Mami ist?

RITA Ich hab ihnen gesagt, ich mach ein paar Tage Ferien.

JEAN Meinst du, das war richtig?

RITA Ja sicher.

JEAN Du wirst ihnen was mitbringen müssen. Souvenirs . . . Ein oder zwei Kränze.

RITA Sie ist noch nicht tot. *(Streichelt die Hand der Mutter. Kurze Pause)*

JEAN *(zündet sich eine Zigarette an)* Soll sie eingeäschert werden?

RITA Ich weiß nicht. Was meinst du?

JEAN Sie hat nie gesagt, was ihr lieber wäre.

RITA Vater ist nicht verbrannt worden.

JEAN Du meinst, sie fände es netter, neben ihm zu liegen?

RITA Ja, das glaube ich.

JEAN Ob es was ausmacht, daß sie verschiedene Religionen hatten? Er ist

auf dem katholischen Friedhof begraben. Er hat sich auf dem Totenbett mit der Kirche ausgesöhnt, wenn du dich erinnerst.

RITA Kann sie nicht auch auf dem katholischen Friedhof begraben werden?

JEAN Das bezweifle ich.

RITA Tja, dann ist Einäscherung vielleicht doch das beste.

(Kurze Pause, während Rita fortfährt, Mutters Hand zu streicheln oder irgendeine andere zärtliche Geste macht. Jean registriert es.)

JEAN Willst du ihre Asche haben?

RITA Nein. Was soll ich denn damit?

JEAN Du könntest sie auf den Kaminsims stellen.

RITA Wozu?

JEAN Zur Zierde. Oder du könntest sie über deine Rosen streuen. Als Düngemittel.

RITA Nein, ich möchte sie nicht haben.

JEAN Ich auch nicht. *(Kurze Pause. Rita ist sichtlich verstört, weint aber nicht.)*

RITA Ich finde, sie sollte irgendwo begraben liegen. Ich würd gern ihr Grab besuchen.

JEAN Gut, dann werden wir sie begraben.

RITA Sofern du nichts dagegen hast.

JEAN Nein, ich hab nichts dagegen . . . Ich habe letzte Woche das Begräbnisinstitut angerufen.

RITA Wieso? Kann man vorausbestellen?

JEAN Nein. Ich wollte mich nur mal so im allgemeinen informieren. Die nehmen einem praktisch alles ab. Wir werden nichts damit zu tun haben. Ein Anruf und fertig.

RITA Ich kann sie mir . . .

JEAN Was kannst du sie dir?

RITA Ich kann sie mir nicht tot vorstellen.

JEAN Ich glaub nicht, daß sie sehr viel anders aussehen wird. Sie ist ja schon sehr nahe daran.

RITA Ich wünschte, sie würde aufwachen.

JEAN Es ist bald vorüber . . . Jetzt, wo du da bist.

RITA Ich kann's irgendwie nicht fassen.

JEAN Ich habe wirklich mein Möglichstes getan, um dich auf dem Laufenden zu halten. Ich habe dir über die kleinste Verschlechterung genauestens Bericht erstattet. Du solltest dich nicht ausgeschlossen fühlen, nur weil du so weit weg wohnst.

RITA Deine Anrufe haben mir Alpträume verursacht. Ted meint, du bist nicht normal.

JEAN Das kann ich mir vorstellen.

RITA Unser Leben wird seit Wochen von Mutters Krankheit bestimmt.

JEAN Meins auch. Merkwürdig, nicht?

RITA Es wäre nicht nötig gewesen, ihr den Hörer an den Mund zu halten, während sie schrie. Das hättest du mir ersparen können.

JEAN Ich wollte dir nichts vorenthalten.

RITA Das war herzlos von dir.

JEAN Du klangst immer so optimistisch. Es ging ihr von Tag zu Tag schlechter und du sagtest immer, wie froh du wärst, daß es langsam bergauf geht. Als ich dir erzählte, daß sie ihre linke Seite nicht mehr bewegen kann, hast du gesagt: Naja, solange sie ansonsten okay ist.

RITA Da muß ich dich mißverstanden haben.

JEAN Ich hatte manchmal das Gefühl, du bist betrunken.

RITA Es ist schwer, sich zu konzentrieren, wenn die Kinder um einen rum sind.

JEAN Du warst gar nicht mehr imstande, zu begreifen, was ich sagte.

RITA Ich habe mir große Sorgen um sie gemacht.

JEAN Als ich dich fragte, wann du herkommen würdest, fingst du an, mir irgendwas von Kevins Zähnen zu erzählen.

RITA Ach, wir hatten soviel Kummer mit seinen Zähnen. Er hatte einen Abzeß am Oberkiefer.

JEAN Ja, ich weiß. Du hast mir's erzählt.

RITA Seine Schneidezähne mußten reguliert werden, und er hat mehrere Füllungen bekommen.

JEAN Ja. Das hast du mir auch erzählt.

RITA Wir haben ihm eine elektrische Zahnbürste gekauft . . .

JEAN Von der elektrischen Zahnbürste hast du mir erzählt, als ich dir sagte, daß Mutter neuerdings ununterbrochen sabbert, außer wenn sie schläft.

RITA Wenn man's richtig macht, ist es laut und deutlich zu hören.

JEAN Sie macht es richtig. Die Wände wackeln.

RITA Nein, die Zahnbürste, meine ich. Sie summt, wenn du die richtige Bewegung machst. Wenn du's falsch machst, zischt sie . . . Das hat eine erzieherische Wirkung.

JEAN Aha.

RITA Er ist ganz begeistert. Immerzu putzt er sich die Zähne. Senkrechte Bewegungen summen. Waagrechte zischen. *(Pause, während Jean und Rita sich verständnislos ansehen.)*

JEAN Warum hast du damals eingehängt?

RITA Mir ist übel geworden.

JEAN Ich habe dir nur ihren Zustand geschildert.

RITA Das wäre nicht nötig gewesen.

JEAN Du hast gesagt, du wünschtest, du wärst hier. Um dich selbst davon zu überzeugen, hast du gesagt.

RITA Du hast dich schier darin gebadet.

JEAN Ich hatte das ewige fernmündliche Mitgefühl satt. Ich war drauf und dran, ein Päckchen zu machen und dir ihren Abfall per Post zu schikken.

RITA Du bist nicht der erste Mensch, der eine Kranke pflegen muß.

JEAN Nein. Und du bist nicht der erste, der sich davor drückt.

RITA Ich wohne zu weit weg.

JEAN Niemand hat von dir erwartet, daß du pendelst. Du hättest ein paar Wochen hierbleiben können.

RITA Das konnte ich eben nicht.

JEAN Oder wenigstens ein paar Tage.

RITA Jetzt bin ich ja hier.

JEAN Dann kümmere dich um sie.

RITA Du willst doch nicht weggehen?

JEAN Ich mach mir einen Kaffee. Ich war die ganze Nacht auf. *(geht hinaus)*

(Rita versucht, sich irgendwie zu betätigen. Sie streicht die Bettücher glatt, etc. Sie setzt sich erst auf einen Stuhl, dann auf einen anderen. Sie ist sichtlich gelangweilt. Nach einer längeren Pause kommt Jean mit dem Frühstückstablett herein.)

Spannend, nicht?

RITA Sie schläft immer noch.

JEAN So geht das Stunden. Genau wie damals, als Vater starb.

RITA Damit hast du nicht viel zu tun gehabt.

JEAN Du auch nicht. *(setzt sich mit dem Tablett)*

RITA Kommt dich denn nie jemand besuchen?

JEAN Nein. Schon lange nicht mehr.

RITA Man sollte doch meinen, daß mal jemand vorbeischaut. Um zu sehen, wie's ihr geht.

JEAN Ja, sollte man meinen. Als Vater im Sterben lag, haben wenigstens die Leute vom Holzverarbeitungswerk öfter mal angerufen. *(kurze Pause)*

RITA Bekommst du viele Anrufe?

JEAN Nein. Die Leute glauben anscheinend, das Telefon würde sie stören. Aber wem sage ich das.

RITA Was ist mit ihren Freundinnen?

JEAN Die paar, die noch übrig sind, sind zu zartbesaitet.

RITA Ich kann sie verstehen.

JEAN Und sie haben immer irgendwelche Enkelkinder zu betreuen. Ich wußte gar nicht, wieviel Leute um die lieben Kleinen herumwieseln.

RITA Sie halten einen schon auf Trab.

JEAN Meistens sitze ich nur hier. Allein.

RITA Bewegt sie sich überhaupt nicht?

JEAN Kaum. Die letzten Tage so gut wie gar nicht. Ihre inneren Organe scheinen langsam den Geist aufzugeben. Wenn sie auch noch zu sabbern aufhört, ist sie tot. Ich könnte mir denken, daß man es zuerst am Geruch merkt . . . Willst du kein Frühstück?

RITA Ich hab keinen Hunger.

JEAN Ich esse pausenlos. Hab ich wenigstens was zu tun. *(Ißt, Toast kracht. Geschirr klirrt. Jeans unbekümmerte Art zu essen hat so etwas wie eine faszinierende Wirkung auf Rita. Pause)*

RITA Ich hab auch meine Probleme.

JEAN Nein, wie schrecklich. *(Pause. Jean ißt weiter. Das Geräusch und die Bewegung betonen die Stille des Raumes. Schließlich bewegt die Mutter sich leicht.)*

RITA Sie ist wach. *(geht hinüber zum Bett)* Mutter. *(Die Mutter bewegt sich etwas. Sie keucht und sabbert, ohne eigentlich einen Laut von sich zu geben. Offensichtlich leidet sie. Rita spricht laut und gezielt.)* Mutter . . . Ich bin's. Rita . . . Wie fühlst du dich? *(Mutter bewegt den Kopf)* Möchtest du irgendwas?

JEAN Sie möchte ein kleines Helles, nicht wahr, Mutter?

RITA Sei still . . . Mutter, ich bin's, Rita . . . Ich bin dich besuchen gekommen . . . Die Kinder konnte ich leider nicht mitbringen, aber sie lassen dich grüßen . . . Sie waren so traurig, daß sie nicht mitkommen konnten . . . Vielleicht ein andermal.

JEAN Sie hört dich nicht. Du kannst sagen, was du willst.

RITA Ich sag auch, was ich will.

JEAN Tatsächlich? Ich nicht.

(Mutters Kopf sinkt in die Kissen zurück. Rita legt Mutters Hand behutsam auf die Decke.)

RITA Bitte, Jean. Es sind ihre letzten paar Stunden. Laß ihr ihren Frieden.

JEAN Aber ja. *(beginnt wieder zu essen)*

RITA Daß du in einem solchen Moment dasitzen und essen kannst.

JEAN Was erwartest du von mir? Soll ich mich an einen intravenösen Tropf hängen?

RITA Du brauchst dir nicht gerade den Bauch vollzuschlagen.

JEAN Ich muß sehen, daß ich bei Kräften bleibe.

RITA Hör mal, Jean, du kannst dich selber bemitleiden, soviel du willst, nur erwarte es nicht von mir . . . Du wolltest hier wohnen. Ihr hättet euch schon vor Jahren euer eigenes Haus kaufen können, du und Mel. Am Anfang bestand doch gar keine Notwendigkeit für dich, hier zu wohnen. Mutter hat dich damals nicht gebraucht.

JEAN Sie wollte mich nicht gehen lassen. Es wäre sehr einsam für sie gewesen. Allein leben ist nicht so komisch.

RITA Du bist nur geblieben, damit du absahnen kannst. Ein Haus von dieser Größe ist ein Vermögen wert... Ted und ich müssen ziemlich knapsen. Und was werden wir kriegen, wenn sie stirbt? Die Hälfte von dem, was noch auf der Bank ist. Weiter nichts. Die andere Hälfte bekommst du. Und dieses Haus. Ich an deiner Stelle würde mich hier nicht wegrühren, Jean. Du bist drauf und dran, einen Mordsreibach zu machen. *(Mutter schließt die Augen.)*

JEAN Du hättest sie mehr geliebt, wenn sie das Haus uns beiden hinterlassen hätte, nicht?

RITA Ja. Das hätte mich gefreut. Das hätte mir eingeleuchtet. Das wäre gerecht gewesen. Ich habe drei Kinder.

JEAN Wieso glaubst du, daß sich daraus irgendwelche Ansprüche herleiten lassen?

RITA Sie sind auf mich angewiesen. Ich habe Verpflichtungen.

JEAN Warum sollte das heißen, daß dir die Hälfte meines Hauses zusteht?

RITA Jean, diese Unterhaltung führt zu nichts. Die Sache mit dem Haus ist schon geregelt. Dafür hast du gesorgt.

JEAN Ich nicht. Mutter.

RITA Mutter von sich aus hätte alles gleichmäßig zwischen uns aufgeteilt.

JEAN Meinst du?

RITA Ja. Sie hat niemals eine von uns bevorzugt, früher. Sie hat uns sogar gleich angezogen. Erinnerst du dich an unsere Kamelhaarmäntel?... Warum hätte sie plötzlich deine Interessen vor meine stellen sollen?

JEAN Hat sie aber.

RITA Das glaube ich dir nicht.

JEAN Allerdings nicht plötzlich. Und du hast es nur dir selber zuzuschreiben. Niemand hat dich gebeten, bei Nacht und Nebel davonzulaufen. Die Straße langzuknattern mit deinem Teddyboy. Man hat dich nicht rausgeschmissen. Du bist von selbst gegangen.

RITA Von morgens bis abends mußte ich mir anhören, daß Ted ein geschiedener Mann ist. Es blieb mir praktisch gar nichts anderes übrig, als ihn zu heiraten, damit sie endlich den Mund hält.

JEAN Sie hätte es weniger schwer genommen, wenn er schon geschieden gewesen wäre, als du ihn kennengelernt hast.

RITA Er hatte sich schon von seiner Frau getrennt.

JEAN Mutter hat geglaubt, du wärst die Ursache gewesen.

RITA War ich aber nicht.

JEAN Nein, aber sie hat es geglaubt.

RITA Ich weiß. Dabei hab ich mir den Mund fusselig geredet, um sie vom Gegenteil zu überzeugen. Ich frage mich nur, wie sie die Stirn haben konnte, von mir zu erwarten, daß ich hierherkomme. Sie hat damals aus-

drücklich gesagt, ich bräuchte nie wieder herzukommen, wenn ich ihn heirate.

JEAN Genau. Und du hast sie beim Wort genommen.

RITA Sie war eine bigotte alte Kuh. Nicht imstande zu begreifen, daß ich meinen eigenen Kopf hatte. Ted war kein bißchen schlechter als andere. Scheidungen waren schon seit Jahren gesellschaftsfähig.

JEAN Sie fand, du hättest auf uns Rücksicht nehmen müssen.

RITA Auf euch?

JEAN Auf mich nicht. Mir war's egal. Von mir aus konntest du machen, was du wolltest . . . Aber sie glaubte, die Leute würden reden.

RITA Die Leute reden immer. Das läßt mich kalt.

JEAN Du hättest nicht wegzulaufen brauchen. Sie hat es als Schande empfunden.

RITA Wenn Mutter sich nicht schämen konnte, hat ihr was gefehlt. Sie hat regelrecht nach Gründen gesucht, um sich zu quälen. Sie war geradezu high, als ich mich mit Ted einließ . . . Durch ihn hatte ich wenigstens das Gefühl, ich lebe . . . Mir wurde klar, was für ein enges Dasein ich in diesem Hause geführt hatte. Wirklich zum Heulen. *(Mutter bewegt sich ruckartig.)*
Oh Gott.

JEAN Das ist nichts weiter. Das macht sie hin und wieder.

RITA Will sie irgendwas?

JEAN Ich weiß nicht.

RITA Gehst du nicht nachsehen?

JEAN Nein, nicht mehr.

RITA Läßt du sie einfach so liegen, wenn sie das macht?

JEAN Was soll ich sonst tun?

RITA *(geht zur Mutter, die sich weiter bewegt)* Ist ja gut, Mami . . . Ganz ruhig . . . Ganz ruhig . . .

JEAN Sie ist ganz ruhig . . . Ansonsten.

RITA Hilf mir mal.

JEAN *(steht auf)* Was willst du denn machen?

RITA Ich weiß nicht. *(Versucht, Mutters Arm festzuhalten, um ihn am Umherrudern zu hindern.)*

JEAN Laß sie doch. Das tut nichts.

RITA Das sollte sie aber nicht machen.

JEAN Wenn ihr Arm herumfuhrwerken möchte, laß ihn doch. Wer weiß, ob er's morgen noch kann. *(Rita scheint bestürzt.)* Er will noch mal auf die Pauke hauen. Laß ihn doch. *(Rita zieht sich vom Bett zurück. Beide beobachten die Mutter, die weiter heftig zuckt.)*

RITA Ich ertrag das nicht.

JEAN Es lohnt nicht, sich deswegen aufzuregen.

RITA Dagegen muß es doch irgendwas geben.

JEAN Rita, es gibt nichts, womit ich Mutters Arm bändigen könnte. Es besteht auch gar kein Grund, warum ich es sollte. Das sind Reflexe, über die ihr Arm keine Kontrolle hat und die ihr nicht schaden. Im übrigen macht sie das schon seit längerer Zeit, in Abständen. Liest du meine Briefe nicht? *(Rita starrt die Mutter an, die immer noch heftig zuckt.)* Du müßtest eigentlich mit alten Leuten gut umgehen können. Sie machen ins Bett, sind egozentrisch, schwer zugänglich und manchmal sehr geräuschvoll. Genau wie Babys.

RITA Ich kann alte Leute nicht ausstehen.

JEAN Die Bettlägerigen bereiten mir auch kein Vergnügen, egal wie alt sie sind.

RITA Kleine Kinder sind was anderes. Kleine Kinder kann man liebhaben.

JEAN Und was soll man mit den Alten machen? Ihnen Gift geben?

RITA Ich kann es nicht mitansehen.

JEAN Dann dreh dich weg. *(Rita geht und setzt sich.)* Du zitterst ja selbst.

RITA Das ist kein Wunder.

JEAN Ich bin froh, daß du nicht eher gekommen bist. Zwei Pflegefälle wären mir zuviel gewesen. *(Schaut von der Mutter zu Rita, belustigt über beider Zuckungen.)*

RITA Es macht dir anscheinend Spaß, sie so zu sehen.

JEAN Ich habe wenig Abwechslung, wenn ich allein bin. Offen gestanden, ich hab manchmal schon drauf gewartet.

RITA Irgendwas stimmt nicht mit dir.

JEAN Ich weiß.

RITA Du warst schon immer komisch.

JEAN Nicht komischer als du.

RITA Es würde mich nicht überraschen, wenn du hier Eintritt verlangen würdest. *(deutet aufs Zimmer)*

JEAN Du hast keine Ahnung, wie das hier für mich ist.

RITA Ich bin weder blind noch taub.

JEAN Du tust nur so.

RITA Ich kann's mir lebhaft vorstellen.

JEAN Nein . . . Das Haus ist so still. Da können auch Geräusche nichts dran ändern. Ich schalte das Radio an, das Fernsehen. Alles mögliche. Macht überhaupt keinen Unterschied. Die Stille nimmt kein Ende. Sie erschlägt einen.

RITA Stille ist doch etwas Beruhigendes.

JEAN Die hier nicht . . . Wenn ich sterbe, möchte ich Lärm um mich herum haben. Ich möchte nicht so in den Tod hineindämmern wie sie.

RITA Ich habe noch nie jemand sterben sehen. Vater sah ich erst, als er schon tot war. *(Mutter hört auf zu zucken.)*

JEAN Das Sterben wird stark überschätzt. Was den Unterhaltungswert betrifft. Vielleicht ist es toll, wenn man's selber tut – aber für den, der zuschaut, ist es ziemlich fad . . . Sie hat aufgehört. Du kannst dich umdrehen. *(kurze Pause)*

RITA *(dreht sich um)* Glaubst du, daß nach dem Tod was anderes kommt?

JEAN Nein. Nicht für uns.

RITA Ich möchte nicht sterben. Ich möchte auch nicht, daß Mutter stirbt. Der Gedanke, daß sie in die Dunkelheit hinausgeht, ist mir schrecklich.

JEAN Ich freue mich auf ihren Tod. Auf ihren letzten Atemzug. Wie bei 'nem Buch, das du schon fast zuende gelesen hast. Und zuklappen willst.

RITA Du hättest doch keinen Schaden davon, wenn sie weiterleben würde.

JEAN Nein, nein, ich müßte nur hier sein und sie waschen und abputzen und herumkarren. *Du* hättest keinen Schaden davon, weil du wieder nach Hause fährst und nicht mehr an sie denkst. An Weihnachten und an ihrem Geburtstag läßt du sie wieder auferstehen, und vielleicht auch noch, wenn du mal für eine Woche auf irgend 'ne Insel fliegst. Du hättest keinen Schaden davon, wenn sie lebt. Nur mich wird es ein paar weitere Jahre festketten.

RITA Du wolltest das Haus haben.

JEAN Die Hälfte davon hätte ich sowieso bekommen.

RITA Du hast mich um mein rechtmäßiges Erbe gebracht.

JEAN Nichts in diesem Haus steht dir zu. *(zeigt auf Mutter)* Aber falls du das da willst, bitte, mit Vergnügen.

RITA Du verdienst es nicht, ihre Tochter genannt zu werden.

JEAN Aber du, ja? *(Mutter reagiert. Sie öffnet die Augen.)*

RITA Hast du denn gar kein Gefühl?

JEAN Nein, ich bin's losgeworden. Ich habe ein Mittel genommen. Pillen, weiß du, die haben's abgetötet. *(Mutter beginnt sich heftig zu bewegen.)*

RITA Sie hat dich gehört.

JEAN Keine Spur.

RITA Doch. Sie reagiert auf dich.

JEAN Ach was, sie nimmt schon seit Monaten keine Notiz mehr von mir. Ich existiere gar nicht für sie. Ich bin bloß der Vaselin-Verteiler. Ich bin der Talkum-Zerstäuber. Ich existiere gar nicht. Dich will sie . . . Sie weint vor Sehnsucht nach dir. Sie murmelt deinen Namen. Sie hat

schon versucht, mich zu beißen, wenn ich ihr nahe komme. Sie will nur dich.

RITA Das ist nicht wahr.

JEAN Es ist wahr.

RITA Du irrst dich . . . Oder du sagst das, damit ich hierbleibe. Darauf fall ich nicht rein. Ich bin nie mit ihr ausgekommen. Niemals. Schon als Kind nicht. Du warst immer ihr Liebling. Sie hat versucht, es nicht zu zeigen, aber du hast ihr immer näher gestanden. Du warst diejenige, der sie ihre Geheimnisse anvertraut hat. Mir nie. Wieso sollte sie mich jetzt auf einmal brauchen, nachdem sie die ganzen Jahre nur dich gebraucht hat?

JEAN Das weiß ich nicht, aber es ist so.

RITA *(starrt auf das heftige Zucken der Mutter)* Ich muß einen Moment an die Luft. Ich kann nicht mehr atmen hier drin. Ich geh in den Garten.

JEAN Geh, wohin du willst.

(Rita geht hinaus. Jean seufzt und läßt sich in ihrem Lehnstuhl nieder. Gelegentlich schaut sie zur Mutter hinüber, die immer noch zuckt.)

(unterdrückt) Blöde Kuh.

(Schließlich beginnt Jean, auf einem Blatt Papier zu schreiben und auszustreichen. Mutters Zucken hört jetzt auf. Es folgt eine stumme Unterhaltung zwischen den beiden. Mutter öffnet die Augen und starrt Jean an. Jean fühlt es, schaut vom Papier auf und zu ihr hin. Im selben Augenblick schließt die Mutter die Augen wieder, öffnet sie jedoch und sieht Jean an, als diese sich abwendet. Dies wiederholt sich mehrere Male. Die Blicke werden immer feindseliger und schärfer. Es ist ein wortloser Disput, bei dem keine von beiden ganz sicher ist, ob die andere teilnimmt. Es ist, als schleuderten sie sich gegenseitig Beleidigungen an den Kopf. Als das stumme Crescendo seinen Höhepunkt erreicht hat, kommt Rita herein.)

RITA Entschuldige.

JEAN Was?

RITA Das von vorhin.

JEAN Ist schon gut.

RITA Ich konnte es einfach nicht mitansehen, weißt du . . . Ich bin's nicht gewohnt.

JEAN Nein.

RITA Ich bleib jetzt hier. *(Pause)* Ist alles in Ordnung?

JEAN Ja.

(Rita setzt sich zur Mutter. Jean nimmt wieder ihren Bogen Papier und fängt von neuem mit dem Schreiben und Ausstreichen an. Pause)

RITA Was machst du da?

JEAN Ich entwerfe die Todesanzeige . . . Einer muß es ja tun.

RITA Sie lebt doch noch.

JEAN Stephanie Jayne Baldwin, geboren usw. usw. ist am 19. November in

ihrem Heim sanft entschlafen. In tiefer Trauer Jean Windsley und Marguerite Curtis und Familie. Die Beerdigung findet usw. usw. . . . Was meinst du?

RITA Sie lebt doch noch.

JEAN Das Datum läßt sich leicht ändern . . . Klingt das einigermaßen?

RITA Ich verstehe nicht, wie du das fertigbringst.

JEAN Ach, Rita, sei doch nicht albern. Ist doch besser, wir machen es jetzt, wo wir noch einen klaren Kopf haben. Es muß doch getan werden. Wir müssen was in die Zeitung setzen. Wir können doch nicht bis zur letzten Sekunde warten und dann Murks machen. Es gibt Leute, die wissen müssen, daß sie tot ist. Wir können nicht jeden einzeln anrufen . . . Was meinst du, klingt's einigermaßen? *(Pause)*

RITA Lies es nochmal.

JEAN Stephanie Jayne Baldwin, geboren usw. ist am 19. November oder 20. November oder wann auch immer in ihrem Heim – in ihrem Heim stimmt auf jeden Fall – sanft . . .

RITA Sanft geht nicht.

JEAN Was hast du gegen sanft?

RITA Sanft ist eine glatte Lüge.

JEAN So sagt man aber.

RITA Das mußt du ändern.

JEAN Plötzlich und unerwartet. Ist dir das lieber? . . . In ihrem Heim plötzlich und unerwartet . . .

RITA Plötzlich und unerwartet wird es bestimmt nicht sein.

JEAN Nach langer, geduldig ertragener Krankheit?

RITA Es sollte ein bißchen persönlicher klingen. Das klingt alles so trocken, was du da hast. Es sollte irgendwie was über Mutter selbst drinstehen. *(Mutter beginnt wieder zu zucken.)*

JEAN Stephanie Jayne Baldwin ist am 19. November ruck-zuck . . .

RITA Jean!

JEAN Entschuldige.

RITA Sowas hätte sie über dich niemals geschrieben.

JEAN Nein. Das weiß ich.

RITA Schreib sanft.

JEAN Also doch . . . Möchtest du »Unsere liebe Mutter«, »Unsere geliebte Mutter«, irgendsowas?

RITA Unsere über alles geliebte Mutter.

JEAN Also gut . . . Unsere über alles geliebte Mutter, Stephanie Jayne Baldwin, Ehefrau des verstorbenen Willis Baldwin, ist am 19. November in ihrem Heim sanft entschlafen.

RITA Das ist in Ordnung.

JEAN Ein bißchen dürftig. Aber dann kommt ja das mit der Beerdigung

noch rein . . . das sind gut zwei Zeilen. Der Bestattungsfritze wird uns den Termin sofort sagen können. Und die Kirche ist auch kein Problem, es sei denn, sie haben plötzlich Hochbetrieb.

RITA Hat sie sich Blumen gewünscht?

JEAN Sie hat nie was gesagt. Sowas kann man eine Kranke nicht gut fragen.

RITA Ich finde, Blumen sollten sein. Ich weiß, viele Leute bevorzugen Spenden für irgendeinen wohltätigen Zweck, aber mir wären Blumen lieber. Ich würde Blumen vorziehen.

JEAN Ich werd's mir merken. *(Rita sieht die Mutter an. Sie ist unglücklich, aber sie weint nicht.)* Ich weiß, du hältst mich für herzlos, aber ich hatte ja Zeit, darüber nachzudenken. Wir wollen doch nicht, daß die Sache in die Binsen geht.

RITA Nein.

JEAN Ich finde, es sollte jeder zum Begräbnis kommen können, der Lust hat – du nicht? Es gibt ein paar Leute, die Mutter nicht besonders mochte, aber trotzdem. Ich möchte nicht, daß sich jemand übergangen fühlt und beleidigt ist . . . Wie bei Hochzeiten, weißt du.

(Rita ergreift Mutters Hand und schluchzt. Jean sieht sie an. Schließlich geht Jean und setzt sich, von Rita abgewandt, ohne von ihr Notiz zu nehmen. Nach einer Weile hört Rita auf zu schluchzen und geht hinaus. Ein paar Sekunden später scheint Jean etwas zu riechen. Sie geht hinüber zum Bett.) *(durch die Zähne)* Scheiße. *(Schlägt die Bettdecke zurück, nimmt Mutters ›Windel‹ weg und wirft sie in einen Eimer. Sie holt ein sauberes Handtuch.)* So, das reicht. *(Macht mit ein paar routinierten Griffen eine neue Windel fest und deckt Mutter wieder zu. Rita kommt mit einem kleinen Koffer herein.)*

RITA Ich fahr nach Hause, Jean. Sei mir nicht böse. Ich kann nicht bleiben.

JEAN Du willst dich schon wieder drücken?

RITA Ich will mich nicht drücken.

JEAN Aber du gehörst hierher.

RITA Ich kann nicht.

JEAN Du wirst gebraucht.

RITA Ich möchte nach Hause.

JEAN Herrgottnochmal! Ich hab das alles nur für dich getan. Glaubst du, du hättest sie noch lebend angetroffen, wenn ich nicht gewesen wäre? Kannst du jetzt nicht mal das Ende abwarten?

RITA Nein. Sei mir nicht böse.

JEAN Das heißt, ich werde alles allein machen müssen. Die ganzen Bestellungen. Bier und Cola und was weiß ich. Die ganzen Brote schmieren. Am besten, ich fange gleich damit an. Rita, ich brauch dich hier.

RITA Ich halte es nicht aus.

JEAN Ich halte es genausowenig aus.

RITA Ich möchte nach Hause.

JEAN Was soll ich den Leuten sagen? Ich kann sie nicht anrufen. Ich heule am Telefon. Ich schaff's nicht allein.

RITA Ich will zu meinen Kindern.

JEAN Du mußt mir helfen. Ich weiß nicht, wie man 'n Blechkuchen macht.

RITA Ich werd sehen, daß ich zurückkomme. Mit Ted.

JEAN Es ist soviel zu tun. Die ganzen Bestellungen. Würstchen und Crakkers und Käse. Ich versteh nichts davon. Ich werd alles falsch machen.

RITA Ich will zu meinen Kindern.

JEAN Warte, bis sie tot ist. Bitte.

RITA Du kannst alles kaufen, was du brauchst. Du mußt bloß aufpassen, daß genug Servietten da sind. Es kann sein, daß du dir Geschirr ausborgen mußt. Die Leute essen viel bei dem kalten Wetter. Ted wird dir Geld für ein paar Flaschen Whiskey schicken. Tee mußt du natürlich auch da haben. Ja, gib ihnen zuallererst 'ne Tasse Tee. Zum Aufwärmen.

JEAN Wenn du nicht zurückkommst, begrabe ich sie nicht. Dann bleibt sie hier.

RITA Ted wird mich nicht lassen.

JEAN Dein Platz ist hier.

RITA Er hat ja keine Ahnung. Er sieht sie immer noch so, wie sie damals war, als wir zusammen weggingen. Du weißt, wie sie ihn beschimpft hat. Was sie ihm alles an den Kopf geworfen hat. Ich mußte ihm schwören, daß ich dieses Haus nie mehr betrete. Er wollte es nicht mal jetzt erlauben.

JEAN Allein trage ich sie nicht zu Grabe, das schwöre ich dir. Ist mir ganz egal, was geschieht. Ich schenk sie der Gemeinde.

RITA Mel wird ja hier sein.

JEAN Der kommt erst, wenn's vorbei ist.

RITA Kein Mann tut seiner Frau sowas an.

JEAN Was eine Tochter kann, kann ein Schwiegersohn schon lange.

RITA Ach, Jean. *(Pause. Rita ist den Tränen nahe. Mutter liegt still. Jetzt sinken ihre Hand und ihr Gesicht aufs Bettuch.)*

JEAN Rita . . . Sie ist tot. *(längere Pause, in der Rita Mutters Hand oder Gesicht streichelt)*

RITA Irgendwas riecht.

JEAN Würdest du auch, wenn du gerade . . . Ich hab sie nicht gewaschen. Wozu noch.

RITA Man kann sie nicht so liegen lassen.

JEAN Doch. Das machen die schon.

RITA Wer?
JEAN Die Leichenwäscher.
RITA Komm, ich helf dir.
JEAN Wir sollten sie jetzt nicht stören.
RITA Wir können's doch vorsichtig machen.
JEAN Sie müßte umgedreht werden. Dabei wacht sie womöglich auf . . . Lassen wir sie in Ruhe.
RITA Aber sie ist schmutzig.
JEAN Schmutzig ist sie nicht. Ich hab sie jedes zweite Mal gewaschen.
RITA Ich hab meine Babys nie so liegen lassen.
JEAN Scheiß auf deine Babys. Wie kann jemand so perfekt mit Kindern umgehen und sich bei Erwachsenen so dämlich anstellen.
RITA Ich soll wohl nicht sehen, wie durchgelegen sie ist?
JEAN Du kannst sehen, was du willst.
RITA Soll ich es allein machen?
JEAN Du sollst es überhaupt nicht machen.
RITA Was?
JEAN Sie ist . . . Sie ist eben gestorben. *(Sie gehen zum Bett.)*
RITA Nein.
JEAN *(nimmt Mutters Handgelenk)* Ich kann den Puls nicht fühlen . . . Sie ist tot.
RITA *(wendet sich ab)* Nein.
(Eine Zeitlang sind beide still. Geschockt. Rita setzt sich. Schließlich geht Jean hinüber zu ihr.)
JEAN Es ist besser so.
RITA *(sehr leise)* Ja.
(Sie verweilen in kummervoller Haltung. Rita vielleicht mit dem Gesicht in den Händen. Nach einer langen Pause vollkommener Stille:)
MUTTER Rita.
RITA Oh!
(Jean und Rita sind zusammengefahren. Mutters Hand bewegt sich tastend, als versuche sie, jemanden zu berühren. Rita und Jean gehen zum Bett. Rita nimmt Mutters Hand.)
Mami . . . Mami.
(Mutter versucht, Ritas Gesicht zu berühren. Schließlich fällt sie erschöpft in die Kissen zurück. Rita ist erleichtert. Schweigen. Lange Pause, während die Schwestern ihren Schock überwinden. Jean geht weg vom Bett.)
JEAN Sie wird es gleich nochmal machen. Und dann richtig.
RITA Ich lasse sie nicht so liegen.
JEAN Hör zu, in wenigen Stunden kommt ein Mann und holt sie ab. Wir werden ihm vierhundert Pfund zahlen, und er wird sie ausspülen und abspritzen und die Löcher stopfen und alles entfernen, was stört. Wir

werden sie gewartet und überholt zurückbekommen. So gut wie neu. Beinah. Bisher mußte *ich* es machen, aber jetzt, wo wir einen Fachmann damit beauftragt haben, bin ich dafür, es ihm zu überlassen. Ich will was haben für mein Geld.

(Kurze Pause. Dann fängt Rita an, Mutter halb aufzudecken und sie auf die Seite zu drehen. Jean sieht ein paar Augenblicke zu, dann setzt sie sich und beachtet Rita nicht weiter. Rita nimmt einen feuchten Lappen aus einem Plastikbeutel und Seife, Creme etc. aus dem Nachttisch. Sie säubert Mutter ziemlich schnell und gekonnt. Dann nimmt sie Lappen, Handtuch und den Windeleimer mit hinaus. Kurz darauf kommt sie wieder herein. Pause)

Ich hoffe, dir ist jetzt wohler. Du kommst dir großartig vor, nicht wahr? Tut man's einmal, ist man eine Heilige. Tut man's jeden Tag, wird's überhaupt nicht zur Kenntnis genommen.

RITA Was wirst du machen, hinterher? Wenn das Begräbnis vorüber ist?

JEAN Keine Ahnung. Ich will nicht darüber nachdenken . . . Falls Mel zurückkommt, werden wir's nochmal miteinander versuchen. Nehme ich an. Es wird so lange gut gehen, wie er sich nicht an meinen unfruchtbaren Acker erinnert. Dann wird wieder das große Schweigen hereinbrechen, und zum Schluß wird er davonlaufen und weitere hundert Kisten Spülmittel oder irgendsowas bestellen. Unser Leben hat seinen Rhythmus, alles was recht ist.

RITA Habt ihr nie dran gedacht, ein Kind zu adoptieren?

JEAN Ich schon, aber er will sein eigenes. Fabrikneu und nicht second hand. Er glaubt fest an Familienleben. Hält es für ein besonderes Privileg, an sowas teilnehmen zu dürfen. *(deutet ins Zimmer)*

RITA Wenn ich mich jetzt so anschaue, frage ich mich, wo eigentlich das ganze Gefühl von damals hin ist. Es war so aufregend, mit Ted wegzulaufen. Für kein Geld der Welt hätte ich mit jemandem getauscht. Und jetzt – ich weiß nicht . . . Ich könnte natürlich nochmal mit irgendjemandem durchgehen. Es gibt ja genügend Ehemänner in der Nachbarschaft – aber ich glaube nicht, daß es ein zweites Mal funktionieren würde . . . Was habe ich sonst für Möglichkeiten?

(Lange Pause. Während Ritas nächster Sätze beginnt Mutter sich beinahe unmerklich zu bewegen. Offenbar registriert sie, daß die beiden mit mehr Verständnis füreinander sprechen.)

Wie hattest du dir das damals zwischen dir und Mel vorgestellt?

JEAN Tiefer. Einfach tiefer. Man merkt's an den Augen, stimmt's? Wenn sie erst mal über dich hinweggehen, hat's keinen Sinn mehr.

RITA Jean . . . *(Die beiden sehen sich an. Mutters Bewegungen sind jetzt deutlich wahrnehmbar.)* Da . . . Sieh mal . . .

(Mutter beginnt sich ziellos und heftig zu bewegen. Sie macht verzweifelte Versuche, zu sprechen. Sie gehen zu ihr.)

MUTTER Rita . . . Rita . . . *(Rita nimmt Mutters Hand.)* Rita, nimm du dir alles. Es ist alles für dich. Ich will, daß du es bekommst, nicht Jean. Sorge dafür, daß Jean nichts bekommt. Nicht ein Stück, hörst du. Laß es nicht zu.

RITA Ja, ja. Schon gut.

MUTTER Jean soll nichts haben. Nicht ein Stück.

RITA Nein, nein.

MUTTER Dafür mußt du mir sorgen.

RITA Ja. *(Mutter sinkt erschöpft zurück.)*

JEAN Sie weiß nicht, was sie sagt.

RITA Nein.

MUTTER Nicht ein Stück soll sie haben.

RITA Ist gut.

MUTTER Sie hat mir meine Kleider weggenommen.

JEAN Jetzt fängt *das* wieder an.

RITA Was?

JEAN Ich hab ihre Klamotten in die Mülltonne getan.

RITA Was soll das heißen?

JEAN Genau das, was ich sage . . . Ich habe ausgemistet . . . Ich hatte Mel zum Bahnhof gebracht, und als ich zurückkam, fing ich an, die Schränke auszumisten.

RITA Waren es alte Sachen?

JEAN Zum Teil . . . Bloß Kleider und Röcke und sowas. Sie hat sie doch nicht gebraucht.

RITA Ja aber . . . wieso hast du sie weggeworfen?

JEAN Sie waren im Weg.

RITA Ein paar Kleider sind doch nicht im Weg in einem Haus von dieser Größe.

JEAN Ich bin über sie gestolpert.

RITA Sie können dir nicht im Weg gewesen sein.

JEAN Herrgott, Rita, du weißt aber auch immer alles besser. Die Sachen *waren* mir im Weg. Und das seit Jahren. Sie hingen mir zum Hals raus, und ich hab sie weggeworfen. Weil sie mir im Weg waren.

RITA Warum hast du nicht gleich ihre alten Photographien zerrissen?

JEAN Ja, warum eigentlich nicht? Du hast ganz recht. Sind doch nur Staubfänger. Gehören auf den Müll. Gehören verbrannt. *(Greift nach den Photos mit Ritas Kindern. Mutter, die angespannt zugehört hat, beugt sich, soweit sie imstande ist, vor und kratzt Jeans Gesicht.)* Au! . . . Da siehst du, wie sie ist! *(Rita hält Mutter. Jean geht weg. Sie murmelt:)* Da siehst du, wie sie ist.

(Lange Pause, während derer Rita sich des Hasses zwischen Mutter und Jean bewußt wird. Jean hält sich die Stelle im Gesicht, wo Mutter sie gekratzt hat.

Mutter ist außer sich und macht armselige vergebliche Versuche, sie erneut zu kratzen. Rita hält Mutter die ganze Zeit im Arm. Schließlich gelingt es Rita, Mutter einigermaßen zu beruhigen. Sie streicht Kissen und Bettuch glatt etc. Jean hat all das mit den Augen verfolgt.)

Du hättest dasselbe getan . . . Die Schränke waren zum Bersten voll mit dem Zeug. Du konntest aufmachen, was du wolltest, Schranktüren, Schubladen – immer fielen dir irgendwelche alten, überflüssigen Lumpen entgegen . . . Mel war abgehauen. Ohne zu wissen, wohin, oder für wie lange oder was er machen würde . . . Ich konnte natürlich nicht weg. Mutter war immer seine Trumpfkarte . . . Kurz und gut, ich kam nach Hause und schmiß die Sachen raus. *(Rita geht und nimmt zwei frische Laken aus der Kommode.)* Die ganzen alten Pelze und Schuhe. Mottenzerfressene Unterwäsche. Alles wunderbare Qualität ursprünglich, aber ausgeblichen und brüchig. Man kann sowas nicht ewig aufheben. Du machst dir keinen Begriff, was da alles zum Vorschein kam. Ballkleider aus den fünfziger Jahren. Reine Seide. Wespentaille. Herrliches Material. Herrlich. Nur für die Schubladen. Niemand hat es zu sehen bekommen. Seit zig Jahren nicht. Ich habe niemals solche Sachen getragen. Nicht von dieser Qualität. Sowas ist eigentlich gar nicht zu ersetzen, aber kein Mensch wollte sie haben. Was sollte man auch damit anfangen? Sie waren aus einer anderen Zeit. Ich habe sie hinter der Garage aufgestapelt. Zum Schluß bekam sie das Rote Kreuz. *(lange Pause)*

RITA *(legt die frischen Laken zusammengefaltet aufs Bett)* Sie muß frisch gewickelt werden.

JEAN Das hat sie absichtlich gemacht.

RITA Nein, hat sie nicht.

JEAN Sie wartet, bis ich sie saubergemacht habe, und dann macht sie's wieder. Sie hat Phasen, in denen sie ganz klar bei Verstand ist.

RITA Sie kann nichts dafür. Du hast selbst gesagt, daß sie's nicht halten kann.

JEAN Zeitweise schon. Zum Beispiel jetzt.

RITA Sie kann ihre linke Seite nicht bewegen.

JEAN Das weiß ich. Ich erzähl's dir seit Wochen.

RITA Und wenn's dir nicht in den Kram paßt, vergißt du's.

JEAN Du verlogenes Aas. Du hast nichts weiter getan, als sie in liebender Erinnerung behalten. Aufgebahrt habe ich sie.

RITA Sie ist nicht tot.

JEAN So gut wie.

RITA Du hast es sehr eilig. Solange ein Mensch lebt, begräbt man ihn nicht.

JEAN Nein, wenn man weit genug vom Schuß ist, nicht. Dann braucht man's nicht.

RITA Sie muß wieder gewaschen werden.
JEAN Ich tu's nicht.
RITA Es ist aber notwendig.
JEAN Dann wasch sie. Du weißt ja, wo alles ist.
RITA Ich kann's nicht allein.
JEAN Ich hab diese Frau zum letzten Mal gewaschen.
RITA Sie muß saubergehalten werden.
JEAN Ich wasche sie nie wieder.
RITA Sie muß dich unzählige Male gewaschen haben, als du klein warst.
JEAN Sicher. Und dich auch. Also laß dich nicht abhalten. Ich guck zu.
MUTTER Rita.
JEAN Da, bitte, sie verlangt nach dir. Sie hat seit Wochen auf dich gewartet. Genau wie vor deiner Geburt. Du warst lange überfällig. Sie dachte, du würdest überhaupt nicht mehr kommen. Wir haben beide auf dich gewartet . . . Und wo warst du? Im warmen Nest. Wo dir nichts passieren konnte. Wo du nicht zu erreichen warst. Und wir konnten warten und warten. Wir wußten, irgendwann würdest du kommen, die Frage war nur, wann . . . Sie hat dagelegen – ans Bett gefesselt . . . wie ein Fesselballon – und auf dich gewartet.
RITA Ich habe meine Mutter immer geliebt.
JEAN Oh, davon bin ich überzeugt.
MUTTER Rita.
RITA Wenn's auch nicht immer leicht war.
JEAN Nein, das war's nicht.
RITA Ich habe ihren Tod nicht herbeigesehnt. Ich habe ihr nie in Gedanken das Grab geschaufelt.
JEAN Nein, du nicht. Aber ich. Während du Ringelreihen gespielt hast, habe ich hier gesessen und ein großes Ereignis vorbereitet. Und weißt du, wer mir Gesellschaft geleistet hat? Schwarze Pferde und blankes Messing. Und Männer mit Zylindern waren bei mir. Und dunkle Spitzenschleier und Kränze und Schleifen und schwarzumrandete Einladungskarten. Ich habe es bestens organisiert, ganz im Stil von jemandem, der reinseidene Strümpfe und Nappahandschuhe gewohnt war. Es wird Whiskey und hausgeräucherten Schinken geben bei diesem Fest. Es wird keine poplige Angelegenheit werden, wie manche, von denen ich erzählen könnte. Oh Gott, ich wünschte, sie würde sich beeilen und sterben. Ich will endlich was anderes tun.
RITA Ich hole das Wasser. Ich hol ein neues Stück Seife und ein paar saubere Handtücher. Ich hab Öl und Babypuder mitgebracht . . . Das obere Betttuch muß auch gewechselt werden.
JEAN Du weißt, wo du eins findest.
RITA Ist ein frisches Nachthemd da?

JEAN Ja.

RITA Ist eine Waschschüssel im Bad?

JEAN Ja.

(Rita geht hinaus. Mutter und Jean sehen sich unverwandt an. Rita kommt mit einer vollen Waschschüssel, Waschlappen und Seife zurück.)

RITA Komm, Mami.

(Setzt die Schüssel ab. Sie nimmt Babyöl und Babypuder aus ihrer Tasche, lehnt Mutter gegen das Kissen, wäscht ihr das Gesicht und trocknet es ab. Dann beginnt sie, ihr das Haar zu kämmen.)

Ich glaube, das strengt sie zu sehr an.

(Schaut Mutter ins Gesicht. Sie streicht ihr das Haar zurück, während sie eine Hand festhält. Mutters Kopf ist zurück auf das Kissen gesunken. Schweigen. Mutter stirbt. Ihre Zunge tritt heraus. Jean hat sich in der Zwischenzeit abgewandt und das Geschehene nicht mitbekommen. Rita ist einen Augenblick lang still.)

Jean, sie ist tot.

(Jean dreht sich um. Die beiden sehen sich an.)

Sie ist tot . . . *(leise)* Sie ist tot.

(Ergreift wieder die Hand der Mutter und beginnt leise zu weinen. Sie nimmt Mutter in die Arme und wiegt sie sanft hin und her. Jean sieht ihr eine Weile zu.)

JEAN *(ruhig)* Sie ist tot.

(Schließlich setzt sie sich hin, sehr schweigsam und bekümmert. Nach einer langen Pause steht Rita vom Bett auf, bettet Mutters Kopf auf das Kissen und legt ihre Hände unter die Decke. Sie geht auf Jean zu.)

RITA Jean . . .

JEAN *(sehr leise, beinahe getrieben)* So ist es also.

RITA *(kniet bei Jeans Stuhl, berührt Jean am Arm, braucht die körperliche Nähe)* Jean.

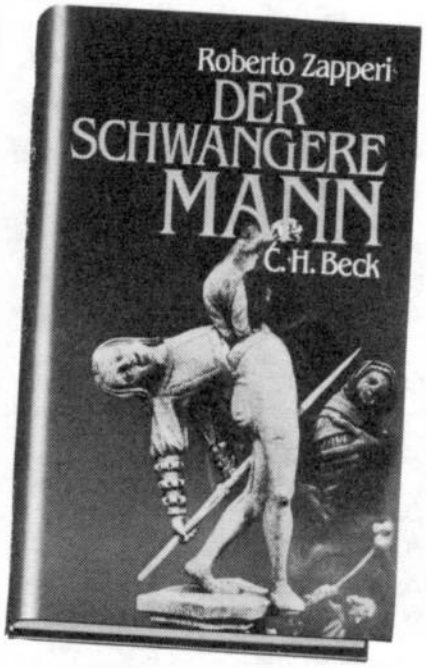
(Jean steht auf, schiebt Ritas Hand weg, aber nicht heftig. Sie geht zum Bett, faltet die beiden Laken auseinander, die Rita dort hingelegt hatte, und breitet eins über die untere, eins über die obere Hälfte des Bettes. Mutter ist nicht mehr zu sehen. Jean steht und starrt vor sich hin. Rita schaut auf sie.)

JEAN Das war es nun. Das war es, was ich mir gewünscht habe. *(Pause)* Und was ist jetzt?

(Rita versucht zu antworten, bringt aber nur ein armseliges Achselzucken zustande. Jean geht aus dem Zimmer. Rita ist mit der Toten allein.)

Deutsch von Ursula Lyn

Neue Bücher zur gesellschaftlichen Gegenwart



Roberto Zapperi
Der schwangere Mann
Männer, Frauen und die Macht
1984. 283 Seiten mit 20 Abbildungen.
Broschiert DM 29,80
ISBN 3406096786

Am Anfang war Adam, aus dem Eva geboren wurde. So lehrte es die Kirche und begründete damit den Herrschaftsanspruch des Mannes über die Frau. Über das Paradoxe dieser Begründung machte sich die Volksüberlieferung lustig, indem sie den Anspruch wörtlich nahm und den schwangeren Mann schuf. In dieser Figur wird ein Konflikt ausgetragen, der heute gewiß nicht beigelegt ist, der Kampf um Männermacht und weibliche Potenz.

Johanna Beyer/Franziska Lamott/
Birgit Meyer (Hrsg.)
Frauenhandlexikon
Stichworte zur Selbstbestimmung
1983. 359 Seiten mit 27 Abbildungen.
Broschiert DM 24,–
ISBN 3406090486

C. H. Beck München

Hansjörg Schneider: Wüstenwind. *Tagebuchartige Texte, Notizen, Beobachtungen über unsere Zeit und Gegenwart, die über die persönliche Situation eines einzelnen hinausweisen. 210 Seiten, 24.–* **Emil Zopfi: Lebensgefährlich verletzt.** *Nachforschungen über den Unfalltod seiner Mutter: Die Identitätsfindung des Sohnes und zugleich das Zeitbild der fünfziger Jahre in einem ländlichen Industrieort. 270 Seiten, 28.–* **Niklaus Meienberg: Reportagen aus der Schweiz.** *Berichte gegen helvetische Selbstgerechtigkeit und vorgetäuschte Harmlosigkeit. 240 Seiten, 24.–* **Rudolf M. Lüscher: Einbruch in den gewöhnlichen Ablauf der Ereignisse.** *Aufsätze, Essays und Glossen, die den zementierten Fortgang der Ereignisse unterbrechen. Etwa 320 Seiten, ca. 38.–* **Mathias Knauer und Jürg Frischknecht: Die unterbrochene Spur.** *Antifaschistische Emigration, Illegalität und Widerstand in der Schweiz. 276 Seiten, 32.–* **Martial Leiter: Klärstriche.** *Politische Zeichnungen – Lachen als Therapie, Atemholen, Lockerungsübungen gegen das Versteinern. 150 Seiten, 28.–.*

Gesamtverzeichnis anfordern!

Limmat Verlag

Quellenstrasse 25, 8031 Zürich

Die Frau in der Gesellschaft

„Man wird erst wissen, was die Frauen sind, wenn ihnen nicht mehr vorgeschrieben wird, was sie sein sollen." ROSA MAYREDER

Bd. 3746/DM 7,80 Bd. 3712/DM 9,80 Bd. 3716/DM 8,80 Bd. 3726/DM 12,80 Bd. 3742/DM 9,80

Bd. 3705/DM 7,80 Bd. 3735/DM 7,80 Bd. 2260/DM 12,80 Bd. 3739/DM 7,80 Bd. 3709/DM 7,80

Bd. 3738/DM 12,80 Bd. 1857/DM 6,80 Bd. 3733/DM 6,80 Bd. 3741/DM 9,80 Bd. 3725/DM 11,80

Bd. 3745/DM 14,80 Bd. 3748/DM 8,80 Bd. 3732/DM 8,80

Irene Böhme
Entschuldige, daß ich dich geboren habe

Das Thema »Mutter-Tochter« ist Verführung zur Lüge. Gescheit, wer die Aussage verweigert. Denn hier gibt es keine Wahrheit. Objektiv betrachtet wird es langweilig und ebenso unwahr wie mit dem durch Liebe oder Haß getrübten Blick. Die Mutter par excellence, die Tochter par excellence gibt es nicht. Gemeint ist immer eine bestimmte Person. Gemeint ist vorwiegend die eigene Mutter, die eigene Tochter.

Die Segnungen der Frauenemanzipation bescheren uns dieses Thema. Erneut dieses Thema. Seit »Medea« dieses Thema. Schule, Militär, Staat, die Gesellschaft ganz allgemein und der Vater ganz besonders wurden seit Generationen für schuldig befunden, daß Menschen so sind, wie sie sind. Nun kommt die Mutter dran. Die Erbsünde feiert Auferstehung. Schließlich war es Eva, die den Apfel vom Baum der Erkenntnis pflückte. Wenn heute Frauen an allen Fronten um ihre Rechte kämpfen, dann wollen sie auf ihr Recht an Schuld nicht verzichten. Wohlan: überall, wo es menschliches Leben gibt, war eine Frau beteiligt. Folglich: überall, wo es menschliches Versagen gibt, hat die Mutter Aktien daran.

Wird man als Frau geboren, ist man Tochter und wird mit Wahrscheinlichkeit später Mutter. Normalerweise trifft beides den Menschen unvorbereitet. Die Biologie schlägt zu. Erhaltung der Art. Es bedarf einiger Anstrengung, sich diesem biologischen Gesetz zu entziehen. Wenig Anstrengungen sind nötig, läßt man der Natur ihren Lauf. Wohl deshalb gilt Muttersein als natürlich. Was als »natürlich« gilt, braucht nicht erlernt zu werden, entzieht sich der kritischen Bewertung. Was als »natürlich« gilt, das wechselt mit der Zeit. In manchen Zeiten wechselt es häufiger als die Generationen. Gesellschaftliche Strukturen und Moden stempeln die Verhaltensnormen bei »der Aufzucht der Brut«, konfrontieren den Menschen – vorwiegend die Frau und Mutter – unablässig mit neuen Erkenntnissen. Was gestern richtig war, gilt heute als falsch, die Frau wird ins Unrecht gesetzt, man zeiht sie der Un-Natur. Kein Fachgebiet scheint so chancenreich für Versagerquoten wie dieses. Kein Fachgebiet, in dem die Erfolgsquoten so wenig kalkulierbar sind wie in diesem. Treffer ähneln einem Lottogewinn. Man hat es sich nicht ausgesucht, das Kind dieser Mutter zu sein, die Mutter dieses Kindes zu sein; die Natur schlägt zu, und lebens-

länglich ist man aneinander gekettet. Von der Wiege bis zur Bahre die Gelegenheit, Fehler zu machen. Fehler, die selten korrigierbar sind, die wie Phönix aus der Asche immer wieder emporsteigen . . . bis daß der Tod euch scheide.

Was in einer aufgeklärten Gesellschaft gilt, hier gilt es nicht: das Recht der freien Partnerwahl. Selbst wenn man sich kein Bild von dem Menschen gemacht hat, der da geboren wird, der erste Blick auf das Neugeborene ist immer ein kritischer: So siehst du also aus, mit dir werde ich leben müssen. Ebenfalls mit dem ersten Blick beginnt die Suche nach den Vorzügen des neuen Partners, schließlich will man es gut getroffen haben. So nahe sich Mutter und Kind kurz nach der Geburt noch sind, erste Fremdheit kommt auf. Der andere Mensch, soeben noch Teil des mütterlichen Körpers, behauptet umgehend seine Eigenständigkeit, stellt Ansprüche, fordert Unterordnung. Zwei Menschen, die nichts voneinander wissen, müssen eine Bindung akzeptieren. Sie haben keine Wahl. Das Naturgesetz will es so. Nur bei Tieren wird anerkannt, daß eine Mutter ihr Junges nicht annimmt. Die Gesellschaft, nicht das Naturgesetz, verlangt, daß der Mensch seine Brut aufzieht, daß die Brut später ihren Erzeuger ernährt.
Im unfreiwilligen Zusammenleben gibt es zahlreiche Trennungsversuche. Ausreißer, Aussteiger aus dem elterlichen Milieu, das kennt man von einem bestimmten Alter an. Rausschmisse ebenfalls: »Solange du die Beine unter meinen Tisch steckst, bestimme ich. Füge dich oder verschwinde!« Mit hoher Wahrscheinlichkeit empfindet das Kind die Last des mütterlichen Partners lange vor der Pubertät.

Erste Abschweifung ins Individuelle
Mit drei Jahren beschließt meine Tochter, sich eine andere Mutter zu suchen. Mit kaltem Blick schaut sie auf mich, packt in ihren Puppenwagen Dinge, die sie für lebensnotwendig hält, unter anderem ein Kleid von mir. »Das schenke ich meiner neuen Mutter, damit sie mich gleich lieb hat.« Aufgeklärt, wie ich bin, beschließe ich, die Dreijährige müsse durch Erfahrung belehrt werden. Ich lasse sie mit ihrem Puppenwagen losziehen. Ich beobachte, wie das Kind auf der Straße Frauen anspricht, wie es sich immer weiter von der elterlichen Wohnung entfernt, wie es sich später im Großstadtgewimmel nicht mehr zurechtfindet. Bevor das Kind verzweifelt, greife ich ein. Ich verspreche, ihr zu helfen, damit sie eine neue Mutter findet. Am nächsten Morgen erklärt jede von uns der Kindergärtnerin, daß wir uns trennen wollen. Jede bittet, die Kindergärtnerin möge bei der Suche nach einer neuen Mutter behilflich sein. Vier Tage hole ich meine Tochter zu dem spätesten Zeitpunkt vom Kindergarten ab. Jeden Abend sitzt das Kind allein als letztes da. Am vierten Abend umarmt mich die Tochter, sie akzeptiert,

daß sie keine Wahl hat. Ich bin zufrieden, weil ich einen emotionalen Vorgang mit kühlem Kopf absolvierte. Bis heute weiß ich nicht, was ich meiner Tochter mit dieser »Ochsentour« möglicherweise antat. Es scheint, meine Erziehungsmethode ist erfolgreich, denn spontane Ausbruchsversuche finden nie mehr statt. Wir wissen fortan, wie die Dinge liegen, und können sogar bis zu einem gewissen Grade miteinander darüber sprechen, daß einer den anderen von Zeit zu Zeit gern verlassen würde. Das wird wichtig, als meine Tochter mit 14 Jahren wünscht, in eine Internatsschule zu gehen. Sie ist davon überzeugt, im Elternhaus störe sie nur. »Einer ist hier zuviel« wird zu ihrer täglichen Parole. Nach allen Regeln der Vernunft vereitele ich dieses verständliche Begehren: Vor Schwierigkeiten dürfe man nicht kapitulieren, Flucht sei keine konstruktive Haltung, nur wer sich widrigen Lebensumständen stelle, habe die Chance, seine wirklichen Freiräume zu finden. – Heute wüßte ich diesen Vorgang auf einen einfacheren Nenner zu bringen: Mitgegangen, mitgefangen, mitgehangen.
Mein unterkühlter Umgang mit dem Lebenspartner Kind, von dem man sich nicht trennen kann wie von Freunden, Ehepartnern, Arbeitsplätzen, Wohnorten und sogar von Heimatländern, mein unterkühlter Umgang kommt aus frühkindlicher Erfahrung. Zuwider ist mir, seit ich denken kann, der emotionale Ausbruch der Mutter: »Ich renne weg – Das halte ich nicht aus – Vier Kinder und kein Vater – Ich stecke dich ins Heim – Womit habe ich das verdient!« Nicht eine dieser mütterlichen Drohungen war ansatzweise ernst gemeint. Gerade das machte sie mir so suspekt. Das Spiel mit Gefühlen empfand ich als Horror. So beschloß ich – wie wohl fast jede Tochter –, eine andere Mutter zu werden als meine Mutter. Die Frage »Womit habe ich das verdient?« sollte mir nie über die Lippen kommen. Sehr früh erkannte ich, daß es auf diese dumme Frage keine Antwort gibt.
Ende der Abschweifung.

Nicht jede Mutter, nicht jedes Kind akzeptiert die Mutter-Kind-Bindung als unabänderlichen Tatbestand. Schließlich werden Säuglinge zur Adoption freigegeben oder ausgesetzt, schließlich gibt es Heimkinder, darunter Kinder, die das Heim dem Elternhaus vorziehen. Den alltäglichen Belastungen entzieht sich der Mensch so möglicherweise, dem Problem entkommt er dennoch nicht. Im Jahre 1934 gab eine unverheiratete Lehrerin ihre neugeborene Tochter zur Adoption frei. Das Mädchen wuchs bei Pflegeeltern auf. Die Mutter heiratete später, gebar drei weitere Kinder, verlor den Mann im Krieg, brachte ihre Familie durch. Eines Tages steht eine 47jährige Frau vor ihrer Tür: »Ich bin deine Tochter!« Wenn einiges im Leben der 47jährigen schief oder quer gelaufen ist, die Mutter, die ihre Tochter zum zweiten Mal sieht, kann Anteile davon auf ihr Schuldkonto buchen. Geht man sich aus dem Weg – genauer: gabeln sich die Lebenswege –, was von einem bestimm-

ten Zeitpunkt an üblich ist, schmort der Konflikt. Nur Traumtänzer meinen, er sei gelöst. Ein gemeinsamer Urlaub, zehn Tage in einer gemeinsamen Wohnung genügen, um Mutter und Tochter bewußt zu machen, nichts an dem komplizierten Verhältnis zueinander hat sich geändert.
So paradox es klingt, beste Chancen haben die Adoptiv- und Pflegemütter. Es ist ihr freier Entschluß, dieses Kind aufzuziehen. Das Kind erfährt, diese Mutter erwählte es. Das Kind kann ebenfalls entscheiden, ob es diese Frau als Mutter akzeptiert. Kein Zwang, sondern eine zeitweilige Notwendigkeit bestimmt das Verhältnis. Stellt sich heraus, Mutter und Tochter können nicht gut miteinander umgehen, kann die Partnerschaft als Übergangssituation betrachtet werden, lebenslänglich ist man nicht aneinander gefesselt.

In keine Sache der Welt investiert der Mensch so viel wie in das Kind. Wer drei Kinder großgezogen hat, kann auf sie zeigen und sagen: Dort läuft unser Einfamilienhaus. Dabei drückt die materielle Investition am geringsten. Ihr ist zwar nicht zu entgehen, wie allem, was mit der »Aufzucht der Brut« zu tun hat, sie ist jedoch weitgehend kalkulierbar. Überschreitet sie das kalkulierte Volumen, empfindet das fast jeder als ungerecht. Muß beispielsweise, wie kürzlich ein Gericht beschloß, der pensionierte Vater für seine 40jährige Tochter Unterhalt zahlen, oder muß eine erwachsene Tochter für die Schulden ihrer Mutter aufkommen, ist das schwer zu begreifen. Der Gesetzgeber verordnet einerseits, daß der Mensch vom 18. Lebensjahr an voll für sich verantwortlich ist, schiebt gleichzeitig jedoch die Verantwortung dem Verwandten ersten Grades zu. Lebenslänglich tickt also die Zeitbombe.
Schwerer als die Investition an Geld wiegt die Investition an Zeit. Sie übersteigt das Volumen, das der Mensch freiwillig zur Verfügung stellen würde. Es zählen weniger die gern zitierten schlaflosen Nächte am Krankenbett, es zählt, daß der Mensch – vorwiegend die Mutter – überhaupt nicht Herr seiner Zeit ist. Das Kind kann grundsätzlich zu jeder Stunde Ansprüche stellen, denen sich niemand entziehen darf. Genauso zählt, daß die Mutter rigoros über die Zeit des Kindes verfügt. Schon im frühen Alter wehrt sich das Kind dagegen. Es weigert sich, sein Spiel zu unterbrechen, den Spaziergang fortzusetzen, zu essen, den Mülleimer in dieser Minute herunterzutragen, den Küchenabwasch sofort nach dem Essen zu erledigen, am Sonntag Verwandte zu besuchen. Trotz Protest, das Kind unterliegt der elterlichen Gewalt. Zwei Menschen bedrohen auf diese Weise einander täglich. Sie spüren ihre Unfreiheit. Wiederum wissen sie nicht, wie diesem Zwang zu entkommen wäre. Der läppische Versuch, jeder könne es halten, wie er wolle, brauche sich um den anderen nicht zu scheren, erweist sich nach wenigen Tagen als untauglich. Verschärfend kommt hinzu, daß beide Partner meist in gutem Glauben handeln, Böswilligkeit selten unterstellt werden

kann. So würgt der Zeitknebel täglich. Zuneigung wird abgedrückt durch fortgesetzte Eingriffe in die individuelle Sphäre, das Freiheitsgefühl des Menschen wird verletzt. Vieles, was Mutter oder Tochter durchaus bereit wären, freiwillig zu tun, es wird zu einem bestimmten Zeitpunkt diktatorisch gefordert. Dieses »Du mußt«, es wirkt zerstörerisch. Vernunft und guter Wille, diese alten Hausrezepte, täuschen nicht darüber hinweg, daß tagtägliche »Sachzwänge« als Kette von Opfern empfunden werden.

Zweite Abschweifung ins Individuelle
Seit den ersten Schultagen kämpfe ich mit meiner Mutter um zeitliche Freiräume. Irgendwann sagt sie zum ersten Mal: »13 Uhr ist die Schule aus, also bist du 13.30 Uhr zu Hause.« Ich komme später. Ich werde belehrt, daß die ganze Familie mit dem Mittagessen auf mich warten muß. Von nun an wird mir beim Verlassen des Hauses grundsätzlich eine Zeit mitgeteilt, zu der ich zurückzukehren habe. Niemals halte ich mich daran. Ich kann nicht pünktlich sein, alles wehrt sich in mir gegen diese Bevormundung. Älter geworden, werde ich gefragt, wann ich heimzukehren gedenke. Auch diese Auskunft verweigere ich, häufig mit unangemessenen, frechen Bemerkungen. Ein Komplex hat sich entwickelt. In meiner Privatsphäre gebe ich keine stimmigen Auskünfte über den Umgang mit meiner persönlichen Zeit. Für meinen Ehemann wird das nie zum Problem. Er belächelt diese Attitüde. In zwanzig Jahren versucht er kein einziges Mal, mich auf eine Uhrzeit festzunageln, und erlebt infolgedessen nie eine Enttäuschung. Anders ergeht es meiner Tochter. Seit sie sprechen kann und die Uhr kennt, traktiert sie mich mit der täglichen Frage: »Wann kommst du nach Hause?« Bin ich nicht auf der Hut und gebe einen Zeitpunkt an, komme ich garantiert später. Meine Tochter hat die Rolle meiner Mutter übernommen. Offensichtlich kann sie nicht anders. Offensichtlich muß ich sie – wie unter Zwang – auf die gleiche Weise verletzen, wie ich früher meine Mutter verletzte.
Einmal, in der Pubertät, versuche ich mich selbst zu besiegen, diesen Teufelskreis zu durchbrechen. Ohne es anzukündigen, entschließe ich mich, einen Monat lang dem Zeitdiktat meiner Mutter total zu folgen. Täglich bäumt sich etwas in mir auf, täglich besiege ich es, wohl deshalb, weil ich mir selbst diese Fessel angelegt habe. Nach diesen vier Wochen kehre ich zur alten Laxheit zurück, und es gibt ein Familiendrama wie nie zuvor. Mein Opfer hat niemand bemerkt. Ich beschließe nun endgültig, solche Zugeständnisse lohnen sich nicht.
Ende der Abschweifung.

Wer hofft, die Investition, das Opfer, schlüge irgendwann zu Buche, würde überhaupt bemerkt, der irrt. Wer buchhalterisch denkt, wird enttäuscht werden. Logik gilt hier nicht. Denn der Partner ist nicht befähigt zu erken-

nen, was der andere einbringt. Jedenfalls nicht dann, wenn es gerade geschieht. Was gegeben wird, es wird als Selbstverständlichkeit genommen. Mutter und Tochter können einander auch nicht darauf aufmerksam machen. Jedes Gespräch darüber gerät zur kaum kaschierten Anklage. Deshalb pflastern unausgesprochene Vorwürfe den gemeinsamen Lebensweg, lagern sich im Unterbewußtsein ab, wuchern dort krebsartig. Das Schuldkonto des Partners wächst auch ohne dessen Zutun. Jeder arbeitet am Schuldenberg des anderen und hofft vergeblich auf den Tag des Ausgleichs. Die Mutter hofft zusätzlich, daß sich das Kind eines Tages ihrer Opfer würdig erweisen wird. So setzt sie ihr Kind unter Erfolgszwang. Sich selbst bringt sie damit in die Lage des lebenslänglichen Zensors. Das geringste Anzeichen für Erfolg oder Mißerfolg, Glück oder Unglück im Leben der Tochter löst bei der Mutter unangemessene Reaktionen aus. Sie lobt, preist, prahlt, sie schimpft, jammert, heult . . . und die Gründe dafür sind oft banal. Stellvertretend hat die Mutter lebenslänglich Versagensängste. Kein Wunder, sie mißtraut ihrem eigenen Produkt, kennt sie doch dessen Schwächen so gut wie sonst niemand. Sie mißtraut damit sich, ihrer erzieherischen Kompetenz, von der wiederum nur sie genau weiß, wie unzureichend diese war. Gerade weil Enttäuschungen die primäre Erfahrung des Mutterseins sind, stilisieren so viele Mütter aus nichtigem Anlaß ihre Nachkommen zu »Wunderkindern«. Sie suchen nach Beweisen dafür, wollen sich selbst davon überzeugen, daß die mütterlichen Investitionen nicht umsonst waren.

Dritte Abschweifung ins Individuelle
Meine Großmutter, die in der Nachkriegszeit vier Enkel aufzog, verweigerte sich der humanistischen Denkungsart, sie erhoffte nichts. Sie lehnte es ab, aus ihrem Herzen eine Mördergrube zu machen. Sie opferte sich auf und prügelte seelisch wie körperlich auf die Enkel ein. Auf Dankbarkeit rechnete sie nicht: »Ich wünsche, daß es dir deine Kinder auf Heller und Pfennig heimzahlen.« Ihre Flüche sind eingetroffen.
Ende der Abschweifung.

Zu den vielen Unfreiheiten und Zwängen gesellt sich erdrückend das Diktat der Liebe. Vom ersten Tage an hat man einander zu lieben und nichts als zu lieben. »Ich habe langes und breites von einer sogenannten Blutliebe schwatzen gehört«, sagt Franz in Schillers »Die Räuber«. Er fragt weiter: ». . . warum hat er mich gemacht? doch wohl gar aus Liebe zu mir, der erst ein Ich werden sollte? Hat er mich gekannt, ehe er mich machte? Oder hat er mich gedacht, wie er mich machte? Oder hat er mich gewünscht, da er mich machte? . . . Kann ich eine Liebe erkennen, die sich nicht auf Achtung gegen mich selbst gründet?«
Kein vernünftiger Mensch kann das zu seiner Maxime machen. Dennoch

wird es vom Tag der Geburt an von allen Beteiligten gefordert. Wer Zweifel anmeldet, wird mit Acht und Bann belegt. Kaum jemand wagt, seine Zweifel zu äußern. Einsam bleibt jeder mit seinen wahren Empfindungen. Die Existenz des Hasses, des Bruders der Liebe, wird geleugnet. Die Kritik, ein Zeichen der Liebe, ist verboten. Mit wachsender Befangenheit bemerken Mutter und Tochter, wie fremd sie einander bleiben, obwohl sie sich soviel Mühe geben. Das versuchen sie voreinander zu verbergen. Befreiend sind deshalb jene Momente, in denen der lang unterdrückte Haß ausbricht. Sie können zur Geburtsstunde einer freien Liebe werden, verzichten die Partner fortan darauf, Liebe als ihr einklagenswertes Recht zu fordern.
Die lebenslängliche Liebe, die lebenslängliche Abkehr, beides sind unrealistische Anmaßungen. Die Natur fordert ihren Tribut. Die gesellschaftliche Konvention fordert ihren Tribut. Eine Chance hat möglicherweise, wer anerkennt, daß er mit seiner Geburt zerstörerisch in das Leben der Mutter eingreift. Eine Chance hat möglicherweise die Mutter, die anerkennt, daß die Geburt eines Kindes keine besondere Tat ist, daß dem Kind damit überhaupt kein Dienst erwiesen ist. Zu dieser Rigorosität gegen sich selbst ist der Mensch offensichtlich nicht fähig. Leichter fällt ihm, den Schuldigen für eigenes Versagen anderswo zu suchen. Beispielsweise in der Mutter. Beispielsweise im Kind. Dank der Emanzipationsgelüste der Frauenbewegung rückt die Mutter als Heros oder Schandbild erneut ins Blickfeld. Ein Uralt-Thema, trächtig an Mißverständnissen und geeignet für endlose Debatten.

Vierte Abschweifung ins Individuelle
An meine Mutter: Entschuldige, daß ich geboren bin.
An meine Tochter: Entschuldige, daß ich dich geboren habe.
Ende der Abschweifung.

Sylvia Kade
Der verlorene Sohn

Nichts ist so fern wie meine eigene Pubertät, die ersten selbständigen Schritte heraus aus der Allmacht und dem Schutzraum der Eltern, die Zeit, in der ich nichts konnte und alles wollte und mir beides schmerzlich bewußt wurde. Zerrissen zwischen heimlichem Lesen, das einem Verschlingen von Welt glich, und der Unfähigkeit, an dieser teilzunehmen. Zerrieben zwischen dem Wunsch, auf jeden mir Fremden zuzugehen, und dem, bei dem ersten schon zu verstummen. Aufgerieben durch das Verlangen nach einem anderen, der mich versteht, und endlos umgeben von den falschen. Getrieben von einer Sehnsucht, die ziellos und unstillbar war.

Ich wollte einmalig sein und keinem gleich und doch von allen geliebt dazugehören. Nur im Ruhm ist beides vereint, aber Ruhm ist kein Ziel. So habe ich alles ausprobiert, gemalt, geschrieben, Stücke entworfen, den Versuch nach einem Tag aufgegeben, Pläne verworfen, die Seite nicht weitergeschrieben. Habe auf Einmaligkeit gepocht, um mich abzugrenzen, und dennoch jeden nachgeahmt. Bin heimlich in Ausstellungen gegangen, um bei anderen was abzugucken, habe Kunstpostkarten kopiert, in der Manier anderer geschrieben und manchmal einfach abgeschrieben. Je mehr mir mein Dilettantismus bewußt wurde, um so mehr habe ich den Satz gehaßt, daß Kunst von Können komme. Die Ungeduld ließ keinen Umweg zu.

Gleichaltrige mußte ich meiden, solange das Gesetz des Stärkeren galt, nichts als Kraft und vitale Fähigkeiten zählten, durch die ich als Frau auf erotische Anziehung reduziert wurde und in mühsamer Selbstinszenierung pure Natur vorzutäuschen hatte. Bald schon war ich verschrien als eine, die redet, die sich durch Reden dem unmittelbaren Zugriff entzieht.

Ältere, unter Ausschluß der Eltern, habe ich aus der Ferne verehrt, ihr Können bewundert, das so selbstverständlich inszeniert wurde, als sei es nie gelernt worden. So habe ich die Schriftzüge meiner Mutter kopiert, den Tonfall der Rede und die Eleganz der Gesten von Älteren nachgeahmt. Bin immer in eine zweite Haut geschlüpft, durch die das Gehen schwerfiel; das Reden und selbst schon das Angesehenwerden wurde zur Tortur, denn nichts war selbstverständlich, alles neu und noch einzuüben: Peinlichkeiten überall.

Allmählich jedoch lernte ich mich durch die Augen der anderen zu sehen,

habe das Ungenügen begreifen gelernt, keinen Zugang zu irgendjemand, zu irgendetwas zu haben, habe die Einsamkeit desjenigen erfahren, der erwachsen werden soll. Zu spät habe ich vollzogen, daß eine Umkehr verbaut war, hoffte auf Rettung durch andere, wollte verrückt werden, um nichts mehr fühlen zu müssen, verfiel der Lähmung und tat nichts mehr. Das Bewußtsein, daß ich allein für mich verantwortlich sei, war ein Schlag, den ich nie ganz verwunden und nur langsam verdrängt habe.

Und dann mein Sohn: vollkommen unerwartet trifft mich die Pubertät meines Kindes, reißt alte Wunden auf, die längst vernarbt, wenn auch nicht ausgeheilt schienen. Mit seiner Angst vor dem Großwerden kommt meine wieder hoch und peinigt mich wie nichts und niemand sonst. Und nicht nur das, mit mir ist eine ganze Welt angetreten, die Angst des Kindes vor dem Großwerden zu vergessen. Wie soll mein Sohn zu sich halten, in einer mutter- und vaterlosen Welt, die vor allem die eigene Angst vergessen will? Liebe wäre, die Angst des Kindes nicht zerschlagen zu wollen, die Angst des Kindes im anderen anerkennen zu können. Statt dessen kehren wir den Jungen stets die tote Seite zu, um das Lebendige und die Aufforderung, die aus diesem erwächst, von uns abzuwehren.

Die selbstverständliche Nähe zu meinem Sohn ist plötzlich aufgehoben, die Zeit, in der seine und meine Wünsche noch weitgehend übereinstimmten, in der die Kontrolle über seinen Expansionsdrang noch nahezu absolut und die Möglichkeit zu trösten durch eine Umarmung gegeben war, ist endgültig vorbei. Ich träume, daß er davonfliegt, und erwache mit Herzklopfen.

Er grenzt sich ab, reflektiert auf sich selbst und schließt andere aus, er übt Kritik und sucht nach Ersatz für Verlorenes, er expandiert und probiert aus, wechselt Rollen und Freunde, sucht nach Neuem, und als er innehält und um sich schaut, ist weder vor noch hinter ihm ein Ufer in Sicht: er ist mit 14 Jahren allein.

Er grenzt sich ab, zunächst ganz gegenständlich, räumlich, körperlich. Er schließt sich in seinem Zimmer ein, verbirgt das, was ihm wichtig ist, vor meinem Zugriff und verhüllt seine Nacktheit vor meinem aufdringlichen Blick, noch bevor der erste Flaum sich bemerkbar macht. Er verschließt seine Gedanken vor mir und unterbricht mein ewiges Fragen: Du machst mich immer so komisch an. Dann wirft er das alte Kindergerümpel fort, alles das, wodurch ich glaubte, ihn einmal erfreut zu haben – ein leeres Zimmer, das ist sein Wunsch. Sein Realitätssinn gegen meine Pietät, sage ich mir und glaube es nicht.

Mit Ekel weist er meine Berührungen, angewidert meine Idealisierungen zurück: Du übertreibst immer so, du bist die einzige, die mich überschätzt. Nicht mehr tauge ich als Alleswisserin, die ihm die Welt enträtselt hat: Früher dachte ich, du wüßtest alles, sagt er, und Zweifel breitet sich aus.

Alleingelassen mit dem prüfenden Blick ins eigene Spiegelbild, empfindet er

Selbstekel, wird überfallen von dem Gefühl der eigenen Häßlichkeit, kämpft hiergegen mit Fratzenschneiden an und fühlt sich schließlich wie ein »Schlammhaufen«, von Fäulnis bedroht. Ungestreichelt verliert er den Kontakt zu seinem Körper, empfindet diesen als schmerzend und unberechenbar.

Mit dem Blick in den Spiegel gerät nun auch die Vergangenheit auf neue Weise in den Blick: er will wissen, wie es früher einmal war, betrachtet alte Fotos, durchwühlt Briefe der Eltern und überprüft die Vergangenheit, die früher für ihn reine Gegenwart war. Über Nacht gerate ich ins Schußfeld seiner Kritik, indem er mir mit großer Logik und Unnachsichtigkeit alle meine Schwächen und Inkonsequenzen nachweist, und dies mit der Sicherheit desjenigen, der das schon immer wußte, aber erst jetzt als Urteil formulieren kann. Manches jedoch klingt wie ein Echo, das nur noch rächend nachhallt und aus Zeiten stammt, in denen er zu abhängig war, um protestieren zu können. Er kritisiert mich mit einer Vehemenz, um die ich ihn beneide, wie ich mir eingestehen muß. Das hätte ich einmal wagen sollen, denke ich und auch: Hätte ich es doch zur rechten Zeit getan! Statt dessen begann ich meinen Rückzug in ein geheimes Leben, aus dem kein Widerstand, keine Kritik und auch sonst nichts mehr nach außen drang. Der Neid bricht durch, die Chance zum Widerstand am rechten Fleck verpaßt zu haben. Ich schwanke zwischen dem Wunsch, daß mein Kind es einmal besser machen soll, und dem gegenläufigen mißgünstigen Gefühl, daß ihm nicht gegönnt werden kann, was mir nicht gewährt worden ist. Manchmal auch bin ich einfach empört über die Gnadenlosigkeit seiner Kritik, ein andermal gebe ich auf, ermattet im Kampf gegen ihn: So mach doch, was du willst!

Kleinlaut muß ich mir eingestehen, daß die Kritik fast stets berechtigt ist, selbst mein Vorwand der Sorge um ihn eher fesselnd denn nützlich ist.

Bei all meinen Kämpfen um ihn, im Namen seiner Interessen, für seine Zukunft, kommt mir der Erfahrungsüberschuß von Erwachsenen dazwischen, für die nichts mehr neu ist, alles schon einmal da war, die das Staunen verlernt haben und für die Erwartungen nur dazu taugen, alles Neue abzuschlagen, das Lebendige abzutöten und Lernen zu verhindern. Anstatt das Naive, Mutwillige meines Sohnes zu achten, der fast alles zum ersten Mal erlebt, noch nicht gelernt hat, sich mit den Augen der anderen zu sehen, und noch Gefühle herausläßt, ohne zu ahnen, daß sie im selben Moment gefangen und zurechtgebogen werden, habe ich ihm nur die Besserwisserei und Mutlosigkeit der Älteren entgegenzusetzen. Sobald ich Angst um ihn hatte, habe ich ihn mit meinen Erwartungen erschlagen. Du hast kein Vertrauen in mich, sagt er, und ich weiß, daß es stimmt. Meine Versuche, die Wirklichkeit davonzuschieben, der er sich stellen muß und nicht ich mich für ihn, scheitern zunehmend an seinem Widerstand.

Er entzieht sich meiner Kontrolle, durchbricht den Tagesrhythmus, den ich ihm vorgegeben habe bis in die Nacht hinein, macht mich zur Wartenden, die wachbleibt, bis der Sohn endlich heimkommt. Bricht auf in diffuse Räume und Kontakte, über die ich keinen Überblick mehr habe, dorthin, wo ich ihn nicht mehr suchen kann. Er treibt sich um in Stadtlandschaften der U-Bahn-Tunnel, der Kaufhäuser, Kinos, Stadtparks und Diskotheken, an unverbindlichen Treffpunkten, wo er eintaucht in die Gruppe, in der er sich noch nicht als einzelner bewähren muß. Ich, und nicht nur ich, umstelle ihn mit Argumenten, die in allem, was sich mir entzieht, den Untergang wittern: Konsum, Drogen, Verführung Minderjähriger und Kriminalität werden zu Fetischen, denen angeblich die Jüngeren zwangsläufig verfallen sind, sobald sie aus dem vorgeblich behüteten Terrain der Eltern ausbrechen.

Tatsächlich findet er bei seinen Exkursionen im Stadtpark leere Drogenspritzen, wie wir früher Minenhülsen aus Trümmergrundstücken sammelten; schlägt er seine Zeit tot mit Computerspielen im Kaufhaus, bis sein Arm vom Druck der Automatenhebel schmerzt; gerät er in eine Gruppe, die beim Pennerkloppen ihre Wut abreagiert; beschränkt sich seine Nahrungszufuhr zunehmend auf Hamburger in Läden, die sich auf Jugendliche spezialisiert haben. Aber gegen wen kämpfe ich da an, gegen ihn oder diejenigen, die an Hamburgern, Drogen und Computern das große Geld gemacht haben und dies sich auch für die Zukunft nicht nehmen lassen? Ich schäme mich für das, was er vorfindet: Nirgendwo eine Alternative, ein Vorbild, ein Ausweg in Sicht.

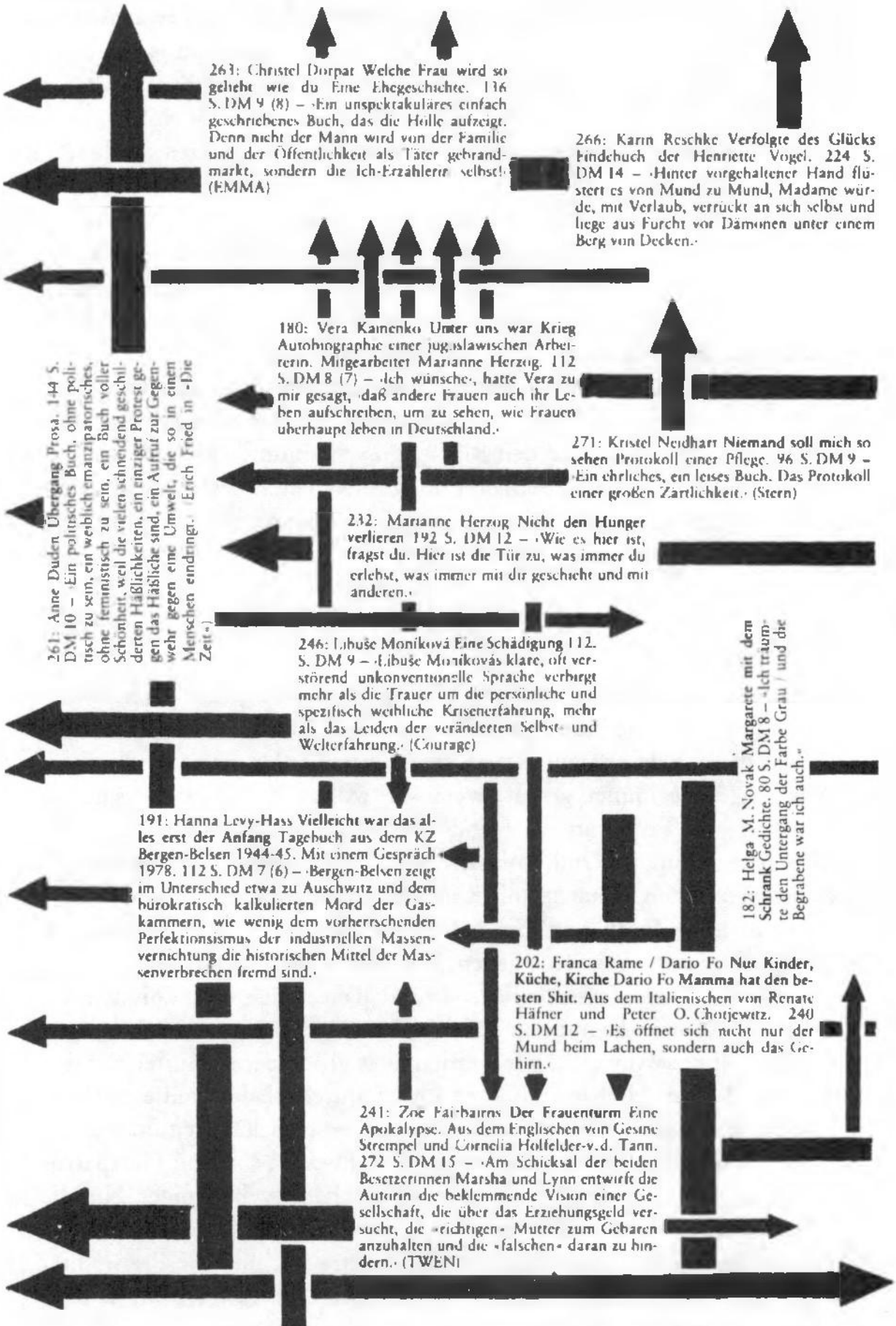
Dagegen setzt sich unmerklich eine Umkehr der Rollen durch, deren Ausgang noch ungewiß ist. Kritisierte ich zunächst noch seinen Konformismus in Geschmacksfragen – die Turnschuhe, die Röhrenhose, das mönchisch geschorene Haar –, so hüpfe ich kurz darauf selbst in Turnschuhen herum, sehe zunehmend um mich her die langen Mähnen der Apo-Generation fallen und angefressene Frustbäuche über zu enge Hosen quellen. Versuche ich mich anfangs noch von dem schlechten Geschmack der Jüngeren zu distanzieren, dem ausschließlichen Interesse an Bond-Filmen, Comics und TV, der Sprachlosigkeit der Fernsehgeneration, so erliege ich schließlich dem Witz der Punkkultur, heimlich Rocknächte konsumierend, um auf dem Laufenden zu bleiben, applaudiere Nina Hagen und lerne das Schäbige der Parkaödnis gegenüber den schillernden Paradiesvögeln der Punkszene entwerten. Die Stadtteilkneipen sind bald nicht wiederzuerkennen, nachdem der Flohmarktmuff des Interieurs durch Neon- und Kachelglamour ausgetauscht worden ist. Ich höre voll Staunen, wie sich zusehends und wider Willen die »krassen« Sprachhülsen der Jungen in unser Vokabular einschleichen, wie »Null Bock« und »no future« zum Gegenstand tiefschürfender Abhandlungen werden. Bemerke dann auch, daß unsere Aneignungs- und

Enteignungsversuche, unser Applaus und die Teilhabe an den Creationen der Jüngeren – denn uns fällt hier nahezu gar nichts mehr ein – über die Selbsttäuschung des Noch-Junggebliebenen hinaus immer halbherziger werden, sich auf bloßen Konsum des anderswo Ausgedachten und Produzierten beschränken, zur Nachahmung verkommen, wenn überhaupt.
Was bleibt, ist nun vorerst die Geste der moralischen Überlegenheit, aus Apo-Zeiten herübergerettet und immer resignativer werdend im Angesicht allgemeiner Arbeits- und Zukunftslosigkeit. Unberührt hiervon sehe ich Stadtteilinitiativen aus dem Boden schießen, Jugendliche, die mutwillig Hausfrauen vor dem Einkaufsmarkt ansprechen, um Unterschriften gegen Raketen zu sammeln, die nicht mehr ihre Kraft auf einsamen Protestmärschen im Namen der Arbeiterklasse verausgaben, sondern den Dialog begonnen haben.
Theoriefeindlichkeit und Kritiklosigkeit haben wir ihnen vorgeworfen und uns dabei selbst mit Bekennerdrang auf das Tragen von Werbeplaketten auf Autos und Revers beschränkt, die vor allem Gemeinsamkeit und erst dann Solidarität mit dem Richtigen signalisieren. Aber erst der Schock durch das Tragen von Hakenkreuzen – keineswegs nur bei Neonazis, sondern auch bei Kindern der Linken – zwingt uns, Fragen zu stellen und hinzuschauen, bevor wir den Zeigefinger erheben. Denn erst das Unglaubliche bewegt uns zur Auseinandersetzung mit unserem eigenen Nichtverstehen, das dahin tendiert, alles Neue auf nur allzu Bekanntes zu reduzieren. Daß ich allen Grund habe, vom Sockel der moralischen Überlegenheit zu steigen, zwischen Moral und praktischer Solidarität, Selbstmitleid und wirklichem Mitgefühl zu unterscheiden, wird mir an Alltäglichem deutlich, wenn ich selbst bei dem rüdesten Kinotod weinend vor dem Bildschirm sitze, während mein Sohn wie in einer Sprechblase ausruft: Angst, Schluchz, Wein! und sagt, das sei ja schließlich nicht die Wirklichkeit.
Gegen unser Moralisieren setzen die Jüngeren schwarzen Humor, der einem tatsächlich im Halse stecken bleibt und zum Weiterdenken zwingt, statt immer alles besser zu wissen. Bombenstimmung! steht an der Hauswand, und mein Sohn hat in seinem Zimmer an der Wand eine Gasmaske hängen wie wir einst das Beatle-Plakat.
Unsere Glaubwürdigkeit ist hin, wenn ich bei einem Spaziergang im Naturschutzgebiet zerknüllte Roth-Händle-Packungen der Älteren im Gebüsch vorfinde und mir auf dem Heimweg ein Jüngerer begegnet, der einen Müllsack voller Unrat schleppt, den er freiwillig aufgesammelt hat. Ist es dann noch verwunderlich, wenn mich die Freunde meines Sohnes siezen und hierdurch ausdrücken: Wir sind nicht so, wir wollen so nicht werden. Der Schnitt ist getan und schmerzt.
Und schließlich das Altern, das nun bewußt erfahren werden muß. Nicht nur, daß immer häufiger das Telefon ausschließlich für meinen Sohn, nicht

aber für mich mehr klingelt; nicht nur, daß jetzt ganz andere Erwachsene ins Blickfeld der Aufmerksamkeit meines Sohnes treten, die ihn »anmachen«, wie er sagt, weil sie vor allem nicht so sind wie ich, was er nicht sagt, aber ich mir unschwer denken kann. All das geht für mich nun auch einher mit der Trauer, daß meine Kontakte zur Außenwelt immer zaghafter werden, mit der Trauer, gegen bessere Väter und Mütter ausgetauscht zu werden, mit dem Zorn über mein Versagen und das der anderen, die schon groß sind und es nicht erst werden müssen, meiner Wut darüber, daß ich mich unvermeidlich mit dem Jungsein der anderen immer älter fühle. Einmal mehr wird mir klar, daß ich meinem Sohn weder die Angst abnehmen noch zum Kumpel in der Zukunft werden kann, die schon ohne mich begonnen hat.
Wie aber helfe ich mir selbst weiter? Wie kann ich die Selbstausschaltung aufhalten, das Resignieren der Wünsche und Ansprüche, die Selbstverdrängung vom Tanzparkett und den Rückzug in die intimen Gelage mit guten Weinen, in den Verzicht, überhaupt noch verstehen zu wollen, daß es dennoch weitergeht und mein Sohn einmal groß sein wird, auch wenn es Angst macht, ihm und mir und auch den anderen?

Die Mutter des Jahres

»Einmal im Jahr treffen sich alle Mütter auf einer riesigen Geheimversammlung, um die neuesten Informationen auszutauschen. Rezepte, Spiele, die Schlüsselsätze, die sie gegen ihre Kinder einsetzen können. Was hat deine immer gesagt, wenn sie wollte, daß du dich schuldig fühlst?« – »Ich hab mir die Hände für dich wundgearbeitet«, sagt das Mädchen. »Stimmt! Und natürlich hat sie auch diese entsetzlichen Pichelsteinersachen gemacht, mit Kartoffeln, und zerkochten Gemüsen. – Es *kann* kein Zufall sein! Sie haben auch einen Wettbewerb, um die Mutter des Jahres, mit Brustgeben, Windelwechseln, dabei wird die *Zeit* genommen, Eintopfwettkochen, ja, und dann, nach den Vorausscheidungen, beginnen sie mit den *Kindern*! Der Generalstaatsanwalt kommt auf die Bühne: ›Albrecht, wir werden jetzt gleich deine Mutter vor den Vorhang bitten. Hier hast du eine Luger, durchgeladen und entsichert. Der Staat garantiert dir absolute Straffreiheit. Du kannst tun, was du willst – alles! Viel Glück, mein Junge.‹ Die Pistolen sind mit Platzpatronen geladen, natürlich, aber das unglückliche Kind weiß es nicht. Nur die Mütter, auf die tatsächlich geschossen wird, qualifizieren sich für die Endrunde. Die wird mit Psychiatern ausgetragen, und die Preisrichter sitzen mit Stoppuhren daneben, um zu sehen, wie schnell die Kinder zusammenbrechen . . .«
(Thomas Pynchon, *Die Enden der Parabel,* Hamburg 1981)



Sie erhalten kostenlos
»Das kleine Rotbuch« beim
Potsdamer Straße 98
1000 Berlin 30

Rotbuch Verlag

Antje Bauer
Mutters Rocker

1.

»Ick scheiß uff jedet eiskalte Mitleid« steht an der Wand des Treppenhauses zwischen dem ersten und dem zweiten Stock. Eins höher wohnt Micky. Es ist zwölf Uhr mittags. Wir sind zum Frühstück verabredet. Eine sehr optimistische Zeitwahl, wie sich gleich herausstellt, denn Micky liegt noch in Morpheus' Armen. Als ich komme, rappelt sie sich langsam hoch und geht Kaffee kochen. Morpheus schläft noch ein bißchen weiter.

Micky ist Mitte Zwanzig, hat kurze rote, zum Himmel strebende Haare, nicht Punk, nicht Vamp, nicht Fighter, aber von allem ein bißchen. Sie spielt Saxophon in einer der zahlreichen Kreuzberger Dilettantenbands und baut ab und zu Hochbetten, gegen Bezahlung. Wenn sie gerade mal eine Erbschaft gemacht hat, fährt sie Taxi und veranstaltet Sektgelage. Ansonsten geht sie keiner geregelten Tätigkeit nach. Seit ein paar Jahren lebt sie in Kreuzberg in einem ehemals besetzten, inzwischen vertraglich befriedeten Haus, in einer Frauenetage, zu der allerdings auch Männer Zutritt haben, wie Morpheus.

»Ich hab ein total schlechtes Verhältnis zu meiner Mutter«, sagt sie. »Als ich sie nötig gehabt hätte, so mit acht Jahren, hat sie immer Tabletten gefressen und konnte dann kaum reden, ist nur noch durch die Gegend gewankt, kannst du dir vorstellen. Es ging ihr immer schlecht, sie war ständig krank und hat damit alle erpreßt. Mein Bruder hat noch mit achtundzwanzig bei ihr gewohnt. Ich hab mir das nicht bieten lassen. Sie hat mir gesagt, wenn du gehst, bringe ich mich um. Danach hat sie das eingeschränkt und gesagt, wenn du gehst, werde ich krank. Da hab ich ihr geantwortet, ist mir scheißegal, und bin von zu Hause weg. Zwei Monate ist sie krank gewesen, dann war's vorbei.

Ab und zu schickt sie mir Päckchen mit selbstgestrickten Socken und Schokolade. Die Socken kann ich ja ganz gut gebrauchen. Dann schreibt sie mir immer, daß sie mich liebt und so, aber ich antworte ihr nicht. Ich laß mich nicht erpressen. Meine Mutter ist dürr, verbissen und unfähig, irgendetwas zu genießen. Kein Wunder, da hat eine Krankenschwester einen Pfaffen geheiratet, und genauso hat es dann auch ausgesehen. Als ich so dreizehn war, hat sie mir mal indirekt gesagt, das Vögeln müsse man sich für die Ehe aufheben und Frauen hätten sowieso mehr vom Schmusen. Ich bin damals

mit meinem Vater ausgegangen und hab mit ihm alternder Mann und jugendliche Geliebte gespielt, während meine Mutter in ihrem Tran zu Hause blieb. Als mein Vater dann gestorben ist, hab ich meine Mutter zu aktivieren versucht, aber die hat das nicht gepackt. Die hängt lieber mit ihrer Mutter am Telefon, und sie jammern sich gegenseitig vor, wie schlecht es ihnen geht.

Wie oft habe ich sie damals auf dem Bett festgehalten, als sie immer wieder gesagt hat, ich spring aus dem Fenster, ich spring aus dem Fenster! Ich hab zwar den totalen Haß auf sie gehabt, aber weggehen und sie runterfliegen sehen, dann den Aufprall hören: Bumm! das konnte ich doch nicht. Aber irgendwann ist Schluß. Jetzt soll sie alleine klarkommen. Ich wollte, sie wäre mir egal, aber immer, wenn ich zu ihr fahre, spüre ich, wieviel Haß in mir hochsteigt über all ihr Selbstmitleid. Trotzdem ist sie eben meine Mutter, und deswegen fahre ich ja auch immer wieder hin. Mutter, das heißt für mich umzingelnde, würgende Liebe. Das heißt, für die anderen den Tisch wunderschön herzurichten und danebenzustehen und zu kotzen. Lange Zeit habe ich dann nur im Stehen gegessen, mir irgendwelches Zeugs aus der Dose so nebenher reingezogen. Für andere den Tisch decken oder so, das hätte es nicht gegeben. Diese Fürsorglichkeit konnte ich nicht ab.«

Mittlerweile hat sich das allerdings ganz offensichtlich geändert. In der Küche waren nach und nach noch zwei verschlafene Frauen erschienen, zwischendurch kam mal ein junger Mann aus einer anderen Etage herein, blieb eine Weile. Dem Frühstück war ein Joint gefolgt. Dann gab es Vanilleeis mit heißen Brombeeren, Brombeeren aus dem Garten von Mickys Großmutter. Patrizia sagt dazu: »Meine Großmutter schreibt immer noch den Ort mit drauf. Brombeeren – hinter der Garage.« Draußen regnet es, aber der Kachelofen ist jetzt schön warm. Wir sitzen gemütlich, und Micky wütet gegen ihre Mutter. »Gemütlichkeit«, sagt sie, »Gemütlichkeit kann ich auch nicht ab. Pflanzen – igitt, die gehen bei mir immer ein. Ich kann das Gewächs nicht leiden. Ich hab immer versucht, möglichst provisorisch zu leben.« Ihr Zimmer zeugt vom Gelingen dieses Versuchs. Da steht ein großes Bett mit einer Art hölzerner Regenrinne außenherum, garniert mit leeren Sektflaschen und vollen Aschenbechern, ein kleiner Tisch mit Schreibmaschine und dem *Titanic*-Heft vom Dezember, ein Stuhl und auf dem Boden ein aufgeklappter Koffer voller Klamotten, gekrönt von Mickys Kultinstrument: dem Saxophon.

Kinder sind für Micky das gleiche wie Blumen und Haustiere: ätzend. »Wenn man mit seinem Leben nichts anzufangen weiß, dann kriegt man Kinder. Dann hat man jemanden, den man umhätscheln kann. Dann hat man ein Ziel im Leben. Kinder sind eine Hypothek auf die Zukunft. Und Zukunft gibt es nicht. Man kann nichts aufschieben, man weiß nicht, was kommt. Heute muß man genießen, wer das heute aufschiebt, kann es viel-

leicht morgen nicht mehr. Genießen ist das einzige, was sich lohnt. Die Hirnis, die sich nur wohlfühlen, wenn sie arbeiten, können mir leid tun. Vom Leben haben die gar nichts.« – »Das Bedürfnis, eine Kleinfamilie aufzubauen, hat doch auch mit Sicherheit zu tun. In unseren Zusammenhängen gibt es diese Sicherheit aber nicht. Hast du nie Angst, daß dir mal was passiert und sich dann niemand um dich kümmert, sich niemand verantwortlich fühlt?« – »Was ist denn das für eine Sicherheit in der Kleinfamilie? Das ist doch Terror, aber keine Sicherheit! Wenn's dir dann schlecht geht, kann's doch auch passieren, daß dir der Macker wegläuft! Daß man sich um einen anderen kümmert, muß doch freiwillig passieren, weil man Bock darauf hat! Ich hab auch manchmal Angst, aber ich denke, wenn sich keiner kümmern will, muß ich eben alleine klarkommen.« Der Starke ist am mächtigsten allein, denke ich, im gleichen Moment kommt ein junger Mann herein: »Tag, Patrizia, ich hab gehört, du bist krank und keiner pflegt dich. Da bin ich extra hergekommen, um nach dir zu sehen.« Klingt kitschig, ist aber so. Dabei fällt mir ein, daß wir kaum über Sexualität gesprochen haben. »Redet ihr eigentlich mit euren Eltern über euer oder deren Sexualleben?« Sie lachen. Da sitzen vor mit drei junge Frauen und ein Mann und lachen laut bei dem Gedanken, mit ihren Eltern über Sexualität zu reden.

2.

Auf der Straße erscheint die Szene als »Kreuzberger bunte Mischung«. Die Lokale besucht man regelmäßig nach Fraktionen getrennt. Ob Café oder Kneipe, meist betritt man sie in der freudigen Erwartung, dort Seinesgleichen zu treffen. Die Innenausstattung läßt bereits auf den Besucherkreis schließen. Körnerfresserlokale zeichnen sich durch Ikea-Möbel und starken Pflanzenwuchs aus. Politfreaks, Punks, ehemalige Knackis und politisierte Stadtstreicher sind in stark verräucherten Cafés zu finden, zwischen Sperrmüllmobiliar. Schickere Leute, also Homosexuelle mit dem gewissen Flair, unentdeckte Schriftsteller oder Humphrey Bogarts mit existenzialistischem Blick und spitzen schwarzen Schuhen sind seit einiger Zeit in Fünfzigerjahre-Cafés zu Hause. Gemütlichkeit von Metzgereien. Die Türken haben ohnehin ihre eigenen Lokale, nach Anzahl und Aufmachung wie in Istanbul.

Eine erfreuliche Ausnahme unter den Schmorbratenkasserollen ist das Betoncafé am Kottbusser Tor. Alternative junge Männer führen ihre Mütter dorthin und Punks ihre Ratten. Es ist gut geheizt, und man hat einen wunderbaren Blick auf Hochbahn, Schnorrer, Obststände. Halb Kreuzberg sieht, wer dort herunterguckt. Der junge Mann mit den Rasta-Locken, an dessen Tisch ich mich gesetzt habe, kriegt allerdings nichts mit vom Duft der großen weiten Welt. Seine Nase steckt tief in einem Buch. Als ich mein Heft auspacke, kommt sie hoch. »Was schreibst du denn da? Ein Kinder-

buch? Nein? Ach, schreib doch mal ein Kinderbuch!« Ich erzähle ihm von meiner Recherche über Mütter. Er legt den *Dr. Doolittle* beiseite und rückt neben mich. »Nur Stämme werden überleben«, liest er in meinem Heft. Vor zwei Jahren war das mal einer der beliebtesten Sprüche in der Szene. Er findet ihn auch heute noch richtig, allerdings sei es den Stämmen in den besetzten Häusern nicht gelungen, eine ökonomische Basis aufzubauen. Insofern sei der Zerfall der Bewegung nicht verwunderlich. Ob er auch in einem Stamm lebe, will ich wissen. Nur ungern sagt er: »Nee, Zweierbeziehung.« – »Was machst du denn an Weihnachten?« – »Nichts.« – »Fährst du nicht zu deinen Eltern?« – »Mit denen habe ich gebrochen.« Uh, das hört sich aber dramatisch an. »Warum denn?« – »Die begreifen ja eh nichts. Da war es besser, gleich zu brechen.« Vorsichtig bohre ich nach den Gründen für soviel Konsequenz. Er beschreibt einen Haushalt in Schwaben.
Der Vater war Maschinenbauingenieur in leitender Stellung. Mit Beginn der Krise wurde er gefeuert und spielte seitdem den Vorgesetzten in der Familie. »Er ist so blind, wie Vorgesetzte es eben sind. Sie glauben alles zu wissen. Er ist jetzt schon tot. Er kann nicht feiern, er kann sich nicht freuen. Er ist unfähig zu leben.« – »Du redest ja immer über deinen Vater«, meine ich nach einer Weile. »Was ist denn mit deiner Mutter?« Er wiegt den Kopf, leicht geniert. »Ja, das ist ein bißchen schwierig.« Und redet weiter über seinen Vater. Das machen fast alle. Der Vater ist immer leichter zu beschreiben. Er bietet feste Anhaltspunkte für Abgrenzung und Identifikation. Meist wird er als autoritärer Sturkopf dargestellt, als Bastler und Universaldilettant. Der Mann mit Eigenschaften. Die Mutter dagegen ist die Versorgende, Umfangende. Ohne Eigenschaften. Sie hat Funktionen. Ihre Fürsorglichkeit macht es schwer, Kritik zu üben. Das Verhältnis zu ihr ist also zwiespältig. Schließlich gelingt es mir doch, das Gespräch auf seine Mutter zu bringen. Sie kommt besser weg. Als die Kinder groß geworden sind, hat sie die Abendschule besucht und schließlich bei IBM einen guten Job gefunden, für 5000 Mark im Monat. Den Vater fuchst das. Wenn sie mal mit Kollegen einen heben gehen will, macht er Zoff, trotz der 5000 »Eier«. Mit ihr konnte er schon besser reden. Aber sie hat ihn verraten. Einen Brief, den er ihr schrieb, hat sie seiner Schwester gezeigt, die doch am Telefon nur über ihr Auto zu reden weiß. Das wurde übelgenommen. Als er dann in Berlin lebte und eine alternative Werkstatt aufmachte, stellte er ihr ein Ultimatum. »Entweder du kommst her und siehst dir an, wie ich lebe, oder ich breche den Kontakt ab.« Statt dessen kommt der Vater, geht aber unter einem Vorwand ins Hotel. »War's ihm vielleicht zu dreckig?« – »Nee, bestimmt nicht. Die Frau, mit der ich zusammenlebe, ist da sehr penibel.« Schlimmer ist aber das Wegbleiben der Mutter. »Sie hat Angst gehabt«, diagnostiziert er. »Sie ist nicht so blind wie der Alte und hätte eingesehen, daß ihr jetziges Leben Scheiße ist. Sie hat aber nicht den Mut, ihr Leben grundsätzlich zu

verändern. Weil sie das weiß, hat sie Angst vor mir. Ich kann das ja verstehen, aber ich muß so tun, als wäre dem nicht so. Mit denen kann man nicht anders verfahren. Irgendwann lenken sie dann schon wieder ein. Das muß ich eben abwarten. Tja, traurig.« Kontaktsperre wegen Besuchsverweigerung.

3.

Es wird nun immer schwieriger, Gesprächspartner zu finden. Im Sommer wuselt hier alles auf der Straße herum, wie in einer süditalienischen Kleinstadt. Aber jetzt ist es trüb und kalt. Ich vermisse selbst die neuzeitlichen Wegelagerer am Görlitzer Bahnhof. Verlassen liegt er da. Kein Punk, kein Alkoholiker weit und breit. Das machen nicht nur die klimatischen Widrigkeiten. Es geht auf Weihnachten. Die Systemverweigerer sitzen in den Startlöchern, um den elterlichen Christbaum aufzusuchen. In einer einschlägigen Kneipe frage ich nach Igor Igelkopf, einem Punki. Der Wirt, angesehenes Mitglied der Szene, vertröstet mich. »Der ist nach Westdeutschland gefahren. Brauchte mal neue Klamotten. An Sylvester macht er aber wieder mit.« – »Fährst du denn auch zu deinen Eltern?« – »Ich hab's nicht weit. Meine Eltern wohnen hier in Berlin. Ich fahr auch hin. Mal anständig einen abessen.«

Diese Szene beschwört die freiwillige Assoziation der Individuen und verfährt mit Theorien nach dem Bockprinzip. So ist es auch durchaus zulässig, an Weihnachten zur Familie zu fahren. Verweise auf Konsumvorteile sind Kür, nicht Pflicht.

Rita kann ich mit Müh' und Not noch zu einer Verabredung vor Weihnachten überreden. Ihre Zeit ist knapp, weil sie noch ein Weihnachtsgeschenk für ihren Wohngenossen kaufen will. Als ich zu ihr komme, packt sie gerade ihren Koffer. In meinen Augen ist sie ein Anzeiger für die Gezeiten der Szene. Als wir vor ein paar Jahren zusammen in einem besetzten Haus wohnten, war sie die Verkörperung meines schlechten linken Gewissens. Obwohl die Szene alle »Kopfwichser« und ihre Ausbildungsstätten als systemerhaltend entlarvt hatte, ging ich weiter einmal in der Woche zu einem Seminar an der Universität. Rita war da konsequenter. Und während sie – zeitgemäß – bereit war, in Funktionsräumen zu leben, beharrte ich auf meinem Wunsch nach einem eigenen Zimmer. Auch bei anderen Gelegenheiten mußte ich mich mit meiner Sozialisation auseinandersetzen. Eines Tages waren ein paar Eimer brauner und rostroter Farbe aufgetrieben worden. Rita strich daraufhin alle Wände. Rostrot und braun. Erbarmungslos. Ich hielt das für eine übertrieben pragmatische Einstellung zur Inneneinrichtung. Als ich sie jetzt daran erinnere, lacht sie. »Tja, das war wohl die Haltung, daß man nichts wegschmeißen darf.« Inzwischen wohnt sie in einer gemütlichen Altbauwohnung mit Kachelofen und Bad. Die ungefüge,

fast knielange Lederjacke von damals hat sie durch eine gefälligere ersetzt, und an die Stelle der sportlichen Ertüchtigung durch Straßenschlachten ist Karateunterricht getreten. Sie studiert auch wieder. Viele haben sich auf diese Weise zur Ruhe gesetzt. Allerdings sind diese hoffnungsvollen Ansätze für ein staatsgefälliges Leben zum Teil nur Schein. Unter aller Gemütlichkeit liegt doch meist noch etwas auf der Lauer und wartet auf eine lohnende Gelegenheit, das Spitzenhäubchen wegzulegen und Arsen hervorzukramen. Zur Zeit aber hält die Bewegung Siesta, und Rita singt das Hohe Lied der Toleranz für ihre Eltern.

»Ich finde es immer ganz schön, an Weihnachten nach Hause zu fahren. Letztes Jahr war es ein bißchen komisch. Da stand zum ersten Mal kein Weihnachtsbaum mehr in der Stube. Ein Bäumchen war draußen mit elektrischen Kerzen. Da hat mir was gefehlt. Aber sonst freu ich mich. Ich seh dann auch meinen Bruder wieder. Und seit meine Großeltern tot sind, müssen wir auch nicht mehr singen.«

Von ihrem Vater erzählt sie gern, obwohl sie nie viel von ihm gesehen hat. Er ist Schreiner und werkelt immer irgendwo herum. Die Mutter ist schwerer zu beschreiben. Sie ist die Umsorgende, Dienende, die Mißfallen ausdrückt, ohne konkret zu werden. Das erschwert den Widerspruch.

»Als wir klein waren, gingen wir mit den holländischen Soldaten. Ich war zwölf und meine Freundin vierzehn. Sie hat die Männer immer angemacht, dann waren wir mit denen zusammen. Meiner Mutter hat das nicht gepaßt. Ich durfte dann sonntags nicht mehr weg. Nicht, daß sie gesagt hätte, paß auf, daß du kein Kind kriegst, oder so. Sie wollte nicht, das war alles. Über Sexualität wurde nicht gesprochen. Als ich später dachte, erst eine berufstätige Frau sei emanzipiert, habe ich sie beschwatzt, wieder arbeiten zu gehen. Da sie in ihrem Beruf, sie ist Weberin, keine Stelle fand, ist sie putzen gegangen. Aus Überarbeitung ist sie dann ein paarmal zusammengeklappt. Mir wurde die Schuld dafür in die Schuhe geschoben, weil ich manchmal nachts nicht nach Hause kam. Da war ich siebzehn.«

Die Auseinandersetzungen mit der Mutter führten aber nie zum Bruch. Nachmittags tranken sie zusammen Kaffee und klönten. Diese Vorliebe ist Rita geblieben. Als sie dann in Berlin wohnt, bereitet sie ihre Eltern vorsichtig darauf vor, daß sie als Hausbesetzerin vielleicht eines Tages im Knast landen wird. Die sind entsetzt. Ein halbes Jahr später ist es so weit, und sie nehmen einen Kredit auf, um die Kaution für die Haftverschonung zu bezahlen. Erst als Rita danach wieder in ein besetztes Haus zieht, macht man ihr Vorwürfe. Legal – illegal – scheißegal, das ist keine Maxime für Eltern. Sie soll nun mal langsam erwachsen werden. Einen Beruf ergreifen und viel Geld verdienen. Rita findet diese Vorstellungen naiv und ärgert sich darüber. Aber das macht nichts. Sie wird heimfahren, diese Dinge überhören, Tochter spielen und mit der Mutter in der Küche stehen, während Vater und

Bruder alle Viere von sich strecken. So ist das eben zu Hause. »Die Heimeligkeit ist doch ganz schön.«

4.

Von soviel geballter Toleranz muß ich mich erst einmal erholen. Ich gehe ein bißchen spazieren. Es ist schon dunkel. Die Luft ist milde und der Schnee, der vor zwei Tagen fiel, schon fast weggeschmolzen. Nur hier und da liegen noch ein paar schmutzige Reste. Schwarzes Granulat und aufgeweichte Hundeknödel bedecken die Bürgersteige. Kreuzberger Halbgefrorenes. Sogar die Punks haben sich wieder aus ihren Höhlen gewagt. Am Kottbusser Tor, zwischen grauer Hochbahn und der Betonwüste des Neuen Kreuzberger Zentrums, sitzen dichtgedrängt etwa fünfzehn schwarze Gestalten auf den »Parkbänken«, die der Senat dort für sie aufgestellt hat. Eingekeilt von einem Christbaumverkäufer auf der einen und einem Imbißstand auf der anderen Seite, umhastet von schwerbeladenen Passanten, hocken sie unter rosa Smoghimmel und lassen eine Weinflasche kreisen. In zwei Tagen ist Weihnachten.

Da Punks mich immer etwas einschüchtern, drehe ich eine kleine ängstliche Runde um die Weihnachtsbäume und einen türkischen Obststand. Dann nähere ich mich einem etwas abseits sitzenden Pärchen. Erzähle ihnen, daß ich etwas über Mütter schreiben will. Ob sie Lust haben, was zu erzählen? »Ich bin doch gar keine Mutter«, sagt das Mädchen. Nein, ihre eigene meinte ich. »Abgefuckt, kannste vergessen.« Der Typ neben ihr fragt mich: »Kommst du von den Grün-Weißen?« und deutet mit dem Finger hinter mich, die Adalbertstraße hinunter. Ich drehe mich um. In hundert Metern Entfernung hat sich dort gerade eine Wanne postiert, ein »Gruppeneinsatzfahrzeug der Polizei«. Oft stehen sie dort und halten die Punks in Schach. Wenn sie sich langweilen, steigen sie wohl auch mal aus und verscheuchen die Punks vom Platz. Die kehren nach und nach wieder zurück, und das Spiel beginnt von vorn. Was für die einen Arbeitsplatzsicherung, ist allerdings für die anderen Hausfriedensbruch, denn die Punks sind hier zu Hause und wollen ihren Frieden haben (und ab und zu ein paar Groschen).

Das Ansinnen, zur Staatsmacht zu gehören, weise ich empört von mir. Um meine Glaubwürdigkeit zu erhöhen, erkläre ich, auch in Kreuzberg zu wohnen. Bei Fußballspielen nennt man so etwas Heimvorteil. Es wirkt. Etwas versöhnlicher meint er: »Weeßte, wir sind so paranoid, weil die Bullen uns immer einmachen. Alle machen sie uns ein. Kiek dir doch ma hier die ganzen Leute mit den Einkaufstüten an. Weihnachten! Und wir? Wat ham wir davon? Nix! In 'n Arsch gefickt!« Zur Verdeutlichung hebt er einen Mittelfinger steil nach oben. Als ich frage, ob sie Weihnachten nach Hause fahren, sagt das Mädchen empört: »Was heißt hier nach Hause? Hier, am Kotti ist

mein Zuhause.« Ihr Nachbar hat inzwischen einen jung-dynamischen Mitt-dreißiger entdeckt, der mit Ledermantel und Aktentasche die Menge durchquert. »Siehste den? Den würd ich gern aufknüpfen, das Spießerschwein.« Mir sind Aufknüpfphantasien nur selten geheuer. Ich frage die beiden, ob sie ihre Eltern denn überhaupt noch sehen. Ach Quatsch. Am Arsch. Der junge Mann schließt die Augen und überläßt sich dem Einfluß des Weins. »Was sagt denn deine Mutter dazu, daß du am Kotti bist?« frage ich das Mädchen und fühle mich dabei wie die verbissenen Lehrer, die früher immer wissen wollten, ob man »sowas« zu Hause auch macht. »Nix«, sagt sie. »Sie weiß es gar nicht. Ich melde mich nur ab und zu bei ihr.« – »Wie machste denn das? Ziehste dir dann ein paar saubere Klamotten an und gehst hin?« – »Seh ich so aus, als ob ich noch andere Klamotten hätte?« Nein, das stimmt. Am Kotti treffen sich keine Nobelpunks mit teurer, künstlich verschlissener Lederkleidung. Hier tragen sie zerrissene Jeans, drei Pullover übereinander und im günstigsten Falle warme Fliegerstiefel an den Füßen. Sechzehn Jahre mögen sie sein, vielleicht achtzehn. Gegen die Kälte hilft Alkohol. »Ich ruf meine Mutter manchmal an«, sagt sie. Der Punk neben ihr erwacht kurz aus seinem Rausch und bietet mir in freundlichem Ton Arschtritte an. Ob sie sich nicht mit ihrer Mutter darüber streite, wie sie lebt, will ich wissen. »Kannste doch vergessen«, sagt ein Mädchen im Kunstleopard, das sich gerade dazugesetzt hat. »Die schnallen das doch eh nicht.« – »Meiner Mutter bin ich scheißegal«, meint die erste. »Interessiert die nicht. Vielleicht hat sie sich mal vor fünfzehn Jahren oder so für mich interessiert. Jetzt nicht mehr.« Sie dreht sich um und nimmt keine Notiz mehr von mir. Ihr Nachbar öffnet die Augen zur Hälfte, fixiert mich unsicher und will meine Polizeimarke sehen. Ich gehe. Ätzend, ey.

5.

An Sylvester ist die Szene wieder vollständig. Kurz vor Mitternacht trifft man sich auf dem Kreuzberg, dem Hügel, der dem Stadtteil den Namen gab. Dort trinkt man Sekt – jawohl! – und harrt des Feuerwerks. Rita ist auch da. »Na, wie war's zu Hause?« Sie verzieht das Gesicht. »Furchtbar. Durch unser Gespräch sind mir viele Dinge wieder aufgefallen, die ich völlig verdrängt hatte. Diese Leere. Ständig vor der Glotze hängen. Und dann die professionelle Herstellung von Gemütlichkeit durch meine Mutter. Viel länger hätte ich es da nicht ausgehalten.« Offensichtlich zählt Toleranz zu den leichtverderblichen Waren. Nach Mitternacht strömt alles in die Kiezdisko. Jedes Wochenende findet in der kahlen Fabriketage eines dunklen Hinterhofs das gesellschaftliche Ereignis der Szene statt. Das Eintrittsgeld in Höhe von zwei Mark geht an politische Projekte: ein Schiff für Nicaragua, Prozeßkosten für Gefangene aus der Szene oder Drogentherapiegruppen. Punkis, Müslis, Alkoholiker und Zugereiste strömen hierher, und solange

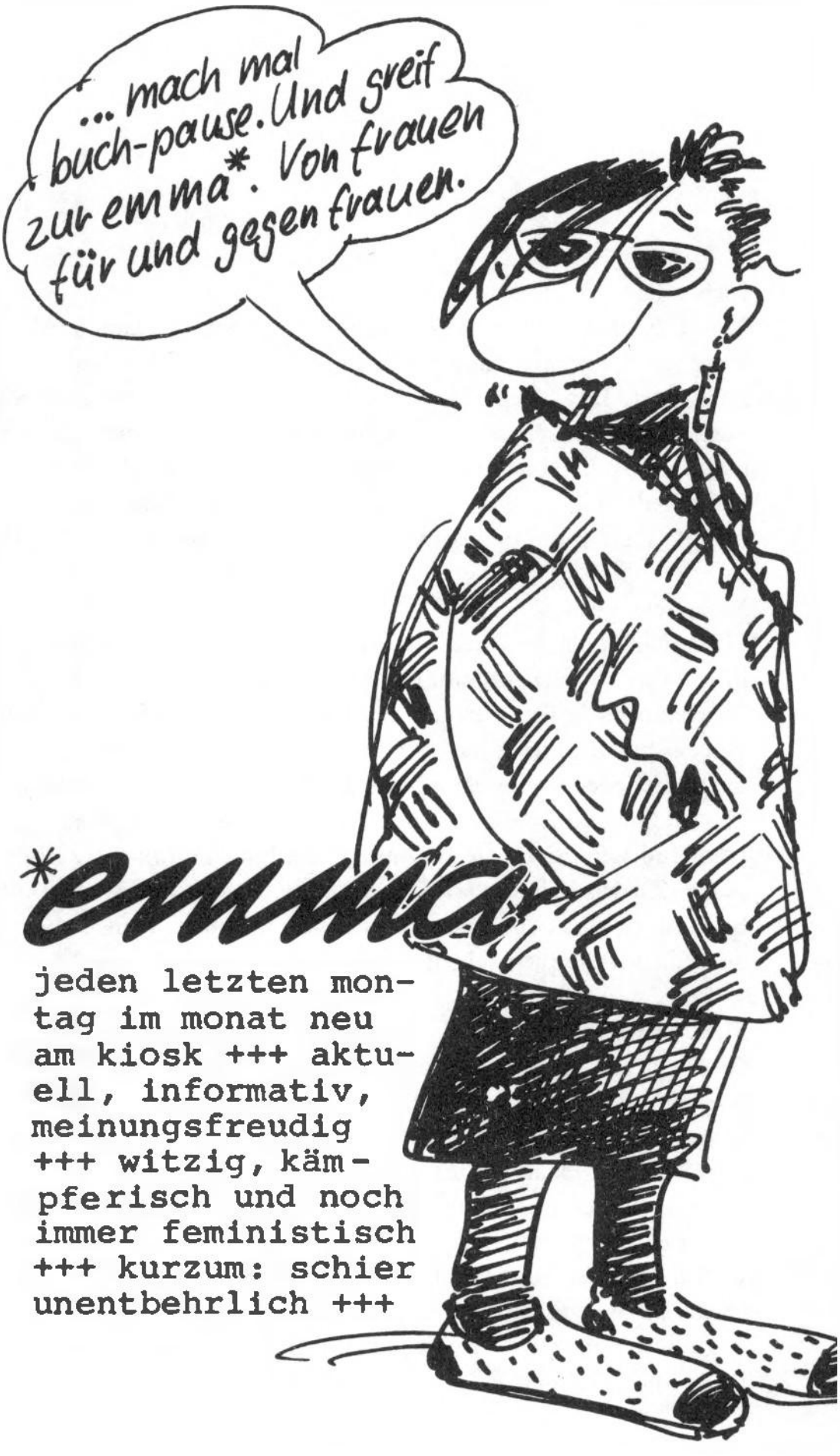
man nicht steht wie Sardinen in der Dose, ist es nichts gewesen. Die neueste Nietenlederjacke wird zur Schau gestellt, die höchste Irokesentolle, die zerrissensten Jeans und der coolste Typ. Sehen und gesehen werden, heißt die Maxime, feststellen, wer noch dazugehört, wer wen kennt, den neuesten Tratsch austauschen. Bis in die Morgenstunden dauert das Bad in der Masse. Hurra, man hat sich wieder.

6.

»Kebabträume in der Mauerstadt, Türk Kültür hinter Stacheldraht«, beginnt ein Lied der Gruppe »Fehlfarben« und endet: »Wir sind die Türken von morgen.« Türken von heute und solche von morgen finden sich hier in der Emigration vereint. Aus anatolischer Armut und westdeutschem Wohlstand ist man nach Berlin geflüchtet und versucht jetzt auf engem Raum gegensätzliche Hoffnungen wahrzumachen. Doch den Klauen der Vergangenheit ist nicht so leicht zu entkommen. Bei den Türken sieht man das ganz deutlich. Unter dunklen Röcken von Hertie tragen sie die bunten Pluderhosen ihrer Heimat. Und im Wohnzimmer hängt neben dem röhrenden Hirsch eine türkische Fahne. Bei den Systemverweigerern muß man schon ein wenig genauer hinschauen, um auf die Spuren der Vergangenheit zu stoßen. Viele ernähren sich hauptsächlich von Kebab und Dosenbier und manifestieren radikale Abkehr vom elterlichen Mittagstisch. Anderntags sitzen sie dann aber im Wirtshaus Mewes neben den verfemten Kleinbürgern und verzehren friedlich Eisbein mit Erbspüree. Mal ganz ehrlich: Was außer der Sehnsucht nach mütterlicher Heimeligkeit kann einen Menschen wohl veranlassen, solches Zeugs zu schlucken? Da man zu Hause ständig ermahnt wurde, sich »anständig« anzuziehen, werden Löcher in der Kleidung jetzt gehätschelt. So schlägt man drei Fliegen mit einer Klappe. Erstens ist Stopfen sowieso nervig, zweitens für neue Kleidung kein Geld da und drittens eignet es sich noch zum Protest. Das heißt aber nicht, daß das Anti-Styling etwa keiner Pflege bedürfe. Richtige Protesthaare wollen hochtoupiert, mit Seife versteift und je nach Mode neu eingefärbt sein. Die Gesichtsbemalung erfordert das Mitführen einer Plastiktüte mit Kosmetikartikeln, um ab und zu auf der Toilette das Make-up korrigieren zu können. Von der Kleidung ganz zu schweigen. Wer auf sich hält, trägt schwarz. Am besten Leder. Auch im Hochsommer. Das gilt besonders für alternative Cocktailparties wie Demos oder Straßenfeste. Hoffahrt muß eben Zwang leiden. Auch in der Szene.

»Gefühl und Härte« haben wir an die Mauern der Stadt gesprüht. Nieder mit den Halbheiten, hieß das. Wir wollen uns ausleben. Ohne Rücksicht auf gesellschaftliche Verhaltensregeln. Das mit der Härte haben wir schon ganz gut hingekriegt. Unsere Cafés sind meist kahl und grellbeleuchtet, statt Landschaftsbildern hängen dort politische Plakate an der Wand. Beim Essen

lassen wir uns von verstümmelten palästinensischen Kindern ansehen. Aber wir wissen ja, daß alles Scheiße ist, und geben uns ganz unglaublich cool und selbstbewußt. In der Öffentlichkeit tragen wir unsere Illusionslosigkeit spazieren. Über Schwächen und Ängste reden wir kaum noch. Die Jahre der endlosen Psychogespräche sind vorbei. Wir schmusen wenig vor aller Augen, und sexuelle Provokationen fürs Publikum gibt es auch nicht mehr. Uninteressant. Stärke und Aktivität sind jetzt erwünscht. Da weiß man, was man hat. Viele Männer sind wieder richtige Männer geworden. Sie stehen zu ihren Widersprüchen. Auswattiert stiefeln sie breitbeinig die Gehsteige entlang. Am liebsten in Rudeln. Es ist nicht wichtig zu wissen, welchen Beruf einer hat. Um seinen Stellenwert zu erfahren, fragt man: In welcher Aktionsgruppe ist er, in welchem Haus wohnt er, zu welchem Clan gehört er? Stammes- statt Standesdenken. Wer dazu keine Lust hat, wird ein einsamer Wolf. Davon gibt es eine ganze Menge. Ihnen fehlt die Gruppensicherheit der Stämme. Dafür werden weniger Erwartungen an ihr Verhalten geknüpft. Wir Frauen haben es leichter. Die Clans sind männerbestimmt. Das macht es schwer, sich dort durchzusetzen, und erleichtert den Zusammenschluß mit anderen Frauen. Die einsamen Wölfe haben oft ein bißchen Angst vor uns. Und mit chaotischen Frauengruppen gehen auch hierarchische Männerstämme vorsichtig um. Aber auch wir bedürfen der Stärke und des selbstbewußten Auftretens, um uns Respekt zu verschaffen.
So weit die Härte. Und wo bleibt das Gefühl? Zu Hause. Wie wir's von den Eltern gelernt haben. Da vertauscht man die Fliegerstiefel mit Filzpantoffeln, liebt Blumen und Katzen und verbringt den Abend mit ein paar Flaschen Bier vor dem Fernseher. Hier sind wir zärtlich und eifersüchtig und lesen heimlich die Kontaktanzeigen im Stadtmagazin. Wünschen uns eine feste Zweierbeziehung und Kinder. Zu Hause fürchten wir den Tratsch der Nachbarn und die Kritik der Wohngemeinschaft wegen hoher Promiskuität. Aber wenn wir die Lederjacke anziehen und das Haus verlassen, sind wir wieder ungeheuer revolutionär.



*emma

jeden letzten montag im monat neu am kiosk +++ aktuell, informativ, meinungsfreudig +++ witzig, kämpferisch und noch immer feministisch +++ kurzum: schier unentbehrlich +++

Marie Luise Kaltenegger
Mamaleben

Liebes Kind!
Nun bin ich 61 Jahre alt geworden, schon ein altes Stück. Mit jedem Jahr werd ich ein wenig kürzer und einmal tuts hier weh und einmal zwickts mich dort. Das leben geht dahin mit arbeiden. Nun warde ich noch auf meine Rende. Auch das wird sich regeln. Wenn ich auch allein bin, so sind meine Gedanken bei dir und ich weiß auch deine sind bei mir, so das ich das Gefül habe nicht allein zu sein und wir uns wiedersehen. So warde ich darauf. Viele Bussi und achte auf Deine Gesundheit. Deine Mutti

Mein Schatzikind!
Habe deinen langen Brief erhalten, danke schön, habe schon sensüchtig auf ihn gewarded. Jetzt kommt der Früling endlich auch zu uns. Der Kater wil überhaubt nicht mehr im Zimmer bleiben. Immer schaut er sensüchtig beim Fenster hinaus. Heute habe ich gar nicht mehr einheitzen brauchen. 1000 kg Kohle habe ich in diesem Winter kaufen müssen. Eine große Neuigkeit im Hause. Die Lisi zieht aus. Am 1. Juni ist es so weit, nach 40 Jahren stell Dir vor. Und wohin? In die Wohnung von Frau Hofmacher, allso in nächster Nähe. Sie wird sie dir schon zeigen wenn du kommst. Du kommst doch bald. Mir geht es gut, was ich auch von dir hoffe mein Liebes. Viele Bussi deine Mutti die dich sehr lieb hatt.

Mein liebes Kind!
Wie geht es Dir? Ich bin soweit wohlauf. Gestern bin ich zum Arzt nach Kapfenberg gefaren. Mit den Augen wird es halt immer schlechter. Ich darf nicht mehr sovil fernsehen hat der Doktor gesagt und auch das lesen soll ich einschrenken. Ja, altwerden darf man nicht. Du bist noch jung aber ich mach mir sorgen weil du dich mit dem rauchen ganz kabut machst. Heute regnet es wider zur Abwegslung. Ich danke für die Karte von Hamburg. Sonst weiß ich nichts neues als das Frau Digruber wieder im Spital ist. Ein Schwecheanfall. Sie werden sie schon wieder aufmöbeln. Kannst Du nicht auf 2-3 Tage kommen, ich were sehr glücklich darüber. Jetzt aber Schluß. Viele Bussi und Grüße Mutti

Liebes Kind!
Endlich wieder ein Lebenszeichen von dir. Es wird schon ales wider recht werden, darüber bin ich ganz sicher und werde beten dafür. Ich möchte dich fro und zufrieden sehen. Gönn dir auch öfter eine Verschnaufpause bitte und vergis nicht aufs essen, sonst wirst du krank, mein Schatz. Es war mir eine große Freude, das du dich wenigstens brieflich ausgesprochen hast. Ich wollte dich schon lange auf alles ansprechen und habe mich nicht getraut aus angst du gibst mir eine ausweichende Antword. Geht es dir einmal aus zu kommen? Denk dir es schneit, wenn es so weider macht haben wir wider Winter. Ich bin mit meinen Gedanken bei Dir und wünsche dir alles Liebe. Deine Mutti, die dich sehr lieb hatt.

Liebens Kind!
Ich habe den Ostersonntag schön verbracht. Ich danke dir für die überraschung. Der Blumenstraus steht auf dem Tisch, Nelken, Ihris und Dulben. Dein Brief war auch eine große Freude, so das ich den Feiertagen in guter Stimmung entgegensah. Die Karwoche war recht anstrengend. Das Stiegenwaschen bekommt mir nicht mehr so recht. Ich bin schon ganz steif. Von der Rende habe ich noch nichts gehört, aber es wird schon werden. Sonst bin ich zufriden, ich kann nicht klagen. Lesen tu ich auch, aber nur mehr Bücher mit großer Schrift. Jetzt hast du auch bald Geburtstag. Ich bin am Freitag wieder bei der Frau Digruber, die dich schön grüßen läst, es geht ihr wieder besser. Alles Liebe Deine Mutti

Mein Schatzi!
Jetzt werde ich dich allso lange nicht sehen. Wider fährst du so weit fort. Ich verstehe dich ja aber leichter were mir schon wenn du einmal ruhiger werden würdest und ich dich mehr in der Nähe hätte. Bei mir gibt es nichts neues zu berichten. Außer das der Wind ein paar Dachzigel abgetragen hat. Das Wetter ist ganz verrückt. Ich hoffe, das dich mein Brief gesund antrifft. Heute kann ich nicht vil schreiben weil ich mir einen Eisenspann hinter den Daumennagel eingezogen habe. Viele Bussi Deine Mutti

Mein Kind!
Ich danke dir für die Ansichtskarte, ich schaue immer in deinem alten Schulatlas nach damit ich mir besser vorstellen kann wo du gerade bist. Bei uns ist es auch schon recht warm, man kann ohne Weste gehen. Sonst weiß ich nichts neues. Mir geht es gut, mach dir keine Sorgen um mich, Unkraut vergeht nicht. Ich habe noch eine Bedienung dazugenommen. Jeden Freitag vormitag bin ich beim Hiefinger. Ich wünsche dir vil Glück bei all deinen Unternehmungen. Der Kater sitzt auf dem Briefpapier, er läst dich auch schön grüßen. Du hast vergessen mir zu schreiben was du zum Geburtstag

haben willst. Viele Grüße und Bussi deine Mutti, die sehr stolz auf dich ist.

Liebes Kind!
Ich danke dir für deinen Anruf. Frau Hiefinger hat mich ohneweiteres zum Aparat geholt, sie ist sehr nett und läst dich auch schön grüßen. Sie hat mir auch ein Kilo Kaffee zugesteckt. Du sagst, du wünscht dir das ich meine Lebensgeschichte niederschreibe. Mir ist das nicht recht weil ich so vile fehler mache und außerdem was hab ich schon aus meinem leben gemacht, gar nichts. Doch hallt, ich habe das beste, wie ich es verdiene weiß ich nicht. In deinen sachen habe ich ein leres Heft gefunden, das werde ich volschreiben. Bis bald und viele Bussi Deine Mutti

Meine Lebensgeschichte

Ich kamm auf einem Bauernhof zur Welt, nur wollte oder konnte ich nicht so recht. Meine arme Mutter tut mir heute noch leid. Meine Mutter hatte schon angst das ich nicht zum sprechen komme und ging ganz unglücklich zum Doktor. Der sagte du brauchst keine angst zu haben die wird noch frech genug kommen. Er hatte recht, bald darauf habe ich mit dem Sprechen angegangen. Aber leider bin ich kein witziger und unterhaltsammer Mensch geworden, worüber ich manchmal ganz unglücklich bin.
Meinen wirklichen Vater kannte ich nicht, nur einmal daran kann ich mich erinern da war ein Mann zu Besuch da und ich hatte ich mich under den Tisch im hintersten Winkel verkrochen und war nicht hervorzubringen. Meine Mutter sagte mir später, das der Mann mein Vater war. Kurze Zeit darauf heiratete sie meinen Stiefvater. Er war ein braver Mensch, er war geschickt und gar nicht dum. Nur hatte er einen kleinen Sprachfeler. Er war Zimmermann und brachte mir oft was gutes mit, zuckerl oder eine gute Melspeise. Es war nicht immer so gut wie jetzt. Wir mußten sehr sparen. Und so wuchs ich heran, ging zur Schule wo ich nur so ach und krach durchkamm. Sonst ging ich vil in den Wald mit unserer Ziege, namm mir was zu lesen mit oder spilte so oder ich wolte mein Echo hören und rief in den Wald hinein. Meine lieblingsbescheftigung war das lesen, ich spilte auch gerne mit der Katze, die Arme, ich machte ein Wickelkind aus ihr. Ich hatte jede Kinderkrankheit von den Masern angefangen bis zur Difterie, ich hatte auch sehr oft Augenentzündung. Weil ich so blutarm war bekamm ich Eisenwein. Schlißlich wurde ich gesund aber meinen Zänen hat dise Medizin nicht gutgetan. Wärend ich im Wald bei meiner Ziege war habe ich meine Gedanken schweifen lasen um die Weld. Da kam mir schon oft die Sensucht die Weld zu sehen. Das wird auch der Grund gewesen sein das ich nicht im Dorf geblieben bin. Meine so geliebte und so gute Mutter starb mit 48

Jahren. Sie hat furchtbar leiden müssen. Du weist ja die Medizin war damals lange nicht so weid wie jetzt. Der Tod meiner Mutter war der bitterste Schlag für mich, denn das bedeutete die Heimat verlassen. Der Stiefvater hat schon 3 Monate später wieder geheiratet, nun er brauchte ja eine Frau für die kleine Wirtschaft. Ich ging am selben Tag an dem die neue Frau kamm. 15 Jahre alt war ich damals, meine Sachen packte ich auf einen Karren und so ging ich in den Dienst bei einem Bauern im Nachbardorf. Das Kindsein war vorbei. Die Firmung muß ich noch erwenen, da war ich schon sehr enttеuscht weil ich nur zuschauen durfte was die anderen bekammen. Denk dir, ich wagte um ein Gulasch zu bitten. Da kamm ich schlecht an, das sei viel zu scharf für Kinder. Nun die Firmgodl hatte ja auch nicht vil. Im Dienst war es hallt so, wie es damals üblich war. Ich mußte vil arbeiten und zu Maria Lichtmeß bekamm ich meinen Lohn für das Jahr und einen Stoff für eine Schürze. Mit 19 Jahren verliebte ich mich das erste Mal und man sagte mir, das ist der größte Hallodri weit und breit. Er hatte eine gute Figur und fesch war er und groß. Ich war dumm und verliebt, wie es eben so geht. Es ist nichts daraus geworden. Nach 4 Jahren verlis ich meine Heimat ganz und besuchte eine Haushaltsschule. Denk dir, ich bekamm ein Stibendium und ich fülte mich woll und geborgen dort. Im Februar 1934 war dann der Aufstand der Roten und der Dollfuß war gleich da mit seinen Soldaten und Heimwehrlern und mit seinem Standrecht. Damals bin ich draufgekommen das die Heimleiterin im geheimen eine Nazi war. Es war eine schlechte Zeit, so vile Menschen waren arbeitslos und die Ausgesteuerten waren überhaupt von Gott und der Weld verlassen. Die Bauern waren alle verschuldet und die Dienstboten musten fro sein wenn sie über den Winter die Kost bekammen für ihre Arbeit. Für einen Knecht oder eine Magd gab es ja auch überhaupt keine Arbeitslosenunterstützung. Als ich aus der Haushaltungsschule kamm, wußte ich nicht wohin mit mir. Ich hatte niemanden. Es war ganz gleich wo ich hinging. Also zog ich in die Schweiz. Dort ging es mir leidlich gut. Der Bauer war zwar ein Schinder, aber die Frau war eine gute Haut. Ich war ganz erschroken als der Hitler Österreich besetzte. Ein feines Bundesheer hatten wir. 1934 schießt es und 1938 schießt es nicht. Ich konnte es nicht verstehen, denn ich war dem Hitler gegenüber ganz ablenend. Aber Anfang Jäner 39 wurde mein Pas eingezogen und für ungültig erklert. ¼ Jahr durfte ich noch bleiben, dann hieß es zurück nach Österreich. Es half mir nichts, ich mußte zurück sonst were ich internirt worden. Nun so gehe ich halt, habe ich mir gedacht, wenn die andern es zuhause aushalten, werde ich es auch können. Bei der Heimfart im Zug da war vil Militär in den Waggons. Der Hitler wird es nicht lange schaffen, haben sie gesagt. Aber es hat ja doch gute sechs Jahre gedauert, mit dem Krieg und der Hitlerei. Was soll ich schon sagen über die Zeit damals . . . es war besser wenn man das Maul gehalten hatt, um etwas bolitisches zu machen war es schon zu spät.

Nun und so kamm ein neuer Lebensabschnitt für mich, ich lehrnte deinen Vater kennen, so etwas wie liebe auf den ersten Blick. Bei einem Spazirgang im Prater. Ich weiß noch immer den Platz, das vergist man nicht. Er hatt mich gegrüßt und dann gingen wir ein Stück miteinander. Wir machten uns noch ein Trefen aus und so began es. Ich hatte in sehr gern obwol er zu nichts lange die Nerven hatte. Dein Vater war ein sehr seltsamer Mensch, oft hatt er stundenlang kein Wort geredet. Er war ser debrimiert wegen der Hitlerei und weil sein Ahnenpas den Gottsoberen nicht in ihr Konzebt gepast hatt. Er hatt vil Talent gehabt auf der Geige aber seit dem Hitler hatt er nicht mehr spilen dürfen. Du kannst es dir ja denken das ich im anfang ganz erschroken war als ich den Folgen diser Liebe entgegensah aber bald danckte ich Gott dafür und freute mich auf dich. Und dann kamm der März 45. Es war lausig. Ich bin nach Wiener Neustadt gefaren um für dich ein paar Sachen zu besorgen, Windeln und so Sachen. Aber in Wiener Neustadt gab es nur Trümmer weil die Aliierten gerade bombardirt hatten. Wie ich zurückkamm war dein Vater nicht mehr da. Sie haben ihn geholt und ich glaubte ich bin von Gott und Menschen verlasen. Bald darauf war es so weit und du bist inmitten von all dem Wirbel zur Weld gekommen und warst ein so süses kleines Bäbi. Nur ich hatte schrekliches Fiber und fast weren wir beide gestorben. Am andern Tag 5 Uhr Morgens waren die Rußen da. Der Krieg war vorbei und die Hitlerei auch. Ein rußischer Soldat hatt einen Narren an dir gefressen und wollte mir eine Nähmaschine für dich geben. Auf einem Foto hatt er mir seine Frau und sein Bäbi in Rußland gezeigt. Alle tot hat er gesagt. Er war sehr anständig und hatt mich auch nie belestigt. Dann war eine ganz schlechte Zeit. Es ist kein Wunder, das du durch den Narungsmangel Rachitis bekommen hast, obwol ich ja eine Zusatzkarte hatte und das war ½ l Milch und etwas Zucker und Butter oder Margarine. Es war knab nach dem Krieg. Eine Freundin hatt mir aber einmal etwas für dich zugesteckt, 1/8 kg Kakao und 1/4 kg Zucker. Das vergist man nicht. Ich weiß gar nicht mehr wie wir uns dann durchgeschlagen haben. Es ist nicht leicht gewesen. Gott sei Dank habe ich dann den Posten bei der Gendarmerie bekommen, wo ich ja heute noch arbeide. Vil Geld war es nicht und es hat mich oft bedrückt das ich dir so wenig bieten kann. Die anderen Kinder haben ja vil mehr gehabt und du hast mir oft leid getan weil ich aus eigener erfarung wuste was es heist wenn man immer zurückstehen muß. Ja ich hatte auch oft Sensucht nach einem Menschen und wollte mich geborgen füllen, aber auser ein paar nichtssagenden Sachen war nichts mehr und deinen Vater habe ich nie vergessen können. Ich weiß nicht mit was ich ein so liebes und braves Kind verdient habe denke ich mir oft, denn du bist mein Stolz und meine ganze Freude. Du hast immer so gut gelehrnt und konntest nicht genug haben dafon bis heute noch nicht. Ich glaube du wirst überhaubt nicht damit aufhören. Ich bin sehr fro das Gott mir meine Bitte erfülte

ein klügeres und fleisigeres Menschenkind in die Weld zu setzen als ich es bin. Denn wenn ich auf mein Leben zurückdenke so sehe ich keine Leistung, gar nichts habe ich volbracht. Das war meine ganze Lebensgeschichte und ich habe nicht einmal das Heft volgeschrieben damit. Deine Mutti

Mein liebes Kind!
Ich bin sehr fro das du wider gesund und munter nach hause gekommen bist. Jetzt geht es mir wider gut und die Arbeid geht mir frisch von der Hand weil ich dich in meiner Nähe weis. Du hast halt eine alte dume Mutter. Ich bin schon sehr neugirig auf das Paket. Was dir da wol wider eingefalen ist? Ich werde heute einen Apfelstrudel machen und dir schicken. Las ihn dir gut schmecken und arbeide nicht so vil sonst untergrebst du noch deine Gesundheit. Wenn du kommst werden wir ein paar schöne Tage zusammen haben. So warde ich darauf und lase mir die Zeit nicht lang werden. Vile Bussi Deine Mutti

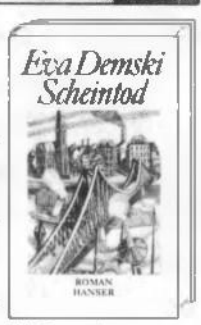
Mamas Männlein

Er tätschelte ihre schönen, dicken Arme, die unter der Seide weich waren wie Butter. Was würde geschehen, wenn man Mutti das Kleid auszöge, und wenn sie Papas Hosen anzöge? Vielleicht würde ihr auf der Stelle ein schwarzer Schnurrbart wachsen. Mit aller Kraft drückte er Muttis Arme; er hatte den Eindruck, sie könnte sich vor seinen Augen in ein schreckliches Tier verwandeln oder aber eine Frau mit Bart werden, wie die auf dem Jahrmarkt. Sie lachte und machte dabei ihren Mund weit auf, Lucien sah ihre hellrote Zunge und ihren Rachen: wie häßlich war das, er hätte Lust gehabt, hineinzuspucken. »Hahaha!« lachte Mama, »wie stark du mich drückst, kleines Männlein! Drücke mich ganz fest, so fest, wie du mich lieb hast.« Lucien ergriff eine der schönen Hände, die mit Silberringen geschmückt war, und bedeckte sie mit Küssen. Am nächsten Tage aber saß sie neben ihm und hielt ihm die Hände, während er auf seinem Töpfchen saß, und sagte ihm: »Drück, Lucien, drück, kleiner Liebling, ich bitte dich«, da hörte er plötzlich auf zu drücken und fragte sie, etwas atemlos: »Aber du bist doch wirklich meine richtige Mama?« Sie antwortete ihm: »Kleiner Dummkopf«, und fragte ihn, ob er nun nicht bald fertig sei. Von diesem Tage an war Lucien überzeugt, daß sie ihm eine Komödie vorspiele, und niemals mehr sagte er, er würde sie heiraten, wenn er groß sei.
(Jean-Paul Sartre, *Die Kindheit eines Chefs*, Frankfurt 1966)

HANSER

Frankfurt, Ostern 1974. Ein Anwalt der linken Szene, Theoretiker der Revolution, wird tot aufgefunden. Natürlicher Tod, Mord oder Selbstmord? Seine Frau, seit Jahren von ihm getrennt, ist plötzlich gezwungen, sich mit seiner Arbeit, seinem Leben – und ihrer Liebe zu ihm auseinanderzusetzen. Zwölf Tage des Nicht-mehr-Lebens und Noch-nicht-tot-Seins schildert die Frau, und so sehr man ihre Liebe in den Erinnerungen spürt, so distanziert,

so sachlich und doch betroffen bleibt ihr Blick auf den Mann, der herausfinden wollte, wie das ›System‹ funktioniert. Der Roman einer Liebe und auch ein Zeitroman: Psychogramm dieser Kleinepoche der achtundsechziger Jahre.



372 Seiten. Geb. DM 36,--

»Ich bin vor die Hunde gegangen, etwas, das ich mir seit Jahren gewünscht habe«, sagt Mrs. Copperfield, eine von Jane Bowles' ernsthaften Damen. »Aber das ist mein Glück, und das verteidige ich wie eine Wölfin.« Selten ist das existentielle Risiko einer Frau auf der Suche nach Freiheit und Autonomie so ausgelassen und witzig, so radikal und bissig beschrieben worden wie in dieser Odyssee einer vorwärtsstolpernden Selbsterprobung.

264 Seiten. Geb. DM 29,80

»Mein Lieblingsbuch«, schrieb 1943 TENNESSEE WILLIAMS. »Wenn ein moderner Roman ein Klassiker wird, dann sicherlich dieser.« Und alles spricht dafür, daß die Zeit dieser frappierend modernen Autorin erst noch kommt.

Eva Demski
Jane Bowles.

Yvonne Schütze
Omage

Nicht erst seit die Frauen angefangen haben, ihre Geschichte zu suchen, wissen wir, wie sie in der Vergangenheit physisch und psychisch von Kindheit an ins Korsett geschnürt wurden: Fischbein für den Körper, Konvention, Sitte und Dressur für den Geist.
Beklagenswert finden im 18. und 19. Jahrhundert etliche einsichtige Männer und nicht wenige Frauen die lächerliche weibliche Erziehung, die im wesentlichen darin besteht, sich so lange mit unsinnigen Handarbeiten und Klaviergeklimper zu beschäftigen, bis die »weibliche Natur« endlich ihre Erfüllung als Hausfrau und Mutter in einer möglichst lukrativen Ehe findet. Pflege und »aufopfernde Fürsorge« für die kleinen Kinder ist Sache der Mutter, die Erziehung der Knaben wird ihr bald aus der Hand genommen, dazu reichen ihre armseligen Kenntnisse, die allenfalls ein bißchen Deutsch, Geographie und natürlich französische Konversation umfassen, nicht aus. In ihrer Obhut aber bleiben vielfach die Mädchen, die sich von der mütterlichen Hand angeleitet dem ewigen Refrain dessen, was sich für ein Mädchen schickt und was vor allem nicht, anzupassen haben.
Daß nicht nur die Töchter unter dieser stumpfsinnigen Beschäftigungstherapie litten, sondern auch die Mütter, läßt sich ermessen, wenn man z. B. die Lebenserinnerungen der 1811 geborenen Fanny Lewald liest. Mit 13 Jahren wird Fanny aus der Schule entlassen, eine Heirat ist natürlich selbst zur damaligen Zeit noch nicht in Sicht. Fanny hält sich also im Hause auf.

»Die ersten paar Wochen, nach dem Verlassen der Schule, gingen mit allerlei Versuchsbeschäftigungen hin. Die Mutter wußte mich nicht recht zu verwenden, ich trieb mich also ziemlich planlos in den Stuben umher, bis ich irgend ein Buch erwischte und mich in einen Winkel hinsetzte, um zu lesen. Das lag jedoch gar nicht in meines Vaters Absichten, und eines schönen Morgens, kurz vor dem ersten Oktober, überraschte er mich mit folgendem, von ihm selbst aufgesetzten Stundenplan, den ich seitdem oft mit lächelnder Rührung betrachtet habe und den ich der Originalität wegen hersetze:

Stundenzettel
für Fanny Marcus,
entworfen Ende September, gültig bis zur veränderten Jahreszeit und bis andere Lehrstunden eintreten.
Allgemeine Bestimmung

Des Morgens wird spätestens um 7 Uhr aufgestanden, damit um 7½ Uhr das Ankleiden völlig beendet sei.

Montag

8 - 9 Uhr Clavierstunde. Uebung neuer Stücke.
9 - 12 Uhr Handarbeit, gewöhnliches Nähen und Stricken.
12 - 1 Uhr Nachlesen der alten Lehrbücher, als: Französisch, Geographie, Geschichte, Deutsch, Grammatik u. s. w.
1 - 2½ Uhr Erholung und Mittagessen.
2½ - 5 Uhr Handarbeit gleich oben.
5 - 6 Uhr Clavierstunde bei Herrn Thomas.
6 - 7 Uhr Schreibübung.

Dienstag

8 - 9 Uhr Uebung neuer Clavierstücke.
9 - 10 Uhr Häusliche Handarbeit.
10 - 12 Uhr Unterricht im Generalbaß.
12 - 1 Uhr gleich Montag.
1 - 2½ Uhr dito.
2½ - 5 Uhr dito.
5 - 6 Uhr Uebung alter Clavierstücke.
6 - 7 Uhr Schreibeübung wie Montag.

Mittwoch gleich Montag; von 5 bis 6 Uhr Uebung der alten Musikstücke am Clavier.

Donnerstag, Freitag und *Sonnabend* gleich den drei ersten Wochentagen.

Sonntag wird völlig der Bestimmung von Fanny anheimgestellt, mit Ausnahme der Clavierübung von 8 bis 9 Uhr; jedoch müssen die wöchentlich unnöthig versäumten Lektionen nachgeholt, und die Stunden, welche am Clavier durch Ausgehen oder durch Besuche versäumt worden, genau ersetzt werden.

Fanny wird durch pünktliche Erfüllung dieses Stundenzettels und durch sonstiges gutes Betragen sich bemühen, ihren Eltern den Beweis zu geben, daß sie würdig sei, noch anderweitigen Unterricht zu erhalten, und von ihrem Vater für ihre Erholungsstunden gute Lesebücher zu bekommen.

Besuch außer dem Hause wird wöchentlich einmal, und nur ausnahmsweise zweimal stattfinden.

Diese Anordnung mit ihrer befehlenden Kürze erschien mir weder auffallend, noch hart. Ich war von Kindheit auf an eine sehr bestimmte Zeiteintheilung und Zucht gewöhnt, und ich bin gewiß, daß der Stundenzettel meiner Mutter damals ebenso wie mir eine Erleichterung gewährte. Er nahm ihr die Sorge, was sie mich thun lassen solle, und enthob mich dem Unbehagen, das in mir durch ihre wechselnden Versuche, mich zu beschäftigen, erzeugt worden war.« (Lewald, 1871, S. 213-214)

Fanny Lewald ist später eine zu ihrer Zeit recht bekannte Schriftstellerin geworden. Sie hatte das Glück, einen Vater zu haben, der sich schließlich doch ihrer intellektuellen Neigungen erbarmte. Fanny durfte sogar publizieren, wenn auch lange Zeit nur unter einem Pseudonym. Mit der Mutter dagegen gab es ständig kleine Reibereien, sie stand den unweiblichen Ambitionen der Tochter fremd gegenüber, bedauerte es auch neidvoll, daß ihr selbst jede Bildung fehlte.

Das Beispiel der Lewald ist kein Einzelfall. Wie aus den Autobiographien des 19. Jahrhunderts hervorgeht, waren es oft die Väter, die die Töchter förderten und anspornten. Die Mütter bleiben im Schatten, verhaftet den Konventionen, die ein für allemal Sein und Sollen der weiblichen Natur

festlegten. Und doch scheint es im Leben etlicher dieser Mütter eine Phase gegeben zu haben, in der das Konventionskorsett brüchig wurde, in der sie abweichende Meinungen vertraten und abweichende Handlungen vollbrachten: nämlich im Alter, wenn die Imperative der Geschlechtsrolle gegenstandslos wurden, wenn es weder den Männern noch dem Gatten zu gefallen galt, wenn die gesellschaftlichen Verpflichtungen reduziert und die süßen Mutterpflichten absolviert waren.

Kurz, wenn diese Mütter Großmütter und – besonders von Vorteil – vielleicht gar auch noch Witwen waren, zogen sie, je nach Temperament sanft oder abrupt, andere Saiten auf. Hinter der Fassade der harmlosen, weißhaarigen alten Frau verbirgt sich nun oft ein emanzipatorisches Vorbild für die Enkelin. Potentiell; denn nicht jede Enkelin weiß ein solches Vorbild auch zu schätzen. Und es ist nicht nur die Milde und Abgeklärtheit des Alters, die diese Großmütter z. B. dazu veranlaßt, ihre Enkelinnen gegen deren Eltern in Schutz zu nehmen, wenn sie über die Stränge schlagen, sondern es ist auch – so meine Vermutung – die Erkenntnis, wie anders ein Frauendasein verlaufen könnte, wenn nur die unerbittliche Normativierung der weiblichen Biographie eine Erschütterung erführe. Ich will nicht behaupten, daß solcherlei aufmüpfige Großmütter die Regel waren, und auch nicht, daß eine Frau notwendigerweise das Klimakterium hinter sich haben mußte, um sich gegen Einschränkungen und Bevormundungen zur Wehr zu setzen. Betrachtet man aber die damals übliche Struktur einer weiblichen Biographie, so liegt die These nahe, daß – im Gegensatz zu heute – die Frauen im Alter mehr Spielraum hatten als je zuvor in ihrem Leben. Der Zuwachs an Handlungsfreiheit im Alter scheint übrigens eine lange historische Tradition zu haben. Der französische Historiker Le Roy Ladurie, der das Alltagsleben des französischen Dorfes Montaillou aus Inquisitionsakten des frühen 14. Jahrhunderts rekonstruierte, schreibt: »Festzustellen ist jedenfalls, daß die Frauen, wenn sie in die Jahre kamen, eher als in der Jugend hoffen konnten, sich Gehör zu verschaffen in der Männerwelt. Macht wuchs ihnen, wenn überhaupt, erst nach den Wechseljahren zu.« (Le Roy Ladurie, 1983, S. 219)

Eine der bekanntesten Großmütter der Vergangenheit ist Madame de Sévigné, die berühmteste Briefeschreiberin des 17. Jahrhunderts, über die Joseph de Maistre geäußert haben soll: »Ich hätte die Tochter geheiratet, um die Briefe der Mutter zu bekommen.«

Zu Madame de Sévignés Zeiten war es noch außergewöhnlich, daß man die Reize kleiner Kinder wahrnahm, und schon gar nicht war es üblich, daß man sich auch noch schriftlich darüber äußerte, wie die Sévigné es im Falle ihrer kleinen Enkeltochter Marie-Blanche d'Adhémar tat. Madame de Grignan, die Tochter und Empfängerin der über 1500 Briefe, gebar zur großen Enttäuschung der gesamten Familie als erstes Kind ein Mädchen, das offenbar

seine Eltern mit diesem Makel nie mehr versöhnen konnte. Schon mit elf Jahren verschwand Marie-Blanche für den Rest ihres Lebens in einem Kloster. Als kleines Mädchen jedoch verbrachte sie lange Zeiten bei ihrer Großmutter, die sich, wenn man ihren ausführlichen Liebesbeteuerungen für die Enkelin Glauben schenken darf, besser mit der Tatsache abfand, daß das Kind ein Mädchen war. Ganz gegen die Usancen der Zeit hatte Madame de Sévigné das kleine Mädchen immer um sich und beobachtete es in allen seinen Lebensäußerungen.

»Unsere Tochter ist eine kleine braune Schönheit, sehr hübsch, ja, das ist sie, sie küßt mich sehr ungeschickt, weint jedoch niemals. Man küßt mich, man kennt mich, man lacht mich an, kurz, man nennt mich Maman (und nicht *Bonne Maman*). Ich liebe sie rundherum. Ich habe ihr gerade die Haare abschneiden lassen: sie ist als Zauskopf frisiert – eine Frisur, die wie für sie geschaffen ist. Ihr Teint, ihr Hals und ihr kleiner Körper sind bewundernswert. Sie tut hundert kleine Dinge: sie liebkost, sie verteilt Klapse, sie macht das Kreuzzeichen, sie bittet um Verzeihung, sie knickst, sie küßt die Hand, sie zuckt die Achseln, sie tanzt, sie schmeichelt, sie faßt einen beim Kinn: kurz, sie ist in jeder Beziehung reizend. Ich vergnüge mich ganze Stunden mit ihr.« (Sévigné, zitiert nach Ariès, 1975, S. 111)

Hatte Madame de Sévigné primär Vergnügen an ihrem Enkelkind, so war Madame d'Epinay, eine Freundin und spätere Nicht-mehr-Freundin Rousseaus, eine Großmutter, die für ihre Enkelin ein Erziehungsprogramm entwarf und realisierte, das nicht minder revolutionär als das Rousseausche war (Badinter, 1983). Um die Motive dieser Großmutter zu verstehen, sollte man die Vorgeschichte kennen.

Madame d'Epinay, geborene d'Esclavelles, verliert im Alter von noch nicht zehn Jahren ihren Vater, der für sie eine bessere Erziehung als die damals für Mädchen übliche vorgesehen hatte. Mutter und Tante verweigern dem kleinen Mädchen, alle die Dinge zu lernen, die es lernen möchte, eine »fille savante« gilt so ziemlich als das Schrecklichste, was aus einem weiblichen Wesen werden kann. Mit 19 Jahren heiratet sie ihren Cousin La Live d'Epinay.

Bald nach der Hochzeit wird Madame schwanger. Sie liebt ihren Mann von ganzem Herzen, ihre Ideen über die Ehe entsprechen eher denen der Bourgeoisie als denen des Adels. Mit Monsieur verhält es sich umgekehrt, drei Monate dauert das eheliche Glück, dann hält er sich die eine oder andere Geliebte, entsprechend den Gewohnheiten seiner Kreise. Die von ihrer Ehe tief enttäuschte junge Frau beschließt, die Erziehung ihrer Kinder selbst in die Hand zu nehmen, gleichfalls eine bürgerliche Idee, die in ihrer Umwelt auf Befremden, Hohn und energischen Widerstand stößt. Madame d'Epinay hat es sich in den Kopf gesetzt, ihren kleinen Sohn zu stillen. Der auf Dienstreisen weilende Gatte wird brieflich um Erlaubnis gefragt, er lehnt ab. Das Kind geht den damals üblichen Weg in »Nourrice«, weit entfernt von Paris, aufs Land. Erst nach neun Monaten darf es nach Hause zurückkehren. Für einige Jahre darf Madame nun nach Herzenslust Mutter sein,

und sie genießt den Umgang mit ihren Kindern, später wird noch ein Mädchen geboren, in vollen Zügen. Sobald die Kinder aber den Windeln entwachsen sind und eine formale Erziehung beginnen soll, werden die Entscheidungen von anderen gefällt. Monsieur entscheidet, was mit dem Sohn, die Mutter Madame d'Epinays, was mit der Tochter geschehen soll. Später wird Madame d'Epinay einen Liebhaber haben. Aus dieser Verbindung stammen noch zwei weitere Kinder, ein Mädchen namens Angélique und ein Knabe, der in ihren Memoiren niemals eine Erwähnung findet.
Das äußerst traurige Leben dieser illegitimen Tochter soll hier nicht weiter verfolgt werden, nur eines ist in diesem Zusammenhang wichtig: Angéliques zweites Kind, Émilie, wird schließlich der große Erfolg seiner Großmutter, Madame d Epinay, werden und als einziges von allen von ihren pädagogischen Bemühungen profitieren. Mit 42 Jahren befindet sich Madame in einer Krise: Ihr Liebhaber, der französische Diplomat Grimm, antichambriert an Deutschlands Fürstenhöfen, ihr Sohn ist ein Taugenichts geworden, der Vater seiner Ämter enthoben, ihre finanzielle Lage dementsprechend prekär. Kurz, Madame d'Epinay sucht nach einer Aufgabe, die es ihr erlaubt, ihre seit Jahren entwickelten pädagogischen Konzepte in die Tat umzusetzen: Sie adoptiert ihre noch nicht zweijährige Enkelin Émilie.
Der Umgang Madame d'Epinays mit ihrer Enkelin nimmt das Bild der bürgerlichen Mutter, wie es im 19. Jahrhundert geradezu zum Stereotyp wird, vorweg. Tag und Nacht ist sie mit Émilie zusammen, niemand, außer ihr selbst, ist für die körperliche Pflege und geistige Erziehung des Kindes verantwortlich. Sie geht mit Émilie spazieren, sie spielt mit ihr, und vor dem Einschlafen erzählt sie ihr drollige oder auch erbauliche Geschichten. Da Madame d'Epinay sehr oft krank ist, hat sie eine »Bonne«, die sich während solcher Tage um Émilie kümmert. Aber es ist dies nicht mehr der Typ Gouvernante, den sie noch für ihre eigenen Kinder beschäftigte. Die »Bonne« hat nur Dienstleistungen zu versehen. Zu mehr, so vermutet Madame d'Epinay, sind solche Personen weder gebildet noch prinzipienfest genug. Einzig die Mutter (oder Großmutter) ist befähigt, ihre Kinder zu erziehen, denn nur sie hat genügend Liebe und Engagement, um eine so schwierige Aufgabe zu bewältigen. Einerseits geht Madame d'Epinay also davon aus, daß auch der kompetenteste professionelle Erzieher die Mutter nicht ersetzen kann, andererseits aber plädiert sie auch für mehr weibliche Bildung, um die natürliche mütterliche Qualifikation durch Wissen und Bildung zu ergänzen. Die Erkenntnis Madame d'Epinays, daß die Übernahme der Erziehungsverantwortung für die Kinder gleichzeitig einen Schritt zur Emanzipation der Frau bedeutet, wird Ende des 19. Jahrhunderts zur Parole der Frauenbewegung, im 18. Jahrhundert ist sie ein absolutes Novum. Prinzipiell greift Madame d'Epinay das Rousseausche Konzept nicht an, aber in einem wichtigen Punkt vertritt sie eine andere

Auffassung: Rousseaus Sophie wird von Kindheit an dazu erzogen, eine demütige Gattin und Mutter zu werden, deren vornehmste Aufgabe darin besteht, ihrem Émile zu gefallen. Nicht so Madame d'Epinay, sie ist zutiefst davon überzeugt, daß in intellektueller Hinsicht die Geschlechter einander gleich sind und daß die Frauen dies auch beweisen werden, wenn ihnen erst der Zugang zur Bildung nicht länger versperrt wird. Ihre Ideen über die weibliche Erziehung und die Kenntnisse, die sie im Umgang mit der kleinen Émilie über das Wesen der Kinder gewinnt, publiziert sie unter dem Titel *Les conversations d'Émilie,* ihr erstes Werk, das nicht unter einem Pseudonym veröffentlicht wird. Nachdem es bei Kritik und Publikum eine begeisterte Aufnahme gefunden hat, beschließt Madame d'Epinay, sich um den Prix Montyon der Académie Française zu bewerben. Der Prix Montyon sollte dem Werk verliehen werden, aus dem der größte Vorteil für die Gesellschaft resultieren könnte. Vier Arbeiten stehen zur Auswahl, zwei davon, eines über Schafe, das andere über Kartoffeln scheiden schnell aus. Übrigbleiben *Adèle et Théodore* von Madame de Genlis und *Les conversations d'Émilie.* Madame de Genlis ist seit Jahren Madame d'Epinays engagierte Gegnerin und Rivalin in Sachen weibliche Erziehung. Mit allen Mitteln – und nicht den feinsten – versucht sie, die »Unsterblichen« davon zu überzeugen, daß ihr der erste Platz unter den Pädagoginnen gebührt. Aber es kommt anders: am 13. Januar 1783 teilt ihr alter Freund Saint-Lambert Madame d'Epinay mit, daß die Académie Française ihr den Preis zugesprochen hat. Drei Monate später stirbt Madame d'Epinay im Alter von 57 Jahren.

Im 19. Jahrhundert erfüllt sich das Programm dieser feministischen Großmutter insofern, als unter dem allgegenwärtigen Stichwort »Mutterpflichten« Mediziner und Pädagogen in schöner Einmütigkeit die Alleinverantwortlichkeit für Wohl und Wehe des Kindes der Mutter zuweisen (Hufeland, 1865; Ammon, 1851). Rechte erwachsen ihr daraus nicht. Und schon gar nicht erfüllt sich die weitergehende Forderung der Madame d'Epinay nach einer qualifizierten Erziehung der Frauen, wie das bereits erwähnte Beispiel der Fanny Lewald demonstriert.

Im Gegenteil, es kommt dem 19. Jahrhundert das zweifelhafte Verdienst zu, die physischen und psychischen Geschlechtscharaktere wissenschaftlich zu definieren. Im Brockhaus von 1815 liest sich das so:

»Daher offenbart sich in der Form des Mannes mehr die Idee der Kraft, in der Form des Weibes mehr die Idee der Schönheit . . . Der Geist des Mannes ist mehr schaffend, aus sich heraus in das Weite hinwirkend, zu Anstrengungen, zur Verarbeitung abstracter Gegenstände, zu weitaussehenden Plänen geneigter; unter den Leidenschaften und Affecten gehören die raschen, ausbrechenden dem Manne, die langsamen, heimlich in sich selbst gekehrten dem Weibe an. Aus dem Manne stürmt die laute Begierde; in dem Weibe siedelt sich die stille Sehnsucht an. Das Weib ist auf einen kleinen Kreis beschränkt, den es aber klarer überschaut; es hat mehr Geduld und Ausdauer in kleinen Arbeiten. Der Mann muß erwerben, das Weib sucht zu

erhalten; der Mann mit Gewalt, das Weib mit Güte oder List. Jener gehört dem geräuschvollen öffentlichen Leben, dieses dem stillen häuslichen Cirkel. Der Mann arbeitet im Schweiße seines Angesichtes und bedarf erschöpft der tiefen Ruhe; das Weib ist geschäftig immerdar, in nimmer ruhender Betriebsamkeit. Der Mann stemmt sich dem Schicksal selbst entgegen, und trotzt schon zu Boden liegend noch der Gewalt; willig beugt das Weib sein Haupt und findet Trost und Hilfe noch in seinen Thränen.« (Conversations-Lexikon oder Handwörterbuch für die gebildeten Stände, 1815, Bd. 4, 3. Aufl., S. 211; zitiert nach Hausen, 1976, S. 366)

Implizit ist damit auch das Bildungsprogramm für Frauen festgelegt: die Bearbeitung »abstracter Gegenstände« widerstrebt der natürlichen weiblichen Bestimmung und kann somit weder im Interesse des Mannes noch der Frau liegen. Im Jahrhundert der Aufklärung hatte es für die Frauen immerhin bescheidene Erfolge gegeben, im 19. dagegen herrschte ein kulturelles Klima, das selbst diesen minimalen Fortschritt zu annulieren drohte.
Die nächste Großmutter, von der zu berichten sein wird, repräsentiert sehr viel eher als Madame d'Epinay den Typus älterer Frauen, die keine Öffentlichkeitsarbeit leisten, literarisch nicht hervortreten und dennoch, gleichsam hinter den Kulissen, subversiv, an der Aufschnürung des Korsetts arbeiten. Über Frau von Gustedt wäre mit Sicherheit heute nichts bekannt, wenn nicht ihre Enkelin, die Schriftstellerin und Frauenrechtlerin Lily Braun, ihr in ihrer Autobiographie ein Denkmal gesetzt hätte. Lily Braun wird 1865 geboren. Ihr Vater, ein adeliger, mittelloser Offizier, ist herzlich verliebt in seine junge Frau, eine Gutsbesitzerstochter aus Pirgallen. Und dennoch beginnt die Ehe mit einer damals keineswegs ungewöhnlichen Katastrophe:

»Ahnungslos, wie alle wohlgehüteten Mädchen ihrer Zeit und ihrer Lebenskreise, war Ilse in die Ehe getreten. Keusch wie sie war der Mann, dem sie sich vermählt hatte, aber um so gewaltiger war die Glut seiner Liebe und seines Begehrens, während ihre Sinne noch schliefen und das große, tiefe Geheimnis des Geschlechts sich ihr wie eine gräßliche Untat offenbarte.« (Braun, 1924, Bd. I, S. 13)

Die als Folge einer solchen Untat geborene kleine Tochter kann von Anfang an das Herz der Mutter nicht gewinnen. Lily wird gleich nach der Geburt in die Obhut der Großmutter gegeben, eine Fischerfrau leistet Ammendienste.

»Behütet von ihr [der Amme] und der Großmutter, der das schwarzhaarige, dunkeläugige Baby so ähnlich sah, verbrachte ich auch den Winter bei ihr, seufzend hatte es mein Vater zugegeben, da er sah, daß ich hier besser aufgehoben war als in Königsberg, wo die Freuden der Geselligkeit meiner Mutter ganze Zeit in Anspruch nahmen.« (a. a. O., S. 18)

Später, als das kleine Mädchen dann bei ihren Eltern wohnt, ist es immer wieder die Großmutter, die Lily tröstet, verteidigt und vor allem versteht.

»Wenn die andern mich verhöhnten, wenn der Schmerz mich übermannte und sie nicht verstanden, warum, dann blieb mir ein Zufluchtsort und ein Mensch, der immer die rechten Worte des Trostes fand: Großmama. Wie oft flüchtete ich in ihr stilles Reich, wo sie zwischen

blühenden Blumen und dunkeln Palmen lesend, schreibend oder still vor sich hinträumend in ihrem tiefen, grünen Lehnstuhl saß. Sie hatte immer Zeit für mich, sie lachte mich niemals aus und antwortete nie auf meine tausend Fragen mit jenem ein weiches Kindergemüt so verletzenden: ›Das verstehst du nicht.‹ Und wenn sich mir Park und Garten, Wasser und Wald mit tausend Gestalten bevölkerten, wenn sie allabendlich in buntem Reigen um mein Bettchen tanzten, so wußte ich: Großmama sah sie, wie ich; nur die andern hatten keine Augen dafür.« (a. a. O., S. 24)

Diese alles verstehende Großmutter war aber auch durchaus in der Lage, nein zu sagen. Als ihr ältester Sohn, ein hochfahrender Junker, das Gut übernimmt und Instleute und Knechte übel traktiert, sogar von der Peitsche Gebrauch macht, verläßt sie die alte Heimat von einem auf den andern Tag. Und als einige Zeit später derselbe Sohn bei ihr vorspricht, damit sie seine Spielschulden bezahle, andernfalls er sich das Leben nähme, bleibt die Baronin ungerührt:

»Also ein Verschwender und ein Feigling dazu! . . . Schämst du dich nicht? Wie viele fristen ihr und ihrer Familie Leben mit wenigen Groschen am Tag, und du wirfst Tausende zum Fenster hinaus, noch dazu Tausende, die dir gar nicht gehören! . . . Setz dich auf dein Gut und arbeite!« (a. a. O., S. 70-71)

Mehr als zwanzig Jahre später wird die Enkelin gegen den erbitterten Widerstand ihrer Familie in die Sozialdemokratische Partei eintreten. Es sind mehrere Faktoren, die Lily Braun dazu veranlassen, ihre Klasse zu verlassen und sich auf die Seite der Arbeiter zu schlagen, aber eine dieser Einflußgrößen ist die Großmama, die mit ihrem Sinn für soziale Gerechtigkeit, ihrem Widerwillen gegen Standesdünkel und ihrer eigenwilligen Lektüre die Standarderziehung der Enkelin konterkariert.

»Abends lasen wir miteinander, Großmama und ich. Die stenographischen Berichte der Reichstagsverhandlungen, die sie durch ihren Sohn regelmäßig erhielt, bildeten damals ihre Lieblingslektüre. Mich langweilten sie zunächst schrecklich, ich verstand ja nicht einmal das ABC der Sache.« (a. a. O., S. 312)

Frau von Gustedt war keine Sozialdemokratin und hatte auch keine Neigung, es zu werden, aber sie las nicht nur die für eine Frau auch schon unschicklichen Protokolle der Reichstagsverhandlungen, sie las auch Bebel und Liebknecht, hielt allerdings deren Programm für undurchführbar und verfrüht:

»›Das ist das Verdienst der Sozialdemokratie‹, sagte sie, ›über das man manche ihrer Sünden vergessen könnte, daß sie alte wahrhaft christliche Ideale in ein neues Kleid gesteckt hat und die Menge glauben läßt, es handle sich auch um neue Körper. Aber eine Verwirklichung kann sie trotzdem nicht dekretieren. Jahrhunderte einer christlichen Erziehung und Gesetzgebung gehören dazu. Sieh dir doch hier einmal die Menschen an. Schon die Verwirklichung einer uns so geläufigen Forderung, wie die des allgemeinen Stimmrechts, erscheint angesichts ihrer verfrüht‹.« (a. a. O., S. 315-316)

Um ihren Beitrag gegen Unwissenheit und Dumpfheit zu leisten, richtet Frau von Gustedt, auf ihr heimatliches Gut zurückgekehrt, dort einen Kinderhort ein. Ihre weitergehenden Pläne, den Eltern dieser Kinder Bücher

nahezubringen, werden von ihrem Sohn kategorisch abgelehnt: »das hieße Bedürfnisse wecken, die schließlich zur Landflucht treiben«, war seine Antwort gewesen (a. a. O., S. 311).
Natürlich trachteten General von Kretschmann und seine Frau, die Eltern Lilys, ihre Tochter sobald wie möglich unter die Haube zu bringen. Lily unterwirft sich diesen Verkaufsstrategien nicht, in den Augen der Eltern und der gesamten Umwelt ein skandalöses Verhalten, zumal die finanzielle Lage der Familie inzwischen mehr als kläglich ist. In dieser Situation schreibt die mittlerweile 78jährige Großmutter u. a. folgendes an die Enkelin (a. a. O., S. 435 ff.):

»... Deine Eltern glauben Deiner Jugend, Deiner Zukunft, einer möglichen Heirat alle Rücksicht schuldig zu sein, sie werden sich gewiß einen Aufenthaltsort aussuchen, wo Du die gewohnte Geselligkeit finden und eine gesellschaftliche Rolle spielen kannst. Ich denke zu hoch von meiner Enkelin, als daß ich nicht wüßte, daß Du höhere Werte zu schätzen und höheren Zielen zu folgen weißt. Eine Ehe ist nur selten ein Glück, am wenigsten eine solche, die im Ballsaal geschlossen wird, und Dich hat Gott mit so vielen guten Gaben bedacht, daß Du auch außerhalb der natürlichen weiblichen Lebenssphäre einen Dich und Andere befriedigenden Lebensinhalt finden wirst. Suche Dir diesen Inhalt, nicht nur um Deiner selbst willen, sondern auch, um Deinen Eltern die Sorge um Dich von der Seele zu nehmen. Dein Vater freilich, immer ein Optimist in diesen Dingen, rechnet für seine Töchter mit den Millionen der augsburger Tante. Darum ist der Rat, der letzte vielleicht, den ich Dir geben kann, der: stelle Dich auf Deine eigenen Füße. Über das ›Wie‹ zu entscheiden, wird freilich Deine Sache sein. Nur an ein paar Beispiele möchte ich Dich erinnern: An Frau v. W., die ein schönes, gefeiertes Mädchen, eine verwöhnte Frau gewesen ist. Ihr Mann verjubelte, was sie besaß, und mußte, als unheilbar Gelähmter, den Abschied nehmen, so daß ihr allein die Erhaltung der ganzen Familie zufiel. Sie setzte sich an den Schreibtisch, schrieb Romane und erwarb, was nötig war, um zu leben und ihre Kinder zu erziehen. Oder denke an die kleine Gräfin B., deren Eltern starben, als ihre fünf Geschwister noch unmündige Kinder waren. Mit den Künsten, durch die sie bisher nur die Verwandten erfreut hatte, erhielt sie von da an die Ihren. Ihre gemalten Teller, ihre gebrannten Wappen und gepunzten Ledereinbände findest Du jetzt in den Auslagen großer Berliner Geschäfte.
Und nun lebwohl, mein Herzensenkelkind; ich fühle, daß Du mich recht verstehst, und weiß zuversichtlich, daß ich im Vertrauen auf Dich ruhig meine Augen werde schließen können. Ich drücke Dich an mein Herz, als

Deine treue, sehr alte
Großmama.«

Beim Tode der Großmutter erbt Lily deren gesamte Aufzeichnungen und Korrespondenzen. Dieses Material bildet den Grundstock für die von Großmama so sehr ersehnte eigenständige Existenz ihrer Enkelin. Lily Braun stellt aus dem literarischen Nachlaß der Großmutter mehrere Artikel zusammen, gibt 1892 unter dem Titel *Aus Goethes Freundeskreisen* die Lebenserinnerungen Jenny von Gustedts heraus und veröffentlicht 1908 eine Biographie der Großmutter. Wir wissen nicht, ob Frau von Gustedt die spätere Karriere ihrer Enkelin als Sozialdemokratin gutgeheißen hätte, unbeteiligt war sie gewiß nicht daran, und verstanden hätte sie sie allemal.
Frau von Kretschmann, die Mutter Lily Brauns, hatte die Tochter – solange

diese noch im Elternhaus lebte – immer nur unerbittlich ob ihrer »abweichenden« Ideen und Meinungen kritisiert. Sie, die immer nur ihre Pflicht getan, hatte in Gedanken, Worten und Werken die intellektuellen Neigungen der Tochter als pflichtvergessen und exzentrisch verurteilt. Und doch, selbst diese engherzige, dem Anstand ergebene Frau, lockerte sich im Alter, als Großmutter. Das Theater wird ihre große Leidenschaft, und obwohl sie es sich finanziell nicht leisten kann, besucht sie zahllose Aufführungen und nicht nur solche, die für eine Dame als schicklich galten. Eines Tages – die Tochter traut ihren Augen nicht – besucht sie eine der Veranstaltungen, auf denen Lily Braun für die Rechte der Frauen agitiert. Als Witwe schließlich lebt sie auf:

»Wie leicht, wie elastisch der Gang der Mutter ist, dachte ich erstaunt, als ich sie näher kommen sah. Mir war, als wäre sie sonst schwer und hart aufgetreten. Ihre Wangen waren gerötet, der bittere Zug um ihren Mund wie weggewischt . . .

›Nun kann ich reisen!‹ sagte sie mit einem Aufleuchten in den Augen. . . . da bin ich frei –‹, sie dehnte dies letzte Wort, als müßte sie es ganz auskosten.

Nach Italien wollte sie zuerst. Sie erzählte von einem ganzen Stoß Bücher, die sie mitnehmen wollte. ›Ich bin nie zum Lesen gekommen‹, meinte sie; ›wie viel hab' ich versäumt, wie viel kann ich nachholen!‹

Ich sah sie verwundert an, wie eine Fremde: hatte sie mich nicht so und so oft aus der Lektüre herausgerissen, als ich noch daheim war, und mich neben sich an den Flickkorb gezwungen? Hatte sie jemals etwas anderes gelesen als die Zeitung und hie und da einen Roman?

›Du bist erstaunt?‹ lächelte sie. ›Du wirst es noch selbst erfahren, wie die Pflicht für andere zu leben uns Frauen fast bis zur Selbstvernichtung treiben kann.‹ Ich fand keine Antwort. Wie unglücklich mußte sie gewesen sein, – und wie unglücklich gemacht haben, da sie fünfunddreißig Jahre lang nur aus Pflichtgefühl die Ketten der Ehe getragen hatte!

›Im nächsten Winter werde ich mich hier in einer Pension etablieren‹, fuhr sie fort, ›du glaubst nicht, wie allein der Gedanke mich beruhigt, alle Haushaltsquälerei los zu sein!‹ Und sie war scheinbar in ihrem Haushalt aufgegangen!« (Braun, a. a. O., Bd. II, S. 295-296)

Die Tochter ist entsetzt, als sie erfährt, daß die Mutter auch alle alten Möbel verkauft hat und ihnen keine Träne nachweint.

»Mir war, als sähe ich plötzlich bis zum Grunde ihres Herzens. Dem Götzen der Pflicht hatte sie ihr Leben geopfert und wußte nun nicht einmal, wie groß ihre Sünde gewesen war. Jetzt erst trat sie aus dem Dämmerdunkel seines Tempels ans Tageslicht und grüßte es, als sähe sie es zum erstenmal. Arme Mutter!« (a. a. O., S. 297)

Auf Hedwig Dohm, gleichfalls eine Großmutter aus dem 19. Jahrhundert, trifft die These, daß Frauen sich Widerspenstigkeit vorzugsweise erst im Alter leisten konnten, nicht zu, denn Hedwig Dohm war auch in der vorgroßmütterlichen Phase bereits eine streitbare Feministin. Aber auch ihre ersten feministischen Publikationen erschienen erst in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, als die Autorin bereits über vierzig war. Hedwig Dohm war eine Einzelkämpferin, sie gehörte der organisierten Frauenbewegung nicht an, und ihre radikalen Formulierungen fanden auch nur bedingten Beifall bei ihren Geschlechtsgenossinnen aus der gemäßigten Frauenbe-

wegung. So schreibt Gertrud Bäumer im Handbuch der Frauenbewegung von 1904 über Hedwig Dohm:

»Für die deutsche Frauenbewegung ist keine geistreichere Feder geführt worden, als die von Hedwig Dohm, aber ihre Bedeutung liegt mehr in der Augenblickswirkung einer glänzenden Persiflage, als in der Mitarbeit an der Theorie, aus der die Frauenbewegung sich selbst immer besser zu rechtfertigen lernte.
Der bedeutungsvolle, in vieler Hinsicht entscheidende Fortschritt in der Entwicklung des Gedankens der Frauenbewegung gehört erst dem letzten Jahrzehnt des Jahrhunderts an.« (Bäumer, 1904, S. 75)

Das klingt so, als ob von einer Toten die Rede wäre, während in Wirklichkeit Hedwig Dohm bis zu ihrem Tode im Jahre 1919 noch energisch ihre »geistreiche Feder« für die Emanzipation der Frau führte. Hedwig Dohm engagierte sich in erster Linie für das Recht auf Bildung, unermüdlich polemisierte sie gegen die wissenschaftlichen Definitionen »weiblicher Natur«, die die Unfähigkeit der Frau zu geistiger Arbeit belegten. Beispielhaft sei hier ein Auszug aus der Kontroverse mit dem Psychoanalytiker Groddeck angeführt. Groddeck schrieb in der Zeitschrift *Zukunft* im Jahre 1909:

»Alles Große und Schöne im Menschenleben ist Werk des Mannes, ist Werk der Persönlichkeit im Manne. Und das wird immer so bleiben, denn nur ein Mensch, der Persönlichkeit hat, kann schaffend wirken; und die Frau hat keine Persönlichkeit . . .
Wie der weibliche Körper nicht den Anstrengungen der gefahrvollen Bewegung gewachsen ist, wie ihm wenigstens durch die Mahnung der Natur jede über Monate hinaus dauernde Bewegung unterbrochen wird, was ja schon allein genügt, um ihm die Gefahr des Entdeckens zu verbieten, so ist auch der weibliche Geist genau durch dasselbe Mittel verhindert, große Entdeckungen zu machen, da ihm die fortgesetzte geistige Arbeit regelmäßig durch den Raptus der Periode unterbrochen wird . . . Gottnatur hat sie an den Boden gefesselt, an ihren Mann, an ihr Kind, an ihre Geschlechtlichkeit . . .« (Groddeck, 1909, zitiert nach Dohm, Neuauflage 1976, S. 211-212)

Die Dohm konterte in der gleichen Zeitschrift:

»Die Frau ohne Persönlichkeit! Das klingt fast wie eine Jahrmarkts- oder Panoptikums-Reklame. Eine Frau ohne Unterleib machte im Panoptikum Furore. Die Persönlichkeit des Menschen ist seine Seelenhaut. Kaltblütig zieht dieser Herr sie dem Weibe ab . . .
Ich glaube nicht, daß das Weib in der Zeit der Menstruation ›unzurechnungsfähig‹ ist, an Körper und Geist völlig zerrüttet und in Aufruhr gebracht, einem periodischen ›Raptus‹ verfallen. Warum ich es nicht glaube? Raptus hin, Raptus her: meine Köchin kocht in den ominösen Tagen (Groddecks wahrscheinlich auch), meine Näherin näht, drüben die ältere Tochter unterrichtet, eine jüngere ist in der Schule eifrige Lernerin. Die Schauspielerin spielt, die Telefonistin telefoniert, die Frauenrechtlerin hält einen Vortrag: und niemand ahnt etwas von den fürchterlichen, ans Irrenhaus streifenden Zuständen dieser traurigen Geschöpfe.« (Dohm, Neuauflage 1976, S. 213 ff.)

Ausführlich beschäftigte sich Hedwig Dohm auch mit dem Status der Großmutter, im Jahre 1912 erscheint ein fiktiver Dialog zwischen Großmutter Dohm und einer Tochter namens Elisabeth, in dem Hedwig Dohm das Bild einer emanzipierten Großmutter zeichnet:

»Elisabeth: Daß du nun wieder da bist, mein Mütterchen – wie gut – wie lieb! Schön ist's bei

uns auf dem Lande – nicht? Ich wäre außer mir gewesen, wenn du deinen 60. Geburtstag nicht bei uns gefeiert hättest! Und nun lassen wir dich nicht wieder fort, du bleibst bei uns – immer. Ja? ja?

Großmutter: Und wie denkst du, mein Kind, was ich hier tun soll?

Elisabeth: Aber Mütterlein, du brauchst doch nichts mehr tun? Du bist da, um dich recht, recht liebhaben zu lassen. Willst du dich durchaus beschäftigen, du hast ja deine Enkel, meine lieben, herzigen Kinder.

Großmutter: Aber die haben ja eine erprobte Kinderfrau. Noch eine zweite, die mit der eigentlichen kaum konkurrenzfähig sein dürfte? Und ein paar Tanten habt ihr ja auch immer zur Stelle. Wäre ich da nicht überflüssig?

Elisabeth: Aber eine Großmutter ist doch ganz etwas anderes. Es ist doch ein natürlicher Zug, der die Enkel zur Großmutter zieht.

Großmutter: Glaubst du, daß ihr Schrei nach der Großmutter sehr intensiv ist? Diese kleinen Egoisten – das sind alle Kinder – entbehren ja nicht einmal die Mutter, wenn sie verreist ist.

Elisabeth: Das klingt gerade, als brauchten wir keine Großmama. Wir brauchen sie aber, dringend – dringend.

Großmutter: Wozu? deine Kinder miterziehen? mitbestimmen über ihre Ernährung, ihre Kleidung, wie du sie hygienisch zu halten hast? . . . Du hast die Verantwortung für die Kinder, nicht ich. Könnte ich sie nicht mit meinen Anschauungen infizieren, die von den deinigen so verschieden sind? Am Ende würden aus meinen Händen kleine Suffragettes hervorgehen.

Elisabeth: Wir fürchten uns nicht vor dem schwarzen Mann, und vor einer roten Sozigroßmutter erst recht nicht . . . Du willst aber doch nicht in das gräßliche Berlin zurück. Du hast nun schon so lange Zeit dich gemüht und gewirkt, es wird sich für deinen Verein für mißhandelte Kinder eine andere Leiterin finden, eine junge Kraft . . .

Großmutter: Ausruhen heißt abdanken, sich pensionieren lassen. Wer läutet sich gern selbst die Totenglocke? Bei irgend einem Völkerstamm – hoch zivilisiert wird er ja nicht sein – ist es Sitte, daß man alten Leuten zum Geburtstag einen Sarg schenkt. Eine 60jährige hältst du für alt? Aber ich kann 70, ja 80 Jahre alt werden. Ist es dir nicht aufgefallen, daß die Lebensdauer der Menschen sich seit einigen Jahrzehnten verlängert hat?

Elisabeth: Jawohl.

Großmutter: Die Vorstellung der Großmutter bedarf entschieden einer Revision. Die Großmütter junger Enkel sind ja oft noch wahre Springinsfelde, blühende, junge Frauen, zu jedem Lebenswerk noch bereit, im Alter kraftvoller Reife. Es ist eine sonderbare Gepflogenheit der Schriftsteller, daß in ihren Werken die Großmutter uns immer als gebrechliches Weiblein, das womöglich am Stock humpelt, vorgeführt wird. An der Schwelle der Urgroßmutterschaft mag sie ja bedeutend älter geworden sein, aber vielleicht auch dann noch jung genug, um die Segel zu straffen zu einer neuen Meerfahrt ins Leben hinaus . . . Vielleicht werden auch die großmütterlichen Frauen geboren, wie die mütterlichen und die jungfräulichen. Die Chinesen fangen an, sich ihre Zöpfe abzuschneiden. Vielleicht ist die Großmutter alten Stils auch so ein Zopf, der . . .

Elisabeth (unterbrechend): Sprich es nicht aus, sprich es nicht aus! Ich liebe diesen alten Stil. Ist's ein Zopf, ich möchte eine Krone daraus flechten. Du solltest nur die greise Mutter meiner Schwägerin sehen, wenn sie obenan an der Tafel sitzt, mit dem Häubchen auf dem weißen Scheitel, in dem dunklen, altmodischen und doch so anheimelnden losen Gewand. Und wie sie mit so liebevollem Lächeln auf die Enkelschar hinblickt. Ganz Güte und Würde. Und das eine Enkelchen bringt die Fußbank, das andere ein Kissen für den Rücken. Und der Hausherr spendet ihr den besten seiner Weine. Förmlich etwas zärtlich Feierliches geht von ihr aus, Ehrfurchtgebietendes.

Großmutter: Glaube nur nicht, Elisabeth, daß ich von deinen gekrönten Altmütterchen gering denke. Ich kann mir vorstellen, daß sie wie ein Stückchen lebendiger Ahnengalerie – dekorativ – wirken. Ja, ihre freundliche Selbstlosigkeit, ihre Selbstentmündigung, in der sie nicht mehr in sich und für sich, sondern nur noch für ihre engste Familie leben, rührt mich sogar. Die Ehrfurchtsgeste aber vor einer gehörigen Quantität von Jahren – wohl ein Rest des orientalischen Ahnenkultus – lehne ich ab. Übrigens weist diese Ehrfurcht Lücken auf. Hast du nicht beobachtet, daß, was so ein Mütterchen sagt, keinen Widerhall findet, wenn man ihr auch freundlich zustimmt? Alte Leute sprechen oft laut mit sich selbst. Das kommt wohl daher, weil andere nicht mehr auf sie hören, da machen sie sich zu ihren eigenen Hörern.« (Dohm, 1912, S. 649 ff.)

Bleibt noch die Frage nach dem Potential heutiger Großmütter, aus ihrer Altersrolle gleichsam psychisches Kapital zu schlagen. Seit den Tagen einer Hedwig Dohm hat sich die Situation der Frauen in vieler Hinsicht verändert. Der Anteil der Mädchen, die eine weiterführende Schule besuchen, ist höher als der der Jungen. Kaum ein Mädchen mehr, das keinen Beruf erlernt; inwiefern es ihn ausübt und vor allem in der Zukunft ausüben wird, ist eine Frage der Arbeitsmarktpolitik. In der konjunkturellen Baisse gewinnen die Glaubenssätze des 19. Jahrhunderts von der natürlichen Bestimmung der Frau regelmäßig wieder an Boden. Gleichwohl, die Frauenbewegung, die sich seit Ende der sechziger Jahre neu etablierte, hat ihren Einfluß auf die Frauen nicht verfehlt, selbst wenn sie weder in der Frauenbewegung organisiert sind noch als Sympathisantinnen gelten mögen. Gerade deswegen ist es um die Chancen heutiger Großmütter, ihren Enkelinnen emanzipatorisch auf die Sprünge zu helfen, schlecht bestellt. Und die Möglichkeiten historischer Großmütter, mildernd in die harte Erziehung der Enkel einzugreifen, reduzieren sich ebenfalls, seit in den sechziger Jahren ein jäher Wandel der Erziehungsnormen stattfand. Wer in der Nachkriegszeit oder auch noch in den fünfziger Jahren ein Kind war, kann sich meist noch an eine Großmutter erinnern, bei der man mancherlei Vorzüge genoß, derer man im elterlichen Hause nicht teilhaftig werden konnte. Großmütter setzten sich dem nicht unbegründeten Verdacht aus, die Enkel zu verwöhnen, die Erziehungsgrundsätze der Eltern zum großen Vergnügen der Kinder zu untergraben. Den heutigen Großmüttern gilt der umgekehrte Verdacht.
Seit der allgemeine Glaubenssatz herrscht, daß nur immerwährende Zuneigung und Bedürfnisbefriedigung eine günstige Entwicklung des Kindes sichern, sind es nicht mehr die Großmütter, die die Kinder vor deren Eltern schützen, sondern die Eltern, die ihre Kinder vor der Großmutter in Sicherheit bringen. So verwenden z. B. moderne Elternratgeber stets einige Seiten darauf, die Mütter anzuhalten, sich gegen die rigiden Erziehungsvorstellungen der Großmütter durchzusetzen. Nicht mehr fürchtet man sich vor despektierlichen Flausen, die Großmütter einst den Kindern in den Kopf setzten, vielmehr argwöhnt man heute, Großmütter könnten die armen Kleinen an ihrer freien Entfaltung hindern.

Im Reglement eines Elternratgebers, der eigens ein Kapitel den Großeltern widmet, liest sich das beispielsweise so:

»Sie müssen sich schon damit abfinden, daß die heutige Generation ihre Kinder nach bestem Wissen und Gewissen zu erziehen versucht, hierfür die besten ihr zur Verfügung stehenden Informationen über die Erziehung heranzieht und sich dabei bemüht, die individuellen Eigenheiten der Kinder zu berücksichtigen. Noch ein weiterer Vorschlag: Ich halte es für besser, wenn Sie sich bei der tatsächlichen Erziehung und Versorgung des Kindes etwas zurückhalten ... Bitte beachten Sie auch die Regeln und Gesetze, die von den Eltern für das Kind festgesetzt werden. Als Besuch haben Sie zum Beispiel bestimmt nicht die Absicht, den jungen Eltern die Erziehung ihres Kindes zu erschweren. Oder wollen Sie, daß die Eltern erleichtert aufatmen, wenn Sie gegangen sind, nur weil Sie sich nicht richtig einfügen konnten?« (Peter Pelikan Briefe, 10. Brief)

Was der moderne Elternratgeber nicht zu wissen scheint, ist, daß Tausende von Müttern nicht aufatmen, wenn die Großmutter geht, sondern wenn sie kommt, nämlich um die Kinder zu hüten. Einerseits wird die Großmutter pädagogisch diskreditiert; mir ist kaum eine junge Mutter bekannt, die nicht den großmütterlichen Erziehungsstil bemäkelt. Halb belustigt, halb naserümpfend bedeuten progressive Eltern ihren Sprößlingen, daß die im elterlichen Hause tolerierten Sprachausfälligkeiten oder Tischmanieren bei Großmutter nicht mit Duldung rechnen können. Andererseits aber sind es die Großmütter, die mittels dauerhaften und kostenlosen Babysittens ihren Töchtern und Schwiegertöchtern Freiräume verschaffen, die diese – trotz neuer Väterlichkeit – sonst nicht hätten. Daß Großmütter heute vielfach die einstigen Funktionen von Kindermädchen und anderen dienstbaren Geistern übernehmen, erhellt aus der Begriffsschöpfung amerikanischer Soziologen, die mit dem Terminus »Granny's abuse« die Situation der »Oma für's Grobe« beschreiben.

Ganz so einseitig sehe ich den Status der Großmütter nicht, jedenfalls nicht für die Zukunft. Wenn dank Arbeitsmarkt und Tendenzwende erst alle Frauen wieder ihrer weiblichen Bestimmung zugeführt worden sind, wenn Großmutter nicht mehr einhüten muß, sondern Mutter wieder rund um die Uhr für die Kinder zuständig ist, dann werden sicherlich auch Großmütter à la Hedwig Dohm wieder Konjunktur haben.

Noch in einer anderen Beziehung außer der zu ihren Enkeln wird es der Großmutter von heute möglicherweise schwerer gemacht als ihrer historischen Vorgängerin. Letztere konnte es als Entlastung empfinden, nicht mehr einem Frauenbild entsprechen zu müssen, das ihr vorschrieb, zart, reizend, empfindsam und betörend naiv zu sein. Heute wünschen sich die Männer – wie durch vielfache Umfragen belegt – in erster Linie »attraktive« Frauen; gescheit sollen sie auch sein, doch sollte das Merkmal Intelligenz nicht stärker ausgeprägt sein als beim Mann. Die Feministinnen unserer Tage bestreiten zwar die Legitimität des männlichen Anspruchs auf weibliche Attraktivität, aber als Individuen fühlen auch sie sich diesem Anspruch

verpflichtet, selbst noch im Alter. Der lüsterne Blick auf die hautengen Jeans decouvriert den Voyeur als typischen »Macho«. Das Ausbleiben solcher Blicke jedoch wird als noch schrecklicher erlebt.

»Männerblicke, die mich auf meine sexuelle Tauglichkeit abschätzen, gehörten zu meinem Alltag als Frau, waren eine Art negative Selbstbestätigung. Erst als die Blicke weniger wurden, wurden sie mir überhaupt bewußt. Ihr völliges Ausbleiben beunruhigte mich . . . Ich hatte das Gefühl, unsichtbar zu sein.« (Cadura-Saf, 1981, S. 13)

Die historische Großmutter konnte sich tendenziell den Zwängen ihrer Frauenrolle entziehen, die heutige hat offenbar Schwierigkeiten, von ihnen zu lassen. Auch für diese mißliche Lage empfiehlt sich ein Blick auf die renitenten Großmütter des 19. Jahrhunderts.

Literatur

F. von Ammon, *Die ersten Mutterpflichten und die erste Kinderpflege. Zur Belehrung junger Frauen und Mütter*, Dresden 1827

P. Ariès, *Geschichte der Kindheit*, München 1975

E. Badinter, *Emilie, Emilie. L'ambition féminine au XVII^e siècle*, Paris 1983

G. Bäumer, *Handbuch der Frauenbewegung. I. Teil: Die Geschichte der Frauenbewegung in den Kulturländern*, Berlin 1901

L. Braun, *Memoiren einer Sozialistin. Lehrjahre*, München 1924

Dies., *Memoiren einer Sozialistin. Kampfjahre*, München 1924

D. Cadura-Saf, *Das unsichtbare Geschlecht. Frauen, Wechseljahre, Älterwerden*, Berlin 1981

H. Dohm, *Emanzipation*, Zürich 1976 (Neuauflage)

Dies., »Mutter und Großmutter«, in: A. Schreiber (Hrsg.), *Mutterschaft. Ein Sammelwerk für die Probleme des Weibes als Mutter*, München 1912

K. Hausen, »Die Polarisierung der ›Geschlechtscharaktere‹ – Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben«, in: W. Conze (Hrsg.), *Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas*, Stuttgart 1976

C. W. Hufeland, *Guter Rath an Muetter über die wichtigsten Punkte der physischen Erziehung der Kinder in den ersten Jahren*, Leipzig 1865

Le Roy Ladurie, *Montaillou. Ein Dorf vor dem Inquisitor, 1294 bis 1324*, Frankfurt 1983

F. Lewald, *Meine Lebensgeschichte. Erster Band: Im Vaterhause*, Berlin 1871

Peter Pelikan Briefe: Arbeitskreis Neue Erziehung (Hrsg.), Berlin o. J.

Stefan Welzk
Wehrmütter

Vater, dir drohet nichts,
Siehe es schwindet schon,
Mutter, das Ängstliche,
Das dich beirrte! . . .
(Hofmannsthal, »Gesang der Ungeborenen«)

Im Grunde haben wir eine prächtig funktionierende Volkswirtschaft. Das Einzige, was darin stört, sind die Menschen. Zur Gütererzeugung werden sie zunehmend unrentabel und entbehrlich. Als Abnehmer ist der Export profitabler und der Staatsverbrauch besser planbar. Sind sie jung, belasten sie die Arbeitslosenversicherung, werden sie alt, die Rentenversicherung. Und sie werden sehr alt, wenn die Vorsehung nicht eingreift. Um die Hälfte – so erklären die Experten – müssen die Renten runter, will man all die heutigen Punks noch als Greise durchfüttern. Das erhabene Gefühl der Überflüssigkeit gehört heute zu den Primärerlebnissen des Heranwachsenden in der westlichen Werteordnung. Unsere findige politische Führung weiß Abhilfe. Zur Lösung des Rentenproblems schlägt die CDU in ihrer »Kommission Soziale Sicherheit« die Heraufsetzung, zur Milderung des Arbeitslosenproblems die Herabsetzung des Rentenalters vor. Nur naive Gemüter können daraus einen Widerspruch konstruieren wollen. Die Realpolitiker tun einfach beides, nur abwechselnd.

Der absinkenden Nachfrage nach Menschen hat nun das deutsche Volk – eines der regierbarsten dieser Erde – in einer sozusagen vorauseilenden Erbötigkeit hochsensibel entsprochen: Bereits im Jahrzehnt vor Einbruch der Weltwirtschaftskrise ist die Zahl der Geburten um mehr als die Hälfte gefallen. Der Geburtenüberschuß von 0,7 Prozent (1963) ist damit durch einen Sterbeüberschuß von 0,2 Prozent (1973) abgelöst worden. Anstatt daß die Obrigkeit jedem Ungeborenen dafür aufatmend dankt, ist sie mit einer gewissen Verzögerung, die sie nun einmal zum Nachdenken braucht, eher bestürzt: Zum ersten wachsen ihr die Übergangsprobleme über den Kopf – im besonderen die bereits erwähnte Rentenfinanzierung. Die schlichte Rechnung der Politiker, daß auch die Rentenbeiträge verdoppelt oder die Renten halbiert werden müssen, wenn sich das Verhältnis von Rentnern zu Arbeitsfähigen verdoppelt, geht doch von völlig abwegigen Voraussetzungen aus – von der Annahme nämlich, diese Arbeitsfähigen fänden allesamt auch Arbeit. Da kein ernstzunehmender Ökonom künftig mit Vollbeschäftigung rechnet, werden sich die sozialen Abgaben also eher verdreifachen. Da in unseren politischen Bürokratien zweifellos auch weiterhin die älteren Jahrgänge das Sagen haben, wird ein Verteilungskampf zwischen Renten

und Arbeitslosenbudget noch allemal zugunsten der Rentner, zumindest der bessergestellten, entschieden werden (Leistung muß sich ja schließlich wieder lohnen). Dennoch bleiben die Arbeitslosen ein Kostenfaktor. Da man kurzfristig die Höhe der Einkommen leichter regulieren kann als die Zahl der Menschen, wäre jeder Ungeborene ein Geschenk an den Staatshaushalt.

Stärker noch als die Rentnerschwemme brennt unserer Regierung ein Anderes auf den Nägeln: der Verlust der Wehrfähigkeit. Wenn Franz Josef Strauß – wie sein heutiger Amtsnachfolger ein Verteidigungsminister aus Drang und Artung – nunmehr flammender Zunge den drohenden Verfall der biologischen Lebensgemeinschaft unseres Volkes beschwört, so hat er das gleiche wohl vor Augen, was der Hardthöhenjargon als »Horrorkurve« handelt: Der Bundeswehr geht das Menschenmaterial ab, sie trocknet aus. Die für »flexible Response« und »Vorneverteidigung« als unabdingbar erkannte Friedensstärke unserer Armee von mindestens 495 000 Männern heischt ein jährliches Wehrpflichtigendeputat von 225 000, mit Grenz-, Katastrophen- und sonstigem Schutz von 252 000. Bereits 1989 werden jedoch weniger als 200 000, von 1994 an nur noch etwa 140 000 unter die Fahnen zu bringen sein. Die Streitkräfte schmelzen damit ceterus paribus auf 295 000 Mann. Mit einem Verlust von über 40 Prozent der Mannschaft wird die Armee also vom Geburtenstreik härter getroffen als von einem mittleren konventionellen Weltkrieg. Es kommt dies praktisch einer Einladung zur Invasion der Bundesrepublik gleich. Außerdem hat sich die Bundesregierung unter dem Druck der CDU und vor allem Wörners bei den Wiener Verhandlungen über Truppenabbau Kompromißvorschlägen mit unbeirrbarer Entschlossenheit widersetzt, obwohl schon bei Verhandlungsbeginn, 1973, die Geburtenstatistik glasklar auswies, daß man den östlichen Wünschen schließlich auch ohne jede Gegenleistung würde entsprechen müssen.

Hartnäckig halten sich Gerüchte, daß der MAD bereits seit längerem gegen ein »Lysistrata-Syndrom« ermittelt, einen gezielt zur Wehrkraftzersetzung lancierten Geburtenstreik. Die jüngsten Resultate der Schwulenforschung sind offenbar nur ein Nebenprodukt dieser Recherchen und allenfalls des Eisbergs winzige Spitze. Sozusagen in einer Zangenbewegung aus Pillenknick und Perversion wird die Bundeswehr paralysiert, bevor sie das Feld der Ehre überhaupt nur zu betreten Gelegenheit hat. Daß selbst Top-Ränge unserer Armee sich der Familienpflicht entziehen, zeigt das alarmierende Ausmaß dieser Infiltration. In diesem Kontext mag manche Überreaktion unseres pflichtgetriebenen Verteidigungsministers verständlich werden. Für wen denn haben wir die schönen Leoparden und unbezahlbaren Tornados geschaffen, all das blitzende Spielzeug, um das uns Emire und Scheichs beneiden? Entgegen dem Augenschein ist auch heute noch der Mensch das

Maß aller Dinge und Geräte, auch der des Krieges. Deshalb ist die Generalität zur stärksten pressure group der Babys im politischen Establishment geworden. Ein Herz für Kinder – wer hätte es gerade in den uniformierten Brüsten dieser oft als hartgesotten gescholtenen Männer vermutet!
Natürlich fragt man sich, warum es ausgerechnet 495 000 Landeskinder sein müssen und nicht auch mit der Hälfte das Vaterland hinreichend intensiv verteidigt werden kann. Ist unsere Heimat einfach zu groß? Leiden wir unter einem Raum-ohne-Volk-Problem? Zum ersten wird man nicht glauben können, daß der Führer, als er die Deutschen in ihrem Reich von Rhein bis Memel als Volk ohne Raum erkannte, so gründlich sich hat irren können. Auch dieses konträr gelagerte Problem wurde durchaus dialektisch mit einem Baby-boom zu bewältigen versucht. Freilich hat man damals nicht die Geduld gehabt, mit dem Krieg zu warten, bis diese entscheidende Wunderwaffe – die Gebärfreudigkeit der arischen Frau – militärisch zum Tragen kam. Zum zweiten spricht unsere im Vergleich sehr hohe Bevölkerungsdichte gegen diese Vermutung. Es könnte jedoch sein, daß Völker unter der 60-Millionen-Grenze heute überhaupt nicht mehr verteidigungsfähig sind oder daß nur eine gewisse Proportion von Wehrfähigen pro Rentner, Frau und Kind im Ernstfall eine Siegeschance bietet.
All diese Überlegungen sind von hoher Relevanz für die Befehlszentren in Washington; uns jedoch erscheinen sie als gänzlich belanglos. Denn ob Sieg oder Niederlage – unser Verteidigungskonzept verbürgt im Ernstfall die Selbstausrottung des deutschen Volkes. Das aber hängt wieder eng zusammen mit unserer unzureichenden geographischen Säuglingsdichte. Soeben erst hat der ehemalige Nato-Oberbefehlshaber Nord, Sir John Hackett, in der *International Defence Review* auf die Irrealität der von der Bundesrepublik vertretenen Strategie der Vorneverteidigung verwiesen. Sie sei nur unter zwei Umständen möglich: bei einem Ausbau der konventionellen Truppenstärke weit über alle bisherigen Pläne hinaus oder bei einem sofortigen atomaren Gegenschlag, bei dem die Entscheidung in den Händen örtlicher Befehlshaber liege. Beide Strategien seien jedoch unter politischen und militärischen Gesichtspunkten »unmöglich« zu verwirklichen.
Demnach beruht die Sicherheit nicht der Bundesrepublik, aber der dort Lebenden einzig auf der Voraussetzung, daß die Russen sowieso nicht angreifen wollen. Da über diesen Punkt sowie über die Notwendigkeit unseres Überlebens in den oberen Befehlszentren keine Einigkeit besteht, haben wir die Pershing II am Hals. Jeder Vorschlag, diesen Staat konventionell zu verteidigen, wurde bisher mit dem Hinweis auf fehlendes Menschenmaterial abgewiesen. Sind nicht genug Männer da, um im Ernstfall verheizt zu werden, so tritt er auch ein. Hier schlagen also Mutterschaftsverdruß und Geburtendefizit ganz unmittelbar um in eine Existenzbedrohung des gesamten Volkes durch suizidale Verteidigungskonzepte.

Da unsere Obrigkeit auf absehbare Zeit nicht von Pazifisten gestellt wird, muß eine alternative Verteidigung politisch durchgesetzt werden. Opas Krieg ist allerdings personalintensiv. Folglich ist die Baby-Dichte zumindest zu verdoppeln. Das kann die Friedensbewegung allein nicht leisten. Sie darf sich hier jedoch einig wissen mit besonnenen Teilen des politischen Establishments. Das Ziel, die Geburtenrate wieder hochzutreiben, ist kaum strittig. Umstritten ist lediglich, mit welchen Mitteln dies am preisgünstigsten verwirklicht werden kann. Dies erklärt sich unter anderem aus dem Dissens der Experten über die Ursachen des Rückganges und aus unterschiedlichen Vorstellungen über die Reversibilität der Geschichte.
Dabei ist es evident: das Investitionsobjekt »Kind« schneidet in der vergleichenden Kosten-Ertrags-Analyse heute einfach vernichtend schlecht ab. Nicht nur Dollarbonds und Bundesschatzbriefe werfen erheblich mehr aus. Noch die Verschwendung aller verfügbaren Mittel für Luxus und Lustgewinn ist demgegenüber rational oder zumindest von weit höherer Faszination. Wir werden kontrakindlich konditioniert. Die Endlosigkeit des Noch-Nicht-Erwachsenseins, die in der jahrzehntelangen Passivität und puren Rezeptivität des Ausbildungsmarathons erstickte Persönlichkeit, die Atrophie von Identität in anforderungsarmen, weltlosen Jobs, der Verlust der Notbefähigung zur wirtschaftlichen Autarkie des Einzelnen und deshalb die wachsende Angst, abgenabelt zu werden von der Versorgungsagentur Staat, all dies führt zu oralen Ersatzbedürfnissen, zu einem unstillbaren Konsumhunger und einem Horror vor realer Verantwortung, zu einer Verweigerung schließlich des Erwachsenseins. Wir wollen nicht Babys haben sondern bleiben. Die Konsumsucht steigert sich mit der Zukunftsangst und dem Mißvergnügen an der Gegenwart zu Untergangsgenuß und apokalyptischer Freßsucht. Die Urangst vor der Last und Gebundenheit des Kinderhabens wird umgefälscht in einen Verzicht aus Verantwortungsbewußtsein – wer könnte in diese äußerste Neige der Vorkriegszeit hilflose, hochverletzliche Geschöpfe hineingebären!
Kinder erscheinen als ausgesprochene high-risk-low-profit-investments. Selbst das Andauern des »Frieden« genannten Status quo vorausgesetzt, sind sie in der Wohlstandsgesellschaft eine fast unzumutbare Bürde. Die relative Benachteiligung von Kleinkindfamilien ist heute zweifellos stärker als in traditionellen Kulturen. Die demütigenden Prozeduren der Wohnungssuche in Ballungsgebieten sind Legende. (43 Prozent der Befragten in Schwangerschaftsberatungszentren befürchten erhebliche Verschlechterungen der Wohnungssituation, 17 Prozent meinen, ihre Wohnungsverhältnisse würden unerträglich.) 51 Prozent der Frauen zwischen 15 und 65 sind erwerbstätig – mehr als in den beiden Weltkriegen. Drei von vier Arbeiterinnen mit Kindern sind bis zu 17 Stunden täglich beschäftigt. 41 Prozent der berufstätigen Mütter fühlen sich permanent unausgeschlafen, obwohl sie im

Mittel nur 48 Minuten für ihre Kinder erübrigen gegenüber 112 Minuten bei Hausfrauen. Doch drei Viertel der ledigen Mütter arbeiten. In den Familien registrieren die Statistiker beim dritten Kind einen Trend zunehmender Erwerbstätigkeit der Frauen, weil das Geld nicht reicht. Bei Arbeitslosigkeit fallen die Gesamteinkünfte häufig unter die Fixkosten, ohne daß Sozialhilfe gewährt wird. Nur 12 Prozent der Frauen finden nach einem Mutterschaftsjahrzehnt wieder Anschluß an die Berufswelt, doch fast ein Drittel der Ehen wird geschieden.

Wirtschaftliche und politische Perspektiven summiert: Wer heute noch ein Kind wollen kann, muß schon über Luthers neurotischen Optimismus verfügen: »Wenn ich wüßte, daß morgen die Welt unterginge, würde ich noch heute einen Apfelbaum pflanzen.« Das ist naturgemäß nicht jedermanns Sache. Die Hälfte aller Ehen in der Bundesrepublik bleibt kinderlos, vom Rest sind über 40 Prozent Einkind-Familien. Die Wirtschaftskrise hat diese Reserviertheit eher noch verstärkt. Wer einen Job hat, hält ihn. Mit 109 000 beläuft sich die Zahl der offiziell erfaßten Schwangerschaftsabbrüche (davon 18 000 in Holland) auf 18 Prozent der Geburten. 2,12 Kinder pro Frau würden die Bevölkerungszahl stabilisieren, doch nur 1,30 werden geboren. Daß die Gesellschaft, der Staat, die Wirtschaft, die Generalität es gern anders hätten, berührt wenig.

Bittere Visionen drängen sich auf: Nestlé bankrott; Kinderärzte zuhauf in der Umschulung auf Gerontologie, die Branche der Zukunft; Muttermale neben jedem Kriegerdenkmal – zurückbeschwörend die Zeiten zureichender Fruchtbarkeit; schwerstgeschädigte, schmerzverkrümmte Fünfmonatsaborte, umlagert von gigantischen Klinikrobotern und Spezialistenscharen, die ihre Jobs füllen müssen; Minderheitenschutz für Deutschlands Mütter und Freistellung von der Fünfprozentklausel, damit sie noch irgendwo hörbar sind.

Es ist eine Kluft entstanden zwischen der mikro- und der makroökonomischen sowie der wehrpolitischen Rationalität des Gebärens. Mit keiner Behelfslösung mag man sich anfreunden – weder mit herabgesetzten Tauglichkeitsstandards der Rekrutierung noch mit Damenbataillonen. Dabei wäre erst, wenn die sexuellen Zugangsbarrieren vor der Schule der Nation endlich fielen, das gleiche Recht auf Bildung letztlich verwirklicht. Auch der moderne Feldzug eröffnet Damen noch packende Berufswege – etwa den der Todesmarketenderin, die mit ihrem Ambulanzkarren durch die Peripherien von Nuklearschlägen und Giftgasschneisen zuckelt und den Moribunden rezeptfrei Erlösungsspritzen verabreicht.

Das Ausweichen auf eine Freiwilligenarmee bietet neben finanziellen Problemen ein enormes Unterwanderungsrisiko. Scharenweise könnten Kommunisten als Neonazis getarnt in unseren Streitkräften heimisch werden. Auch die zur Zeit noch höhere Geburtenrate ausländischer Bevölkerungs-

teile bietet keinen Ausweg. Zur Wehrverwendbarkeit müßten die Gastarbeiterkinder die deutsche Staatsbürgerschaft annehmen, doch nur zwei Prozent sind nach Umfragen zu dieser Ehre bereit.
Eine Verteidigung der Bundesrepublik im Leasing-System, mit Gastkontingenten aus Korea, Nepal, Vietnam usw., würde die etwas anspruchsvolle US-Army einem heilsamen Konkurrenzdruck aussetzen. Gastsoldaten der Nationalen Volksarmee, ausgebildet in unverfälscht preußischer Tradition, würden einer Integration weder Sprach- noch sonstige Probleme entgegensetzen und erschlössen der DDR eine gewiß willkommene Devisenquelle. Ihre Schlagkraft könnte in gemeinsamen Manövern beider Armeen vorab getestet werden.
Irgendwie jedoch bestehen auf der Hardthöhe Reserven gegenüber diesen von Babylon bis zum Golfkrieg doch tausendfach erprobten Modellen. So bleibt in der Tat als einziger Weg zur nichtsuizidalen Verteidigung die Steigerung der Gebärintensität. Hier stehen sich wie bei allen makroökonomischen oder nationalen Regulationsproblemen zwei Konzepte gegenüber – das zwanghaft-planwirtschaftlich-östliche und das liberal-marktwirtschaftlich-westliche. Ersteres arbeitet mit Belobigungen, Appellen, Befehlen, Aktivistenbewegungen, freiwilligen und unfreiwilligen Selbstverpflichtungen, Mutterverdienstkreuzen und -tagen, letzteres schlicht mit der mikroökonomischen Rentabilität der Privatinitiative. Es besteht höheren Orts Einigkeit, daß der totale Markt der totalitären Macht an Effizienz haushoch überlegen ist. Trotzdem läuft der Trend hier wie dort eindeutig auf Mischformen zu, mit denen die Nachteile beider Systeme ideenreich kombiniert werden können.
Die Grenzfertilität der üblichen staatlichen Mutterschaftsinvestitionen – Mutterschaftsurlaubsgeld bzw. Erziehungsgeld – fällt freilich wegen der hohen Mitnehmereffekte gemeinhin stark suboptimal aus. (Auch Babys, die ohnehin gezeugt und ausgetragen worden wären, kommen in deren Genuß.) Doch Abhilfe naht. Ein durchgreifendes selektives Maßnahmenbündel, ausgearbeitet von der »Interministeriellen Arbeitsgruppe zum Schutz des ungeborenen Lebens« unter Federführung des Bundesministers für Jugend, Familie und Gesundheit, stellt die Attraktivität des Gebärens künftighin außer Frage: »Durch geeignete Öffentlichkeitsarbeit« sollen »Geschäftsleute, Rotary- und Lions-Clubs sowie weitere Vereine zur Übernahme von Patenschaften« bei Familien in Not motiviert werden. Neben Wohlfahrts-, Sporthilfe- und Jugendmarke soll von der Bundespost jährlich eine Familienmarke aufgelegt werden. Doch damit nicht genug! Zur Bewußtseinsveränderung der Bevölkerung »wird eine umfassende Aktion ›Freude am Leben – Verantwortung für das Leben‹ vorgeschlagen« und mit zwei Millionen im Startjahr, hernach mit jährlich einer Million dotiert. Eine Bundesstiftung »Schutz ungeborenen Lebens« will mit Beihilfen zur Beschaffung,

Einrichtung oder Erhaltung einer familiengerechten Wohnung, zur Haushaltsführung, Anschaffung von Wäsche, Kleidung und Haushaltsgegenständen, zur Schuldentilgung, für Erholungsmaßnahmen, zur Sicherung der Betreuung des Kindes während berufs- oder ausbildungsbedingter Abwesenheit »trotz vorhandener Konfliktsituation die Fortsetzung der Schwangerschaft ermöglichen, soweit finanzielle Nöte die Konfliktsituation verursacht haben«. (Das ist bei immerhin 77 Prozent der genehmigten Abtreibungen der Fall.) Ausgestattet wird diese Stiftung mit jährlich 50 Millionen Mark – das sind immerhin ca. 68 Mark pro geborenem oder registriert abgetriebenem Kind oder 459 Mark pro offiziell erfaßtem Schwangerschaftsabbruch. Der besondere Hit dieses spendablen Programms: »Durch rechtliche Klarstellung« wird zu vermeiden versucht, daß – wie bisher vielfach bei kirchlichen oder privaten Beihilfen üblich – diese Gelder » bei den Empfängern von der Sozialhilfe in Abzug gebracht werden«.
Erfahrungsgemäß jedoch verlieren in der Familienpolitik auch die stärksten finanziellen Anreize nach spätestens fünf Jahren jede Wirksamkeit und schlagen nur noch als Budgetdefizite zu Buche. Folglich wird man sich letztlich doch nach kostengünstigeren Lösungen umsehen müssen. Kommt das deutsche Mädel schon um den Ehrendienst im schmucken Waffenrock, so wird es doch irgendwie sonst zur Kasse zu bitten sein. Schwangerschaft und Babyzeit sind faktisch der Wehrdienst der Frau. Bei Schwangerschaftsverweigerern wäre an abgestufte Einflußnahmen zu denken – vom Ausschluß von Universitäten und Hochschulen bis zu Paß- und Führerscheinentzug. Als Schwangerschaftsersatzdienst könnte der normale Wehrdienst angeboten werden. Gemeinsam mit der von Wörner geforderten Wehrkunde wäre dann auch Mutterkunde der deutschen Schule als Pflichtfach einzufügen – symbolisierend die kosmische Einheit von Tod und Geburt.
Es steht freilich zu befürchten, daß ein derartiger Maßnahmenkatalog nicht hinreicht, mühsam zu administrieren ist und deshalb der Ergänzung bedarf. Da hinreichende positive Anreize nicht finanzierbar sind, bietet sich die Möglichkeit der materiellen Sanktionen. Offenbar ist der entscheidende Zeugungsreiz – zumindest im Wirtschaftlichen – mit der Entkopplung von Altersversorgung und Kinderzahl zerstört worden. Solange die einzige Sicherung gegen den Hungertod im Alter die Zuwendungen der eigenen Nachkommen sind, bleibt die Freude am Kind gewährleistet. Mit der Abschaffung der Altersrenten werden demnach sowohl Bundeswehr wie Rentenversicherung saniert und mit den wieder reichlich aufsprossenden Kindern auch humane Verteidigungskonzepte für unser Land realisierbar. Mit der wirtschaftlichen Aufwertung des Kindes würde dann auch der Mutterrolle wieder stärkere Anerkennung zuwachsen. Wer dies verwehrt, vergeht sich gröblichst am Allgemeinwohl, ja der legt die Axt an den Lebensnerv unseres Volkes.

Nachruf auf die CSU

Es muß schlimm sein, wenn man ahnt, daß eine große Ära zu Ende geht, und es (sich) doch nicht zugeben darf, schon wegen der Außenwirkung. War man nicht jahrzehntelang die bundesdeutsche Partei, um deren Geschlossenheit und Durchschlagskraft einen die Welt zwischen Moskau und Johannesburg beneidete? Hatte man nicht einen Vorsitzenden, der sich nur einmal zu räuspern brauchte, schon fürchtete sich die Schwesterpartei, und die Leitartikler der Republik analysierten, ein so hintergründiges und gleichzeitig kraftvolles Räuspern stehe in der deutschen Nachkriegspolitik – bei aller gebotenen Kritik an dem Mann – keinem anderen zur Verfügung?

Deshalb fuhren ja die Journalisten immer wieder in Divisionsstärke zu den Parteitagen nach München, zu den politischen Aschermittwochen nach Vilshofen und Passau: Nicht nur, weil sich von dort aus immer so hübsche Features schreiben ließen, in denen es von Maßkrügen und bayerischen Defiliermärschen nur so waberte, sondern eben auch, weil man sich darüber hierzulande immer einig gewesen ist, von links bis rechts: daß dieser Strauß eine unglaubliche Kraftnatur sei, einer, der in großen Bögen denke und bei dem man immer sicher sein könne, hinter allem, was er sagt, stecke ein großes Konzept.

Und ein Zweites machte den großen Einfluß aus, den die CSU so lange gehabt hat auf die bundesdeutsche Politik: Was Strauß sagte, das war automatisch auch die Meinung der gesamten Partei (ob sie es vorher wußte oder nicht). Bei ihrem Vorsitzenden nämlich handelte es sich – das hatte schon der stellvertretende Vorsitzende Heubl in seiner denkwürdigen Dankrede anläßlich des 60. Geburtstags von Strauß so treffend formuliert – um eine »Persönlichkeit und ihre Unwiederholbarkeit, Einmaligkeit, Besonderheit, um einen Mann, auf den die Politiker der Welt schauen, wenn sie auf die CSU schauen; denn alles wird bestimmt von Dir«.

So war das also einmal – und jetzt wollen manche Politiker der Welt und insbesondere der Bundeshauptstadt Bonn nicht mehr so richtig auf die besonders unwiederholbare Persönlichkeit blikken? Jetzt weiß womöglich der eine oder andere Staatsmann am afrikanischen Horn gar nicht mehr so genau, daß von München aus und hauptsächlich von München aus die Geschicke des Abendlandes gelenkt werden? Dem muß mit allen Mitteln begegnet werden, und wenn die letzte Einladung eines saudiarabischen Vizeaußenministers angenommen werden muß, schließlich funktioniert die alte Dressur noch immer

sehr gut, steht immer noch die Weltpresse Spalier, wenn der CSU-Vorsitzende Honecker verrät, er heiße Franz Josef und komme aus Bayern. Na also! Nur daß bei so einem Syrienbesuch nicht das Geringste herauskommt und daß eine Woche nach dem Gespräch mit Honecker die bayerischen Kommunalwähler ausweislich aller Wahlergebnisse die große Auszeichnung überhaupt nicht honorieren wollen, die es bedeutet, wenn ihr Ministerpräsident als einziger Politiker der Welt im Privatflugzeug in der DDR anlanden darf. In Frankfurt, bei der allgemeinen Zeitung aller staatserhaltenden Deutschen, macht man sich nach solchen Wahlen sogar offen lustig über den bayerischen Staatsmann, und in Bonn am Rhein steht der Bundeskanzler Kohl, wenn er wieder mal grinst, immer auch im Verdacht, über den Freund Strauß zu grinsen. Weit ist es gekommen.

Wir kommen nun zur Analyse der Gründe jener beklagenswerten Entwicklung und müssen feststellen, daß sie nicht zuletzt mit Strauß selbst zu tun haben. Der Mann, auf den die Politiker der Welt schauen, wenn sie auf die CSU schauen, ist alt geworden – und man merkt es nicht nur daran, daß er nun manchmal bei öffentlichen Reden Thomas Mann mit Hugo von Hofmannsthal verwechselt und ansonsten seine Zuhörer oft richtig langweilt. Das Schlimmste ist, daß er inzwischen fast keinen Wert mehr darauf legt, zu verbergen, was ihm in der ganzen Politik schon immer am wichtigsten war: seine höchst eigene Person, sein Ruhm und sein Nachruhm. So einer macht Fehler und man redet über sie: Wenn ihm der Einfluß der CSU in Bonn – so heißt es dann – so wichtig gewesen wäre, wie er immer sagt, dann hätte er eben damals, im März 1983, nach Bonn gehen müssen und nicht beleidigt die Retour-Kutsche nach München besteigen dürfen, nur weil man ihn nicht hat Außenminister werden lassen. Und wenn er jemals ernstgenommen hätte, was er an politischen Erkenntnissen über den Zustand dieser Welt verbreitete, dann hätte er im vergangenen Jahr versucht, innerhalb der neuen Koalition seine Ansichten über die Ostpolitik durchzusetzen, und wäre nicht voller Begeisterung auf den entgegengesetzten Zug zum Staatsratsvorsitzenden Honecker gesprungen, nur weil er einmal kurzfristig den Lokführer machen durfte: Allzu demonstrativ vorgezeigt gilt Opportunismus nicht einmal in Bayern als politische Tugend.

Überhaupt, diese Sache mit dem Milliardenkredit: Es kann gut sein, daß sie der eigentliche Anfang vom Ende war. Wäre Strauß noch der alte gewesen, er hätte sich nicht, als auf dem Parteitag 1983 sich Widerstand gegen seinen totalen Schwenk regte, plötzlich hinter dem Helmut Kohl versteckt und überall gepetzt, der sei doch eigentlich schuld gewesen an dem Geschäft mit der DDR, an den möge man sich bitte auch wenden mit seiner Kritik. Um Gottes willen, sowas gab's doch früher nicht! Wer das damals miterlebte, wußte sofort, daß dieser Kanzler Kohl, wie er da Strauß vor seinem eigenen Parteivolk großmütig in Schutz nahm, sich nie mehr fürchten würde vor seinem alten Quälgeist.

Kommt hinzu die Konstellation: Ihre ganze bisherige Geschichte lang hat die CSU eindrucksvoll darauf bestanden, sie sei eine eigene Partei, in welcher Eigenschaft sie dann mal das Grundgesetz abgelehnt hat, mal mit den Sozialdemokraten das Mehrheitswahlrecht hat ändern wollen, bundesweit als »vierte« zu agieren versuchte oder ersatzweise den Anspruch erhob, den Kanzler aller Deutschen zu stellen. Irgendwann war dann aber die Munition verschossen – und jetzt kann sie beim besten Willen das Spiel nicht wieder von vorne beginnen. Wenn sie nun wieder darüber räsonniert, daß ihr dies und jenes nicht paßt an der gegenwärtigen Koalition, dann weiß jeder, daß sie in Wahrheit schlicht keine Alternative hat. Ihre

Wähler in Bayern würden die CSU grausam bestrafen, wenn sie heute auf die Idee käme, die Unions-Regierung platzen zu lassen oder auch nur ernsthaft zu behindern. Deshalb wirkt es ja auch immer so komisch, wenn die Herren der CSU sich alle vier Wochen zu ihrem jour fixe in München versammeln, den Mund gewaltig aufblasen von wegen irgendeiner »Strategie« (etwa in Sachen Wörner/Kießling), und heraus kommt genau die heiße Luft, die der Fachmann erwarten durfte.

Sowas muß dann zwangsläufig die Stimmung in einer Partei kaputt machen – und genau das ist sie ja auch. Das ist schon recht bemerkenswert, nach welch hübsch eingespieltem, immer gleichem Ritual nun überall in Bayern die immer gleichen Sachen passieren. Überall reckt eine Strauß-Miniatur, die irgendwo in ihrem Kreisverband schon seit Jahren versucht hat, den großen Vorsitzenden an Kraftanstrengungen in Sachen Ein-Mann-Demokratie zu übertreffen, den Kopf ein wenig zu hoch – und überall bekommt sie von den eigenen Leuten, die die Arbeit in den Gemeinderäten oder in den Parlamenten machen, eins auf die Nase. Nach demselben Muster, nach dem es sich ein Abgeordneter namens Handlos eines Tages im vergangenen Jahr herausgenommen hat, dem Franz Josef Strauß einige Binsenwahrheiten zu sagen und dann aus der Partei auszutreten – nach demselben Muster sprießen seit Monaten überall im Land die Vereinigungen von CSU-Abtrünnigen aus dem Boden und machen Gottes eigener Partei Konkurrenz. Wenn die Dissidenten dann, wie zum Beispiel bei der letzten Kommunalwahl in Augsburg, der CSU genug Stimmen abgenommen haben, teilen sie sich hinterher mit der SPD die gut dotierten Referentenposten – und drehen dem strammen CSU-Führer eine lange Nase.

Plötzlich gibt es in der CSU so etwas wie eine Basis – ein Wort, das man in dieser Partei lange Jahre für etwas Unanständiges gehalten hat, und diese Basis will nicht nur hören, warum ihr Vorsitzender über Nacht eine ganze Politik ändern darf, nein: sie will sogar mitreden. Daß dabei bislang noch nicht besonders viel Aufregendes herausgekommen ist, darf einen nicht weiter wundern: Irgendwann muß es sich eben rächen, daß die CSU jahrelang fast ausschließlich auf das Talent eines einzigen Mannes gesetzt hat, daß sie die innerparteiliche Demokratie hat verludern lassen und daß es beinahe unter Strafe verboten war, neue Gedanken zu denken, solange sie nicht vom Vorsitzenden persönlich kamen.

Von dem, wie gesagt, kommen sie freilich immer seltener – auch sein einzigartiges Gespür für das, was die Leute hören wollen, hat nachgelassen. Spätestens, wenn er im nächsten Jahr mit dem angemessenen Gepränge (sowie einer Dankesrede von Franz Heubl) seinen 70. Geburtstag feiert, wird die Welt dann auch zur Kenntnis nehmen, warum das so ist: Dann wird in zahllosen Geburtstagsartikeln mit gnadenlosem Schulterklopfen festgehalten werden, wie wichtig der Jubilar immer gewesen sei und wie erstaunlich gut er sich trotz seines Alters gehalten habe.

Danach werden dann die Diadochenkämpfe um Straußens Nachfolge noch ein wenig heftiger werden, als sie heute schon sind, Kämpfe übrigens, deren Un-

terhaltungswert ein wenig darunter leiden wird, daß das Niveau des einen oder anderen Nachfolgekandidaten doch sehr zu wünschen übrigläßt. Immerhin, für Journalisten wird das noch einmal eine gute Zeit werden, weil sich hübsch darüber wird berichten lassen, was Stoiber über Waigel sagt und Zimmermann über Tandler – und alle zusammen über jemanden wie Kiesl, der in seiner Eigenschaft als Würdenträger und möglicher Konkurrent grade eine größere Bauchlandung hinter sich gebracht hat.
Nur kann von solchen Feinheiten auf die Dauer auch die CSU ihre Attraktivität nicht beziehen – und so ist es eigentlich schon abzusehen, wie alles enden muß: In nicht zu ferner Zeit wird es so weit kommen, daß man auch in Bayern wieder Oberstudienrat werden kann, ohne Mitglied der führenden Partei zu sein; im Bund aber wird die CSU nichts anderes sein als ein etwas exotischer Landesverband der CDU, auf den man keine besondere Rücksicht mehr nehmen muß. Dann werden die Tage kommen, in denen die Zeitgeschichtler mit einer gewissen Wehmut die großen Jahre der Christlich Sozialen Union beschreiben werden.

Herbert Riehl-Heyse

Ein Reich?
Entwurf der Wiedervereinigung

Seit sie uns versagt ist, war sie uns noch nie so nahe wie heute: die Wiedervereinigung. Zwar reicht diese Nähe noch nicht aus, nun ungeniert nach ihr zu greifen, aber es wird unausweichlich, sie ins Auge zu fassen: Wollen wir sie wirklich? Oder lieber nicht? Für den Status quo gibt es Gründe, demokratische und demoskopische. So manche Bonner Rechtsposition und Willensbekundung geht, wird das Volk befragt, den Allensbach runter. Was haben wir eigentlich mit »denen da drüben« zu schaffen? Und trotzdem, das Lächeln, das Händeschütteln, das Scheckschieben von hüben nach drüben – die Bilder, die wir in letzter Zeit zu sehen bekamen, reden (gesamt)deutsch, und mögen auch die Kommentare in *F.A.Z.* und *Neues Deutschland* noch gewisse Unterschiede aufweisen, die offiziellen Verlautbarungen deuten darauf hin, daß sich da zwei gefunden haben. Zwei Regierende, die ihrer geteilten Provinzialität zweierlei verdanken: den menschlichen Kontakt miteinander und den politischen Hang zueinander – innerhalb des Spielraums, den der jeweilige Große Bruder ihnen neuerdings gewährt. Weil man ihr Geschmuse für harmlos hält? Oder vielmehr deshalb, weil die deutsche Verbrüder-und-schwesterung im Interesse von Weißem Haus und Kreml liegt? Ganz von der Hand zu weisen ist letzteres nicht. Und falls die zuständigen Hausherren dies tatsächlich noch nicht begriffen haben sollten, könnte man ihnen vielleicht auf die Sprünge helfen. Hier ein paar Argumente. Sie halten sich bewußt auf dem Niveau eines gut gemischten Stammtischs – wo sonst gäbe es heute noch vagabundierende politische Vernunft!
Voraussetzung jeder Wiedervereinigungspolitik wäre selbstredend die Neutralisierung der beiden deutschen Staaten, d. h. der Austritt der BRD aus der Nato, der DDR aus dem Warschauer Pakt, was zunächst einmal die Demontage von Pershing II, SS 20 und anderem strategischen Gerät bedeuten würde. Dies für die Friedensbewegung. Aber es läge ohne Zweifel auch im Interesse Moskaus: die Nato würde dadurch mehr geschwächt als der Warschauer Pakt, und die für den Realsozialismus so peinliche deutsch-deutsche Grenze verschwände. Andererseits werden die Herren im Kreml sich fragen, ob die rüstungspolitische Entlastung die wirtschaftspolitische Einbuße wettmachen kann; die DDR ist für die Sowjets immer noch eine Art Kolonie, trotz ihres

höheren Lebensstandards, der freilich auch politische Kosten schafft.
Nicht nur die Russen, auch die Amerikaner würden von der deutschen Lösung profitieren: Der westdeutsche Bundesgenosse ist schwierig, er verlangt nicht nur amerikanische Raketen, er will auch den Schlüssel dazu, heute, während morgen vielleicht schon friedensbewegte Kräfte regieren und etwas ganz anderes wollen. Eine Neutralisierung könnte diese politische Unzuverlässigkeit und zudem einen lästigen Krisenherd beseitigen; sie würde vor allem der US-Regierung freie Hand geben, endlich die kostspielige militärische Präsenz in Westeuropa abzubauen und sich ganz ihrer Lieblingsstrategie gegenüber der UdSSR zu verschreiben: dem billigen atomaren Erstschlag aus dem Weltraum (anstatt nur dem »Ersteinsatz« von Nuklearwaffen, was bedeutet, daß das ganze konventionelle Waffenarsenal, das anderswo sinnvoll einzusetzen wäre, in Westeuropa gebunden bleibt).
In Zugzwang geriete dadurch Frankreich, das sich bisher für seine Verteidigung weitgehend auf die Bundesrepublik verlassen hat. Würde es im Falle der Neutralisierung Deutschlands wieder voll in die Nato zurückkehren oder eher eine – Force-de-frappe-gestützte – Neutralität anstreben? Jedenfalls würde Frankreich (ebenso wie Großbritannien, obschon aus anderen Gründen) der Wiedervereinigung den heftigsten Widerstand entgegensetzen und, wenn sie nicht zu verhindern ist, strenge Garantien (vor allem Rüstungskontrolle) fordern, für die freilich nur die beiden Supermächte einstehen könnten. Die damit verbundene Souveränitätseinbuße Gesamtdeutschlands wäre übrigens harmlos verglichen mit den heutigen alliierten Vorbehaltsrechten in der BRD und dem Satellitenstatus der DDR. Außerdem würden diese Kontrollbefugnisse den Amerikanern und Russen ein Feld der Kooperation und gemeinsamen Verantwortung erschließen, das – anders als einst die »Frontstadt« Berlin – auch geopolitisch die Entspannung fördern könnte.
Dies alles ließe sich – vielleicht schon 1985? – in einem Friedensvertrag niederlegen. Die (kalte) Nachkriegszeit wäre damit beendet, der Blick würde frei für eine neue politische Weltordnung, die vier Jahrzehnte nach Jalta überfällig ist. Besonders seit sich China aus der russischen Umarmung gelöst hat und im Osten als autonome Macht zwischen den feindlichen Blöcken steht, bieten sich diese im Westen, speziell auf deutschem Boden, die atomare Stirn, als lägen ihre geopolitischen Interessen hier und nicht vielmehr in Asien, Afrika, Lateinamerika. Das beschert uns zwar eine gewisse Stabilität, die sich aber am notwendig labilen Gleichgewicht des Schreckens bemißt und alle anderen (beschränkten) Kriegshandlungen, ob in Vietnam oder Afghanistan, in Mittelamerika oder im Vorderen Orient, mit einer riskanten Stellvertreterfunktion belastet. Anders sähe es aus, wenn auch im Westen ein Puffer eingeschoben würde, der es den Supermächten erlaubte, ihr Abschreckungsspiel im Weltraum auszutragen und uns in Frieden zu lassen. Zunächst könnte ein neutralisiertes Deutschland so ein Puffer sein. Aber warum sollte nicht von diesem »entspannten« Kern ein – positiv zu bewertender – Erosionsprozeß ausgehen, der

nach Osten wie nach Westen wirkt und die beiden Machtblöcke immer weiter auseinander- und dorthin rückt, wohin sie gehören: nach Nordamerika bzw. Rußland?

Am Anfang stünde also der Austritt der beiden deutschen Staaten aus ihren jeweiligen Verteidigungs- und Wirtschaftsgemeinschaften (was im Falle der EG gerade heute kaum zu bedauern wäre). Dann könnte eine mitteleuropäische Freihandelszone entstehen – Deutschland, Schweiz, Österreich (über die Assoziation Jugoslawiens ließe sich reden). Im Idealfall würden sich nun Zug um Zug je zwei Staaten – etwa Italien und Ungarn, die Beneluxländer und die Tschechoslowakei, Frankreich und Polen – aus ihren heutigen Bindungen lösen und, neutralisiert, sich dem mitteleuropäischen Kern anschließen: mit dem Ziel einer europäischen Union, die diesen Namen verdiente und unter günstigeren Umständen als die marode, von Nato- und nationalen Interessen zerfressene Gemeinschaft der Zehn die europäische Idee in die Tat umsetzen könnte.

Wiederum stellt sich die Frage, ob das im Interesse der beiden Supermächte läge. Vermutlich nicht, sofern man die west- und die osteuropäischen Länder als amerikanische bzw. russische Kolonien betrachtet. Wie aber, wenn man diese »Kolonien« in die Unabhängigkeit entlassen und vereinigen würde zum Zweck der gemeinsamen »Ausbeutung« durch Handel? Selbst die Sowjetführung begreift ja langsam, daß dies unter den Bedingungen des Marktes profitabler sein kann als unter denen des Plans. Eine andere Frage wäre, ob es sich bei dem neuen Gebilde nur um eine Wirtschafts- oder auch um eine Verteidigungsgemeinschaft handeln sollte. Ein vorab erklärter Atomwaffenverzicht würde das europäische Vorhaben sicher erleichtern, aber auch politische Ängste schüren: daß Europa dadurch erpreßbar werde. Dieses Argument träfe auch schon ein neutralisiertes Gesamtdeutschland. Nun ist aber einerseits nichts darüber bekannt geworden, daß beispielsweise Österreich in den vergangenen Jahrzehnten von der UdSSR erpreßt worden wäre, und andererseits ist Westdeutschland, ist Westeuropa auch heute schon erpreßbar: die Alternative – »lieber tot als rot« – wäre die Selbstauslöschung. Die aber ist auch anders zu haben als durch atomaren Schlagabtausch.

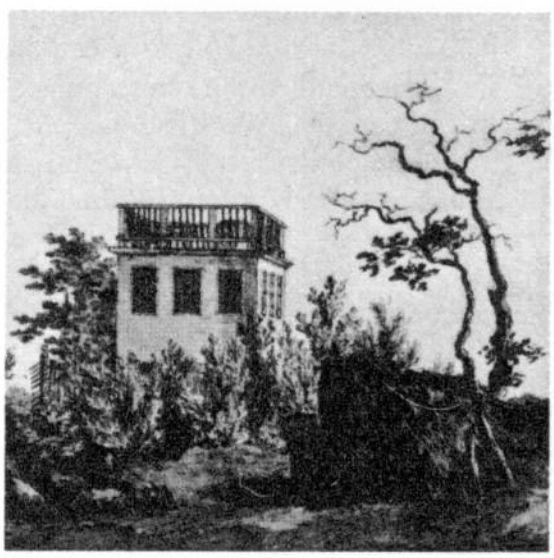
Aber kehren wir zurück zu den (Über-) Lebenschancen eines wiedervereinigten Deutschland. Das Problem ist klar: Wie kann man zwei so unterschiedliche Gesellschaftssysteme zusammenführen und zum Ausgleich bringen, ohne empfindlich in den sozialen Besitzstand der Bürger oder einzelner Gruppen einzugreifen? Es geht um Vermögen, Einkommen, Renditen, Privilegien etc. Hier werden die stärksten Widerstände zu erwarten sein, nicht zuletzt von seiten der westdeutschen Gewerkschaften, die deshalb von Anfang an in die Planungen einbezogen werden müssen. Als Faustregel könnte gelten: die sogenannten Errungenschaften des real existierenden Sozialismus und die offensichtlichen Vorteile des Kapitalismus sind quantitativ zu erhalten, aber neu zu mischen. Das bedeutet die Förderung des privatwirtschaftlichen Sektors in der heutigen DDR und die Verstaatlichung einiger größerer Betriebe in der heutigen BRD, wofür sich besonders solche Branchen anbieten, die ohnehin auf staatliche Subventionen angewiesen sind. Kurz: Sozialisierung des Mangels, Privatisierung des Reichtums. Nach diesen – eher optischen – Maßnahmen dürften der freien Konkurrenz keine Fesseln mehr angelegt werden.

Heikler ist das Problem der Angleichung von Löhnen, Gehältern, Renten usw., sobald im östlichen Teil die Preise freigegeben werden. Man könnte entweder ein Stufenmodell ins Auge fassen, dem zufolge über einige Jahre hin der

Warenverkehr zwischen dem östlichen und dem westlichen Teil Deutschlands noch kontrolliert wird und praktisch zwei Währungen bestehen, oder ein Tag-X-Modell, wonach schlagartig freier Warenverkehr, freie Preisgestaltung, freier Arbeitsmarkt existieren und der Staat nur in Härtefällen subsidiär eingreift. Das letztere Modell wäre vermutlich vorzuziehen, denn wir Deutschen – der Übergang zur Kriegswirtschaft Ende der dreißiger, der Sprung in die Marktwirtschaft Ende der vierziger Jahre beweisen es – bewähren uns eher vor großen Herausforderungen als bei kleinen Schritten. Dort werden wir zu Helden, hier zu Zwangscharakteren.

All das wird Opfer fordern, im Westen wie im Osten und besonders bei jenen, die niedrige Einkommen haben, weil kurzfristig mit einer starken Inflationierung zu rechnen sein wird. Der Warenhunger der heutigen DDR-Bürger ist groß, ihre Kaufkraft auch, wenn man nicht – und wer wollte das? – ihre privaten Sparguthaben drastisch abwertet. Diese Ost-Mark-Vermögen werden aber nur zum Teil für »westliche« Güter, Reisen, Annehmlichkeiten verausgabt werden, weil ja die Preise für Nahrung, Wohnen, öffentliche Verkehrsmittel, medizinische Versorgung u. a. nach der notwendigen Rücknahme der staatlichen Subventionierung wesentlich höher sein werden als heute in der DDR. Es wird einige Zeit dauern, bis hier ein Ausgleich stattgefunden hat. Mittelfristig aber werden einige der Probleme, vor denen die Wirtschaft beider Staaten heute steht, gemildert wenn nicht behoben werden können: Überkapazität und Überproduktion im Westen können die Engpässe im Osten kompensieren und sich damit erledigen. Außerdem eröffnen sich im Osten erhebliche Investitionsmöglichkeiten; ein Modernisierungsschub wird die Ost-Industrie konkurrenzfähig machen – und möglichst auch umweltfreundlich. Hier liegt eine Chance, das heute stark verschmutzte Gebiet zwischen Elbe und Oder zum ökologischen Musterland werden zu lassen. (Als erstes wäre die Braunkohleförderung einzustellen – zu Gunsten der Ruhrkohle und der Berliner Luft.)

Kurz, wir dürfen durchaus einem mittleren Wirtschaftswunder entgegensehen (für linke Hypochonder gesagt: einer nachgeholten Rekonstruktionsperiode des Kapitals in der Zone), und das könnte in der ersten Phase selbst dann eintreten, wenn die Nachbarstaaten durch hohe Schutzzölle den deutschen Export behindern sollten. Wenn sich allerdings die Inlandsnachfrage beruhigt hat, wird die modernisierte, aber rohstoffarme gesamtdeutsche Wirtschaft erhöht exportabhängig sein. Die Markt-Aussichten dafür sind nicht ungünstig, wenn das Lohnniveau niedrig gehalten wird – und wenn nicht aus politischen Gründen (Revanche-Ängste im Westen wie im Osten) ein Wirtschaftsboykott über Deutschland verhängt wird. Das jedoch werden die hier arbeitenden Multis zu verhindern wissen: sie dürften als erste ihre Marktchancen in einem nach allen Seiten offenen Land erkennen, besonders wenn eine mitteleuropäische Freihandelszone entsteht mit der Perspektive, sich nach Osten wie nach Westen auszudehnen zum Europäischen Markt. Der wäre auch für die UdSSR interessant, etwa im Hinblick auf euro-



päische Agrarüberschüsse – nur müßte die europäische Landwirtschaft sich endlich auf die Bedürfnisse einstellen und statt Milch und Tomaten z. B. Getreide produzieren, damit die Russen nicht mehr nach Amerika zu fahren brauchen. – Über die Attraktivität eines neutralen Deutschland oder sogar Europa für die Dritte Welt, in wirtschaftlicher wie politischer Hinsicht, braucht hier nichts weiter gesagt zu werden.

Zugegeben, der Weg dahin ist weit, und er liegt voller Steine, vor allem deutsch-deutscher Brocken. Eines dieser Hindernisse besteht in der unterschiedlichen Entwicklung des Rechtssystems in BRD und DDR. Aber deutsche Juristen haben in diesem Jahrhundert schon mehrmals ihre Flexibilität bewiesen, sie werden sich auch ein weiteres Mal anpassen und die gleichen bleiben. Auch andere »Problempersonen« müssen in den neuen Staat integriert (oder eben ausgeschieden) werden. Am wenigsten Probleme scheint es – überraschenderweise – bei den Spitzenfunktionären zu geben (Beispiel Strauß/Honecker). Schwierig könnte es eher bei den mittleren und unteren Chargen werden. Was tun mit hartgesottenen SED-Funktionären oder unbelehrbaren Christdemokraten? Man wird sie, wie einst die belasteten Nazis, in Pension schicken müssen. Und die Vopos, die an der Mauer geschossen haben? Generalamnestie. Delikater ist die Situation der Geheimnisträger in Bundeswehr und Volksarmee, in den Nachrichtendiensten, Forschungslabors, Ministerien. Wenn sie nach der Wiedervereinigung ihre Geheimnisse zusammentragen, könnte das für die beiden Großen Brüder unangenehm werden; sie müßten deshalb diese Leute beizeiten zu sich holen, jeder die seinen (oder die anderen).

Die Probleme sind lösbar, viele schon im Vorfeld der Wiedervereinigung, wo die Planspezialisten ihre Fähigkeiten zugleich unter Beweis stellen und für die Zukunft überflüssig machen könnten. Die Gefahr liegt weniger in einem gewissen Maß an Chaos als in dem Streben nach bürokratischer Perfektion. Die Stunde Null darf nicht zur Stunde der Exekutive werden, sonst wird die Wiedervereinigung zum Notstand anstatt zum nationalen Experiment. Daß dieses Experiment zu Anfang, um des inneren Friedens willen, von einer Großen Koalition aus CDU/CSU, SPD und SED getragen werden müßte, ist im übrigen so klar, wie daß es nur von einer – von links bedrängten – konservativen Regierung eingefädelt werden kann.

Nein, es wird nicht eingefädelt werden. Das verhindert nämlich unser Grundgesetz, genauer: dessen Präambel. Sie schließt mit dem berühmten Wiedervereinigungsgebot: »Das gesamte Deutsche Volk bleibt aufgefordert, in freier Selbstbestimmung die Einheit und Freiheit Deutschlands zu vollenden.« Damit aber ist uns die Wiedervereinigung versagt, es sei denn durch die Eroberung der DDR. Denn »freie Selbstbestimmung«, die die Vorbedingung der Wiedervereinigung wäre – freie Wahl einer verfassungsgebenden Versammlung, freie Abstimmung über die neue Verfassung –, ist heute in der DDR nicht zu haben. Aus der Traum.

Der Pragmatiker könnte natürlich sagen: Was soll's? Wie die da drüben denken, wissen wir eh. Und wenn die Väter des Grundgesetzes einst behaupten durften, »das Deutsche Volk« habe »auch für jene Deutschen mitgehandelt, denen mitzuwirken versagt war« – warum sollten wir es 40 Jahre später nicht ebenso halten? Außerdem können wir die paar SED-Mitglieder unter den neuen Verfassungsvätern und -müttern (ein knappes Viertel) leicht überstimmen, wie damals die KPD-Väter im Parlamentarischen Rat überstimmt worden sind, wo es darauf ankam. Wenn wir dann wiedervereinigt sind und die ersten wirklich freien Wahlen stattgefunden haben, werden wir weitersehen.

Die Frage ist einfach die, *ob* wir die Wie-

dervereinigung wollen oder nicht. Wenn *nicht,* sollte schon das Werben für sie als verfassungsfeindlich verfolgt werden, unter Verweis auf die Präambel des Grundgesetzes. Wenn *ja,* müßte diese Präambel nur anders gelesen werden als bisher: politischer. Dann gälte es, die beiden Supermächte davon zu überzeugen, daß es in ihrem Interesse liegt, die lästige deutsche Frage, die kostspielige deutsch-deutsche Grenze, die unbequemen deutschen Bündnispartner und vielleicht sogar die unberechenbaren Europäer loszuwerden und dafür eine Pufferzone zu gewinnen, mit der sich handeln läßt. (Als westdeutschen Emissär könnten wir FJS nach Washington und Moskau schicken, und zwar bald.)

Karl Markus Michel

Der Butterberg kreißt

Ein holländischer Europaabgeordneter hat die Idee promoviert, jedem, der zur Europawahl im Juni an der Urne erscheint, ein Kilo Butter auszuhändigen. Bezahlt worden sei sie von den Steuerzahlern ohnehin längst. In Brüssel reagierte man pikiert und ein wenig ratlos. Selbst bei hundertprozentiger Wahlbeteiligung, so wurde entgegengehalten, hätte man damit lediglich 170 Millionen kg, d. h. nicht einmal ein Fünftel des eingefrorenen Butterberges von 940 000 Tonnen vom Halse. In Wahrheit war man wohl eher über diese Art von Wahlwerbung nicht so ganz glücklich.

Das ist verstehbar: Da werden Millionen Tonnen von Nahrungsmitteln erzeugt, die keiner hier braucht, zu Preisen, die kein Weltmarkt akzeptiert. Da werden Erde und Menschen vergiftet, um diesen Überschuß zu erwirtschaften, und Abermilliarden ausgegeben, um ihn wieder zu vernichten. Da sind hunderte Millionen von Kindern vom Nahrungsmangel unheilbar geschädigt, während allein unsere unverkäuflichen Milchpulverbestände den europäischen Eiweißbedarf von zehn Jahren abdecken.

Selbstverständlich bedarf es einer hochentwickelten politischen Kultur und Bürokratie, um dieses Wirtschaftswunder am Laufen zu halten, und die ist natürlich nicht billig. Verglichen mit den Einkünften eines mittleren Brüsseler Bürokraten sind Staatssekretäre in Washington schlicht arme Schlucker. Daran hat ein phantasiereiches Zuschlagswesen keinen geringen Anteil. Bereits die Summe, die einem Franzosen bei der Versetzung ins frankophone Brüssel expressis verbis zur »Kompensation des Kulturschocks« hingeblättert wird, ist nicht von Pappe. Doch schließlich wird für dieses Geld auch einer der kompliziertesten und wohl auch schwerfälligsten Verwaltungsapparate der Welt am Knirschen gehalten. Einem Bonner on dit zufolge verstehen in ganz Europa nur zehn Personen, wie die finanzwirtschaftlichen Mechanismen der EG wirklich funktionieren – in jedem Land einer. Man sagt, der Kapitalismus sei reguliert über Einnahmen und Ausgaben, der Sozialismus dagegen über Eingaben und Ausnahmen. Demnach ist die europäische Gemeinschaft eindeutig als sozialistisch einzustufen.

Relativ simpel ist die Uridee einer Europa umfriedenden Mauer prohibitiven Zollschutzes. Ohne Genehmigung dürfen Drittländer in der Regel keine Fahr-

radklammer und keinen Hutstumpen in Europa verkaufen. Würde eine australische Kuh im Erste-Klasse-Abteil eines Jumbo-Jets von Sidney nach Frankfurt geflogen, so wäre sie im europäischen Agrarmarkt noch immer konkurrenzfähig – so der Landwirtschaftsminister vor einigen Jahren im australischen Parlament. Hinter diesen Zollmauern hat sich sodann mit einem System von Mindestpreisen und Abnahmegarantien eines der ausgefuchstesten und absurdesten Modelle wirtschaftlicher Regulierung ausbreiten können, das die Geschichte kennt. Die Kosten der Milchmarktordnung stiegen 1970-82 auf das Achtfache. Der Agrarbereich frißt mit 33,4 Milliarden Mark (1983) 65 Prozent des gesamten EG-Haushalts. Die Überproduktion belief sich 1982/83 bei Zucker auf 43 Prozent, bei Milchpulver auf 40 Prozent, bei Butter auf 30 Prozent, bei Wein auf 24 Prozent und bei Getreide auf 15 Prozent des Verbrauchs. Nur die Hälfte der Butter und nur zehn Prozent der Magermilchproduktion wären zur Zeit kostendeckend abzusetzen. Mit 20 Milliarden Mark wurden 1982 die Agrarexporte subventioniert. Fast zwei Millionen Tonnen Qualitätsobst wurden zur Stabilisierung des ja keinesfalls niedrigen Preisniveaus im Wirtschaftsjahr 1982/83 vernichtet. Rund eine Milliarde Mark hat die EG für diese »Intervention« ausgespuckt. Mit 37 Millionen Hektolitern ist 1981-82 eine Weinmenge im Umfang von fünf deutschen Normalernten zu Industrieschnaps verarbeitet worden – Kostenanteil des deutschen Steuerzahlers 500 Millionen Mark. Doch beileibe nicht jedermann oder auch nur die Mehrheit hat sich genug Obst kaufen können, hat Margarine aus Diät- und nicht aus Kostengründen der Butter bevorzugt. Nur unter der Voraussetzung unserer Preise sind die Märkte gesättigt. Nicht verkäufliche Obstmengen zu verschenken, erklärt z. B. das bayerische Landwirtschaftsministerium, sei unmoralisch, weil der Erzeuger seine Arbeitskraft und erhebliche Mittel dafür aufgewendet habe und der Absatz weiterer Produkte damit unmöglich werde.

In diesen Vernichtungsziffern mögen Überzeichnungen enthalten sein, denn inzwischen blüht offenbar ein Sumpf von Subventionsbetrug. Nicht zuletzt die Mafia wurde von der europäischen Integration inspiriert. Aufgeflogen ist z. B. ein sizilianischer Clan unter »Papa« Michele Greco, der mittels des Außenhandelsinstituts in Palermo »mehrere Milliarden Lire« Entschädigungen für die Vernichtung nichtexistenter Apfelsinen eingestrichen hat. Dabei handelt es sich eher um einen kleineren Fisch. Nach Berechnungen von Experten der Europäischen Kommission werden jedes Jahr an italienische Erzeuger mindestens 230 Millionen Dollar für die Vernichtung von etwa 350 000 Tonnen nichtexistenten Olivenöls gezahlt – vermutet wird dahinter wiederum die Mafia. Die Brüsseler Experten sehen kaum eine Chance, dagegen anzugehen – es sei denn durch die Zählung aller Ölbäume.

Die Dumpingexporte der EG führen zu Verstimmungen in Europa und außerhalb. Schon 1972 war man in Brüssel empört, als man erfuhr, daß die Butter, die man den Russen hochsubventioniert zum halben Weltmarktpreis überlassen hatte, zum guten Teil an Allendes Chile weitergeschoben worden war – zum vollen Weltmarktpreis und für harte Dollar. Aktuell droht jetzt ein Handelskrieg mit den USA. Amerikas Farmer hatten unter drei Rekordernten zu leiden und werden von Europas Subventionsbesessenheit aus den Märkten gedrängt. Ihr Nettoeinkommen ist 1979-82 um 40 Prozent gefallen. Wenn nicht endlich die rettende Mißernte kommt, droht vielen der überschuldeten Farmen die Zwangsversteigerung.

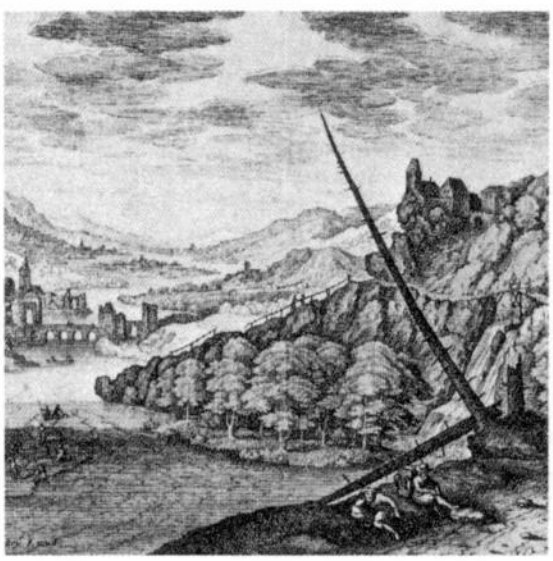
So aberwitzig sich die Landwirtschaftszuschüsse der EG von ca. 35 Milliarden Mark ausnehmen, sie bezeichnen allenfalls zehn Prozent der Kosten der Agrar-

marktsteuerung. Den Rest zahlen nicht die Staatskassen; deshalb belastet er die Brüsseler Ministermeetings nur wenig. Auch die Medien nehmen kaum davon Notiz. Die entscheidende Leistung der EG ist nicht die Subventionierung sinnloser Überschußproduktionen, sondern die Ausplünderung der Verbraucher. Ausgrenzung der Weltmarktkonkurrenz und Hortung von Überschüssen bilden lediglich die Voraussetzung dafür, nahezu jede Preiskonkurrenz innerhalb der EG selbst zu ersticken. Der amerikanische Steuerzahler gibt im Mittel 15-17 Prozent seines Einkommens für Nahrung aus, der europäische etwa 30 Prozent. Dies bedeutet, daß wohl zumindest 8-9 Prozent des Bruttosozialproduktes der Gemeinschaft, das sind an die 300 Milliarden Mark, den Verbrauchern mittels überhöhter Lebensmittelpreise aus den Taschen gezogen werden.

Zum andern jedoch sind das marktwirtschaftliche Milchmädchenrechnungen, bei denen die volkswirtschaftlichen Kosten einer vom Weltmarkt diktierten Agrarentwicklung ignoriert werden. Nicht berücksichtigt sind z. B. die dann fälligen Arbeitslosenunterstützungen für auskonkurrierte Bauern, nicht die Nebenwirkungen und Folgen einer Entwicklung, bei der binnen kurzem nur noch agroindustrielle Großkonzerne unseren Stoffwechsel bestimmen. Im historischen Rückblick ist Geld kaum je von Belang, verblassen astronomische Kosten vor den aktuell oft schwer erkennbaren Dauerverlusten infolge Fehlentwicklungen und Systemschwächen. Fluchwürdig ist nicht, daß wir uns den Luxus einer extrem überteuerten Landwirtschaft leisten – kraft Gewohnheit bewältigen wir diesen permanenten Finanzskandal ja immerhin leidlich –, sondern daß wir diese Wahnsinnsbeträge für nichts anderes auswerfen als für die großchemische Erzeugung und anschließende Beseitigung oder Hortung von Überschüssen, für die gleiche kollektive Lebensmittelvergiftung wie in Amerika, nur eben für viel mehr Geld.

Wären eben diese Milliarden zur *Abwendung* des Fortschritts aufgewendet worden, zur Harmonisierung statt zur Hormonisierung des Verhältnisses von Mensch und Natur, würden wir für einen Produktivitätsverlust von 20-30 Prozent eine spürbare Entgiftung eintauschen; könnten die Mütter wieder DDT-frei stillen; würden unsere Eier nicht wie schlechter Fisch schmecken und unsere Hühner, als kämen sie aus der Retorte; wäre die ganze gigantische Tierquälerei des modernen Agrobusiness wenigstens hierzulande eine Schnapsidee in der sadistischen Futurologie eines Dr. Mabuse geblieben: die Europäische Gemeinschaft wäre allein durch ihre Agrarpolitik legitimiert, von der sie heute ruiniert und der Lächerlichkeit preisgegeben wird.

Vielleicht ist der Vorwurf unfair, die Gemeinschaft habe nicht rechtzeitig ihre Landwirtschaft auf Ökologie orientiert, denn fast niemand hat vor Jahrzehnten die Zeichen erkannt. (EG-Kommissar Mansholt hatte immerhin den Mut, bei seinem Abgang mit dem Resumée »Wir sind auf dem Holzweg!« sein Lebenswerk für eine Fehlleistung zu erklären.) Heute kann administrative Apathie nicht mehr mit Erkenntnislücken gerechtfertigt werden. Schon stirbt nach dem Wald auch der Ackerboden.



Erfordert ist ein System von Prämien und Regulationen, das Pestizide und Hormone durch Arbeitsaufwand ersetzt und die normierte Verödung der Landschaft zurückdreht. Doch eher – so scheint es – entstehen subventionierte Butterkraftwerke, werden Butterverklappungsschiffe in die Nordsee geschickt, als daß diese Administration Ökologisches wahrnimmt, ihre Milliarden zur Rettung der Allmende einsetzt statt für die Subventionierung von Betrieben, die mit exzessiver Chemie und Technik den Wettbewerbsvorteil der zehnmal flächenextensiveren Farmen in Übersee zu kompensieren versuchen.
Nichts von Einsicht in den jüngsten Brüsseler Beschlüssen. Gewiß, Preisgarantien werden durch Mengengarantien ergänzt. Begonnen hat bereits das große Abschlachten. Allein in der Bundesrepublik sollen 460 000 Kühe verschwinden, in Frankreich 200 000, in Holland etwa 100 000. Doch nicht die Zahl der Rinder muß vermindert werden, sondern deren Milch- und Fleisch-»Output«, nicht die Anbauflächen, sondern deren Chemisierungsgrad. Derartiges steht nicht einmal zur Debatte, und wer in die Fernsehgesichter von Brüssel geblickt hat, wird wenig Visionäres erwarten. Der Butterberg kreißt – geboren wird allenfalls eine neue Verordnung.

Stefan Welzk

Über die Banalität des Bösen

Es ist kein Fehlurteil, wie *Die Zeit* meinte. Es ist auch kein Justizskandal. Ein ganz normales Verfahren gegen Angeklagte, die man für politische Gegner hält. Peinlich und kleinlich. Mit der üblichen Härte, die man auch außerhalb der Justiz antrifft, wenn Menschlichkeit durch stramme Haltung ersetzt wird.
Benny Härlin und Michael Klöckner haben vor einigen Jahren einen Verein gegründet, der eine Zeitschrift herausgibt. Sie heißt *radikal* und ist es auch, mit Untertiteln wie: Zeitung für Freiheit und Abenteuer, oder Zeitung für animalische Reflexe. Wortradikal, manchmal witzig, manchmal geschmacklos, geistfeindlich, mit einer Neigung zu Gewalttätigkeiten, besonders unter der Rubrik »Herzschläge«, wo sie Selbstzeugnisse aus dem »westdeutschen Widerstand« veröffentlichen. Sphärenmusik, wie sie es selber nennen. Die Redakteure sind unbekannt. Staatsanwaltschaft und Polizei suchen sie seit langem, wegen dieser Texte. Das Impressum nennt nicht sie, sondern allenfalls mal den Roten Konrad, einen tapferen alten Kommunisten, der mit den Apo-Studenten durch die Freie Universität gezogen war. Die Polizei spürte ihn in seinem Altersheim auf, und er stellte voller Freude fest, daß man ihn doch noch nicht ganz vergessen hat. Nein, Konrad, haben wir nicht. Als Zeuge vor dem Kammergericht hat er dann die ganze Verantwortung übernommen. Als »Sitzredakteur«, wie er sagte, und wies stolz auf die Sozialdemokraten in der Kaiserzeit. Aber das Gericht wollte lieber die beiden anderen.
Das Berliner Kammergericht. Es hat eine ehrwürdige Geschichte, ist über fünfhundert Jahre alt und seit einiger Zeit radikalisiert. Vielleicht hat das etwas mit der Ermordung seines Präsidenten von Drenkmann zu tun. Als die ersten Hausbesetzerprozesse begannen, 1981, wegen der Krawalle in Kreuzberg, da waren seine Haftbeschlüsse der Grund dafür, daß die Amtsrichter in Moabit die Strafen auf die mittlere Höhe von zwölf Monaten steigen ließen, für Steinwürfe auf die Polizei. Regelmäßig, mit unsichtbaren Ausrufezeichen, enthielten diese Haftbeschlüsse die Rechtsauffassung der höchsten Berliner Richter, die Angeklagten hätten eine sehr hohe Freiheitsstrafe zu erwarten. Zwölf Monate. Das war zwar nicht so viel, wie das Kammergericht sich wohl erhofft hatte. Aber schon ganz beachtlich, wenn man bedenkt, daß es dafür in London,

Zürich oder Amsterdam im Schnitt nur zwei Monate gibt. Das Kammergericht ist mit seinen Beschlüssen verantwortlich für die zwanzig Monate Untersuchungshaft des Griechen Kontos und anderer, wegen der Krawalle beim Besuch des amerikanischen Präsidenten 1982. Zwanzig Monate, die dazu führten, daß eine griechische Ministerin sich protestierend in die Haftanstalt und zum Regierenden Bürgermeister begab. Das Kammergericht, mit seiner unverantwortlichen Rechtsprechung zur Trennung von Asylantrag und Auslieferungsverfahren, war die Ursache für den Freitod des Türken Kemal Altun im Berliner Verwaltungsgericht. Nebenbei hat es dann noch Urteile des Bundesverfassungsgerichts mißachtet, in denen auf Folter und Menschenrechtsverletzungen in der Türkei hingewiesen wurde. Das Kammergericht ist es gewesen, das die Agit-Drucker zu Freiheitsstrafen verurteilte, die nicht zur Bewährung ausgesetzt wurden, obwohl die jungen Angeklagten nicht vorbestraft waren. Das war selbst dem dritten Strafsenat des Bundesgerichtshofes zuviel, was wahrlich schon was heißen will. Die Urteile wurden insoweit aufgehoben. Der Dritte Strafsenat des Bundesgerichtshofes, der dann schließlich auch die Haftbeschlüsse des Kammergerichts außer Vollzug gesetzt hat, mit denen Benny Härlin und Michael Klöckner zehn Wochen in Moabit festgehalten worden waren.

Das Kammergericht ist das höchste Gericht der Stadt. Es entspricht einem Oberlandesgericht. Anders als in der Bundesrepublik ist eine Beschwerde zum Bundesverfassungsgericht nicht mehr möglich, wenn es in letzter Instanz entschieden hat. Das mag seine Selbstherrlichkeit gefördert haben. Jedenfalls bestimmt es mit solchen Entscheidungen das Klima an den unteren Gerichten, besonders in Strafsachen. Die Härte unten wird von oben produziert. Zumal jeder Richter weiß, daß seine Karrierechancen steigen, wenn er da mitmacht. Landgraf werde hart. Dann darfst du später auch mal zum Kammergericht. Das ist das Geschäft mit der Härte, geduldig und mühsam, auf dem Rücken von Angeklagten.

Am Kammergericht ist der sechste Strafsenat zuständig für Staatsschutzsachen. Er hatte nichts zu tun. Kein Verfahren weit und breit. Nur das gegen Härlin und Klöckner. Das war ihr Unglück. Denn so zog sich das Verfahren in die Länge, über einige Monate. Obwohl es im Grunde gar nichts zu verhandeln gab. Sie hatten eben einen Verein gegründet und eine Zeitschrift herausgegeben. Mehr nicht. Je länger so ein Verfahren dauert, desto höher ist regelmäßig die Strafe. So ist das nun mal. Ich hatte schließlich mit zwei Jahren gerechnet. Das Urteil, gegen beide gleich, kam auf zweieinhalb. Da hab selbst ich gestaunt, als alter Zyniker.

Dieter Palhoff heißt der Vorsitzende. In Berlin ist er nun stadtbekannt, durch dieses Verfahren. Von vorn bis hinten gab es nämlich Peinlichkeiten. Sine ira et studio? Denkste. Die Maßlosigkeit dieses Urteils kam zustande in der für ihn so typischen Atmosphäre einer sterilen Aufgeregtheit. Bei der Zensur der Post für die noch Inhaftierten stieß er auf einen ermunternden Brief des Kreuzberger Baustadtrats Orlowsky. Der hatte ihn über die amtliche Frankiermaschine

laufen lassen. Also setzte Palhoff gegen ihn ein Ermittlungsverfahren in Gang, wegen Veruntreuung von 1,24 DM, Briefumschlag und Papier mitgerechnet. Es können auch fünf Pfennige mehr gewesen sein. Bei der Urteilsverkündung gab es eine Presseschelte, über das Geschäft der Journalisten mit der Unwahrheit. Worauf die meisten von ihnen den Saal verließen. Vom Geschäft der Richter mit der Härte hat er nicht gesprochen. Das tollste Stück leistet er sich hinterher. Eine kleine Feier im Amtszimmer, mit Bier und Schnaps. Die fünf Richter, der Staatsanwalt und ein Zwangsverteidiger. Es bleibt einem die Spucke weg. Danach stürzt Palhoff auf der Treppe, verletzt sich schwer am Kopf und kommt ins Krankenhaus. It was but one step, from the sublime to the ridiculous. Am Donnerstag, 1. März 1984. Die Zeitungen melden es. Am Sonnabend läßt er seine Frau beim *Tagesspiegel* anrufen. Er sei wieder gesund, aus dem Krankenhaus entlassen und in Urlaub gefahren. Die Zeitung berichtet das am Sonntag. Am Montag die *taz:* gelogen, er ist noch im Krankenhaus. Der *Tagesspiegel* am Dienstag: die *taz* hat recht, wir haben uns in der Klinik erkundigt. Kammergericht Berlin, fünfhundert Jahre ehrwürdiger Geschichte. Inzwischen werden Disziplinaruntersuchungen geführt, gegen die Richter und den Staatsanwalt, nachdem selbst die Springerpresse Sturm gelaufen war.

In dieser Stadt lebte einmal eine schöne und kluge Königin. Reiches dunkles Haar, blaue Augen, nicht sehr groß gewachsen, etwas zu dick. Sophie Charlotte. Mit Friedrich I. war sie verheiratet, dem ersten der preußischen Könige. Er hielt sehr viel auf Feierlichkeiten, machte viel Geräusch und hat nichts geleistet. Sie kam aus Hannover. Leibniz besuchte sie ab und zu in Berlin, der Hofphilosoph der Hannoveraner. Unterhielt sich mit ihr über seine Monadologie. Ein Brief an ihre Eltern: »Gestern war Leibniz bei mir und sprach von dem unendlich Kleinen (de l'infinément petit). Mon Dieu, als ob ich nicht allzu bekannt damit wäre.«

Zweieinhalb Jahre Freiheitsstrafe. Dafür, daß jemand eine Zeitschrift herausgegeben hat. Mehr war ihnen nämlich auch in monatelanger Verhandlung nicht nachzuweisen. Den Abdruck der ihnen zur Last gelegten Artikel kann man durchaus als strafbar ansehen. Wenn man sich juristisch ein bißchen Mühe gibt, banal bleibt. Gewaltakte wurden gebilligt, und der Ruf nach neuen war durchaus hörbar. Obwohl selbst die Redakteure von *radikal* manchmal die Bemerkung nicht unterdrücken konnten, sie hätten mit dem »Original-Slang« ihre Schwierigkeiten. Wie auch immer. Jedenfalls hatten die beiden Angeklagten die Artikel weder geschrieben, noch redigiert. Nichts, aber auch gar nichts, spricht dafür, daß sie sie vorher gesehen haben. Also kann man sie deswegen auch nicht bestrafen. Das einzige, das man ihnen tatsächlich vorwerfen kann, ist, daß sie als Herausgeber nicht für ein richtiges Impressum gesorgt haben. Darüber hat das Gericht kein Wort verloren. Denn dafür gibt es nach dem Berliner Pressegesetz nur eine Geldbuße, höchstens eine Freiheitsstrafe bis zu einem halben Jahr. Wie es juristisch noch manches zu sagen gäbe, über § 129a des Strafgesetzbuches, über das Werben für eine terroristische Vereinigung, über Anwerben von Mitgliedern und Propaganda als Sympathiewerbung, über revolutionäre Zellen als Wille und Vorstellung, über Vorverlagerung von Staatsschutz und Gesinnungsstrafrecht, und die viel beschworene Pressefreiheit. Statt dessen ein kleiner Vergleich.

Am Ende der Weimarer Republik gab es schon einmal einen politischen Prozeß gegen den Herausgeber einer Zeitschrift. 1929 hatte Carl von Ossietzky in seiner *Weltbühne* einen Artikel von Walter Kreiser veröffentlicht. Es ging um die Verschleierung von Staatsausgaben für militärische Zwecke, unter Umgehung

des Versailler Vertrages. Das, meinte man, sei Landesverrat. 1931 war die Verhandlung vor dem Reichsgericht in Leipzig. Der berühmte Fall Ossietzky. Mit viel Resonanz, in ganz Europa. Die Quittung der Generale, nannte Kurt Tucholsky das Urteil. Immerhin ging es um – angeblichen – Verrat militärischer Geheimnisse. Und immerhin hatte Ossietzky den Artikel gesehen, gelesen und redigiert. Was hat er gekriegt? Eineinhalb Jahre Gefängnis.

Benny Härlin ist nicht Carl von Ossietzky. Das Kammergericht ist nicht das Reichsgericht. Bonn ist nicht Weimar. Und zweieinhalb Jahre sind nicht eineinhalb Jahre. L'infinément petit. Die Quittung des Banalen.

Beim Gelage nach dem Urteil wird man sich wohl auch über die nächsten Heldentaten unterhalten haben. Was gar nicht so einfach ist. Denn mit dem Terrorismus in der Stadt wird auch in Zukunft kein Staat mehr zu machen sein. Irgendwann sind nochmal zwei junge Leute gefaßt worden, die irgendwo einen revolutionären Brandsatz geworfen hatten. Das gab neue Hoffnung für den Staatsanwalt, der die Untersuchungen nach § 129a führt. Aber auch wieder nicht ohne Probleme. Denn für eine terroristische Vereinigung, wie sie § 129a voraussetzt, braucht man mindestens drei Mitglieder. Tres faciunt collegium. Mit zweien? Das ginge nur unter großen Schwierigkeiten. Also hat man es wieder fallengelassen. Der Staatsanwalt klagte schon, er sei nun der einzige in der Stadt, der noch in Terrorismus mache.

Aber das Schicksal hatte ein Einsehen. Neue Beschäftigung winkt für Richter, Staatsanwalt und Zwangsverteidiger. An einem der letzten Prozeßtage im Februar hatten nämlich sechs Mitglieder des Verbands der Schriftsteller und des PEN Club vor dem Gericht in Moabit für die Pressefreiheit demonstriert und die Zeitschrift verteilt, um die es da ging, *radikal*. In jedem Exemplar lag eine Erklärung. »Eine Zeitung ist keine Bombe«, stand drin. Und sie beschrieben, warum jener Paragraph und dieser Prozeß die Pressefreiheit gefährde. Hans-Christoph Buch, Urs Jaeggi, Yaak Karsunke, Karin Reschke, Klaus Schlesinger, Johano Strasser. Einen Monat nach dem Gelage, Anfang April, teilte ihnen der Staatsanwalt mit, er führe gegen sie ein Ermittlungsverfahren wegen des Verdachts, sie hätten Werbung betrieben für eine terroristische Vereinigung. § 129a des Strafgesetzbuches. Nun muß man wieder zu neuen juristischen Konstruktionen greifen. Den Staatsschutz noch ein bißchen vorverlegen. Jetzt geht es nicht mehr mit direktem Vorsatz, sondern nur noch mit bedingtem, juristisch gesprochen. Haben sie es doch »in Kauf genommen, eine zu keinem nachweisbaren Erfolg führende Beihilfe zu leisten«. Eine Schnapsidee. Es muß was mit dieser kleinen Feier zu tun haben. Aber man täusche sich nicht. Auch bei Benny Härlin haben wir zuerst gelacht, über diese absurde Beschuldigung mit § 129a. Haben nicht an das gedacht, was ein Papst einmal zu einem Mönch gesagt hat, der ihn voller Mitleid ansprach, weil er die Last der Herrschaft über die ganze Welt tragen müsse. »Weißt du denn nicht, mein Sohn, mit wie wenig Verstand die Welt regiert wird?« Die Banalität des Bösen.

Uwe Wesel

Lesen Sie mal

GEORG SIMMEL
Das Individuum und die Freiheit
Wie bewahrt das Individuum seine Freiheit, ohne der Last der Vergangenheit und den Schrecken der Zukunft anheimzufallen?
Broschur. 224 Seiten. DM 28.–

RUDI DUTSCHKE
Versuch, Lenin auf die Füße zu stellen
Über den halbasiatischen und den westeuropäischen Weg zum Sozialismus
Broschur. 352 Seiten. DM 24.80

PETER BRÜCKNER
Versuch, uns und anderen die Bundesrepublik zu erklären
»Brückners Fragen sind so bohrend wie seine historischen Assoziationen erhellend.«
Fritz J. Raddatz in ›Die Zeit‹
Broschur. 180 Seiten. DM 19.80

JAVIER TOMEO *Der Marquis schreibt einen unerhörten Brief*
»Eine Reflexion über die unheilbare Einsamkeit – ein erzählerischer Genuß.«
El Pais, Madrid
Quartheft 125. 128 Seiten. DM 16.80

WOLFGANG DEICHSEL *Zappzarapp*
Die Panik der Clowns hinterm Vorhang
Über das Zusammenstoßen dreier Köpfe und den Nachhall
Quartheft 126. 80 Seiten. DM 12.80

Wagenbach

Ahornstraße 4 1 Berlin 30

Hortense von Heppe, geb. 1941. Malerin. Lebt in Berlin.

Eduardo Labarca ist chilenischer Journalist und Schriftsteller. Lebt im Exil in Paris.

Marina Moeller-Gambaroff, geb. 1943, ist Psychoanalytikerin in Frankfurt. Im Herbst erscheint eine Sammlung ihrer Kursbuch-Artikel und anderer Aufsätze unter dem Titel *Utopie der Treue* (Rowohlt Verlag).

Peter Sichrovsky, geb. 1947 in Wien, studierte Chemie, Pharmazie, Philosophie. Lebt als freier Schriftsteller in Berlin. Zahlreiche Sachbücher und Reportagen. Zuletzt publizierte er (als Co-Autor) *Bittere Pillen* (Köln 1983) und *Krankheit auf Rezept* (Köln 1984).

Joseph von Westphalen, geb. 1945, Redakteur bei *Westermanns Monatsheften*, Reportagen in *TransAtlantik*, Herausgeber (zusammen mit Klaus Konjetzky) der Anthologie *Die Stillenden Väter*. Lebt in Müchen.

Jörg Bopp, geb. 1938, ist Psychotherapeut und lebt in Frankfurt. Beiträge in *Kursbuch* 55, 58, 60 und 65. 1983 erschien von ihm der Band *Jugend* (Kreuz Verlag).

Eva Dane, Mutter von vier erwachsenen Kindern, studierte Psychologie und Philosophie. Schreibt zur Zeit ihre Dissertation über die Rolle der Eltern in der Sozialisation von Frauen. Lebt in Braunschweig.

Bei dem Text von *Catherine Hayes* handelt es sich um eine gekürzte Fassung ihres 1982 in London uraufgeführten Theaterstücks »Skirmishes«. Den vollständigen Text hat der Bühnenverlag Gerhard Pegler unter dem Titel »Töchter« verlegt. Wir danken für die Abdruckgenehmigung.

Irene Böhme, geb. 1933, studierte Journalistik und Theaterwissenschaft in Leipzig und arbeitet seit 1982 als Dramaturgin in Berlin West. Zuletzt erschien von ihr *Die da drüben. Sieben Kapitel DDR* (Rotbuch Verlag).

Sylvia Kade, geb. 1943, arbeitet als Soziologin in Frankfurt und promoviert über den »Mütterlichen Alltag«.

Antje Bauer, geb. 1954, lebt als freie Journalistin und Übersetzerin in Berlin.

Marie Luise Kaltenegger, geb. 1945, lebt als freie Journalistin in Wien.

Yvonne Schütze, geb. 1940, arbeitet als Soziologin am Berliner Max-Planck-Institut für Bildungsforschung in Berlin (vgl. auch ihren Beitrag in *Kursbuch 72* »Die neuen Kinder«).

Stefan Welzk, geb. 1942, Physiker, Philosoph und Ökonom, lebt in Holland und befaßt sich vor allem mit Konzernverhalten und Wirtschaftskrise (vgl. auch *Kursbuch* 68, 69, 74)

Kursbuch 77 **Politik machen** September 1984

Staatstheater Bonn: Es geht um die Inszenierung von Politik, ihre Darbietung, die Kulissen und Requisiten. Die Dramaturgen, die Souffleure, das Publikum . . . Denn Politik – das leugnen nur Fundamentalisten und Gesinnungsbolde – *wird gemacht*, mit Hilfe von Routinen und Ritualen, von Mimen und Masken.

Kursbuch 78 **Lust an der Theorie** Dezember 1984

Wenn man in der Kneipe sitzt und über irgendein Phänomen redet und einer hebt an: »Also, dazu habe ich eine Theorie . . .«, spitzen die anderen die Ohren. Ad-hoc-Theorien, Cash-Theorien – darauf fliegen wir abgeklärten Anhänger der Aufklärung. Müde aber wird abgewunken, wenn eine genuin theoretische Anstrengung gefordert wird. Im akademischen Bereich herrscht Theorie-Überdruß. Da treibt man die ewige Selbstreflexion der Wissenschaft oder Action research mit Begleitforschung zum Zweck der Rückbindung der Kopfarbeit an die Praxis oder den Bauch. Warum das so ist? Also dazu haben wir eine Theorie.

Die legendäre Zeitschrift
von Magnus Hirschfeld.
2 Bde. à 304 und 312 S.,
je Bd. DM 34,–

Morgenthaler über Sexualität, 196 S., DM 24,80.

FRITZ MORGENTHALER

HOMOSEXUALITÄT
HETEROSEXUALITÄT
PERVERSION

Ernst Federn
Manfred Pohlen
Sophinette Becker
Hans Becker
Mario Erdheim
Margarete Mitscherlich-Nielsen
Marie Langer
Goldy Parin-Matthèy
Thomas Leithäuser
Alfred Lorenzer
Ulrich Irion
Sigrun Anselm
Robert Heim
Michael Wetzel
Lutz Rosenkötter
Johannes Cremerius
Mechthild Krüger-Zeul
Karola Brede
Helmut Dahmer
Susann Heenen
Klaus Kennel
Hans-Martin Lohmann
Fritz Morgenthaler
Paul Parin
Wolfgang Preikschat

Die Psychoanalyse auf der Couch

336 S., DM 34,–

Im Qumran Verlag
Bäckerweg 32 · 6 Frankfurt 1

edico international

Unterstützt

FRAUEN

IN ALLER WELT

medico international fördert soziale und medizinische Entwicklungsprojekte mit dem Ziel der Aufhebung der weltweiten Diskriminierung von Frauen.

Unterstützen Sie unsere Arbeit durch Spenden auf das **KONTO 1800** bei der Frankfurter Stadtsparkasse.

Näheres Informationsmaterial stellen wir Ihnen gerne zur Verfügung:

medico international
Hanauer Landstraße 147-149
6000 Frankfurt am Main

medico international

14-286

Für die Zeit vor Sendeschluß

z.B.

Herta Müller
Niederungen

Prosa
Rotbuch 285 · 144 Seiten
DM 13

Herta Müller lebt in Rumänien. Sie spricht und schreibt in deutscher Sprache. Die Vorfahren von Herta Müller sind vor langer Zeit aus Schwaben eingewandert: »Jeder hat bei seiner Einwanderung einen Frosch mitgebracht. Seitdem es die gibt, loben sie sich, daß sie Deutsche sind, und reden über ihre Frösche nie, und glauben, daß es das, wovon zu reden man sich weigert, auch nicht gibt. Dann kam der Schlaf. Ich fiel in ein großes Tintenfaß. So dunkel mußte es im Schwarzwald sein. Draußen quakten ihre deutschen Frösche.«

und

Claus Leggewie
Kofferträger

Das Algerien-Projekt der Linken im Adenauer-Deutschland
Rotbuch 286 · 208 Seiten
ca. DM 16 (Abo 15)

Im verschlafenen Osnabrück produziert eine politische ***Falschmünzerbande*** *lupenreine Blüten, auf der* ***Diplomatenrennbahn*** *zwischen Bonn und Bad Godesberg strecken Attentäter der* ***Roten Hand*** *einen arabischen Diplomaten nieder,* ***Captain Morris*** *bekommt es mit* ***Pedro, dem Einäugigen,*** *zu tun und* ***Ben Wisch*** *transportiert kofferweise Geld für eine des Terrorismus bezichtigte Befreiungsbewegung . . .*
Claus Leggewie rekonstruiert eine unbekannte Geschichte der 50er Jahre, er wirft einen Blick auf den Vorläufer des Vietnam-Protestes, ***das Algerien-Projekt.***

Wer mehr über unsere Bücher wissen will, *der sollte flugs seine Adresse auf eine Karte schreiben, eine Briefmarke finden und das ganze zum Briefkasten tragen. Denn dann bekommt man/frau unverzüglich und kostenlos das 80-seitige* ***»Kleine Rotbuch«****, unseren Almanach. Rotbuch Verlag, Potsdamer Str. 98, 1000 Berlin 30*

Rotbuch Verlag

und

Anna Jonas
Sophie und andere Pausen

Rotbuch 287 · 96 Seiten
DM 12

Verflucht

ich habe meine Träume geliebt
und ich hab sie verflucht
weil sie Träume waren
jetzt kommen
meine verfluchten Träume
bei Tag und bei Nacht
verflucht ich hab sie geliebt
wie ich sie jetzt hasse
sie kommen und gehen
kommen und kommen
gehen nie wieder
verflucht

und

Agentur Standard Text
Vogelsberg

Endlosroman
Erster Teil
Rotbuch 289 · ca. 280 Seiten
ca. DM 18
erscheint Ende Juni

»Wir begannen sofort mit der Kartographierung der Region. Einer machte sich auf, Rotweindepots in den Wäldern der nächsten Umgebung anzulegen, falls Kämpfe zunehmen und die Versorgungslage prekär werden könnte. Nichts dergleichen geschah. Es war stinklangweilig. Man kam nicht umhin, die wesentlichen Dinge einfach zu erfinden. Stundenlang telefonierten wir irgendwelchen Luftaufnahmen hinterher. Mit Mühe konnten wir einen von uns gerade noch davon abhalten, alle Begrenzungspfähle an der B 257 zu zählen.«

Neuerscheinungen Frühjahr '84

Freie Männer braucht das Land

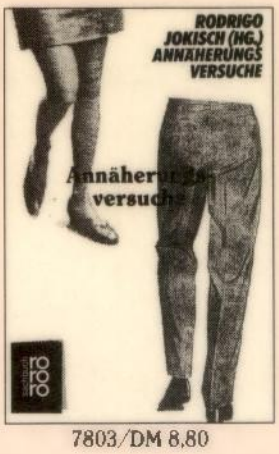
7834/DM 9,80

7769/DM 7,80

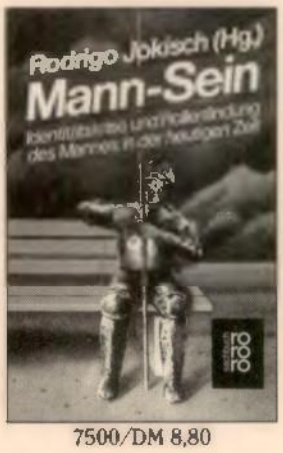
7751/DM 9,80

Überlegungen – Informationen – Erfahrungen

Cheryl Benard/
Edit Schlaffer
Der Mann auf der Straße
Über das merkwürdige Verhalten von Männern in ganz alltäglichen Situationen
7305/DM 7,80



7803/DM 8,80



7500/DM 8,80

Tor Nørretranders
Hingabe
Über den Orgasmus des Mannes. 7759/DM 7,80

7658/DM 14,80

Martin Siems
Coming out
Hilfen zur homosexuellen Emanzipation
7808/DM 7,80

Herb Goldberg
Der verunsicherte Mann
Wege zu einer neuen Identität aus psychotherapeutischer Sicht
7256/DM 5,80

7763/DM 8,80

Gerhard Vinnai
Das Elend der Männlichkeit
Heterosexualität, Homosexualität und ökonomische Struktur
7076/DM 9,80

Der erste deutsche Taschenbuch Verlag

ro ro ro

Programm- und Preisänderungen vorbehalten